PVZ

PS
3507
.R55
A73
v.2

THEODORE DREISER

Eine amerikanische Tragödie

ROMAN

Zweiter Band

10-92

CONCORDIA COLLEGE LIBRARY
BRONXVILLE, N.Y. 10708

87610

1927

PAUL ZSOLNAY VERLAG
Berlin · Wien · Leipzig

Die Übersetzung aus dem Englischen besorgte
Marianne Schön

Erstes bis Zehntes Tausend

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1927 by Paul Zsolnay Verlag Ges. m. b. H.
Berlin/Wien/Leipzig/Einbandentwurf Rudolf Geyer
Gedruckt bei R. M. Rohrer in Baden

Zweites Buch

(Fortsetzung)

Zwölftes Kapitel

Fünfundzwanzig Dollar in der Woche! Leiter einer Abteilung zu sein, die fünfundzwanzig Mädchen beschäftigte! Wieder einen anständigen Anzug tragen zu können! An seinem Bureauschreibtisch mit einer reizenden Aussicht auf den Fluß fühlte Clyde sich nach zwei Monaten schwerer Arbeit in jener elenden Abteilung dort unten als jemand halbwegs Wichtiger in diesem riesigen Betriebe. Wegen seiner Verwandtschaft und neuen Würde stellten sich Whiggam und Liggett von Zeit zu Zeit mit Ratschlägen und wohlgemeinten, hilfreichen Bemerkungen ein, und auch einige der anderen Abteilungsleiter aus dem vorderen Bureau, zum Beispiel ein Revisor und ein Reklamechef, kamen vorbei, um ihn zu begrüßen. Und als er die Einzelheiten der Arbeit soweit beherrschte, konnte er manchmal um sich sehen und sich für die Fabrik als Ganzes und ihre Herstellungsmethoden und Vorräte interessieren, zum Beispiel dafür, wo die großen Ballen Leinen und Baumwollstoff herkamen, wie sie in einem riesigen Saale zugeschnitten wurden, der über diesem lag und in dem Hunderte sehr geübter Zuschneider saßen, die alle sehr hohe Löhne bezogen. Die Fabrik hatte ein Bureau zur Aufnahme von Arbeitskräften, einen Werksarzt, ein Werkspital und einen besonderen Speisesaal im Hauptgebäude, in dem die Beamten (aber auch nur diese) essen konnten und in dem auch Clyde jetzt als wirklicher Abteilungsleiter mit den anderen seinen Lunch einnehmen konnte, wenn er Lust hatte und es sich leisten durfte. Bald erfuhr er auch, daß es ein paar Meilen außerhalb von Lycurgus, in der Nähe eines Örtchens am Mohawk

namens Van Troup, einen Klub der Fabrikbeamten gab, dem die meisten Abteilungsleiter der verschiedenen Fabriken angehörten, aber leider hieß es auch, daß Griffiths & Co. es nicht sehr gerne sahen, wenn ihre Beamten mit jenen der anderen Unternehmungen verkehrten, weshalb es die meisten unterließen. Aber, wie Liggett einmal ihm gegenüber erwähnte, er als Mitglied der Familie konnte darin wahrscheinlich nach eigenem Gutdünken handeln. Auf Grund von Gilberts ernsten Ermahnungen und seiner verwandtschaftlichen Beziehungen hielt er es jedoch für besser, so abseits als möglich zu bleiben, und so lächelte er bloß und zeigte sich so freundlich als möglich gegen alle. Obwohl er auf diese Weise viel einsamer war als sonst, ging er an Samstag- und Sonntagnachmittagen, um Dillard und andere seiner Sippschaft zu vermeiden, geradewegs in sein Zimmer oder in einen der öffentlichen Parks, ja, er begann sogar eine der größten presbyterianischen Kirchen, die Zweite oder High Street Church zu besuchen, von der er gehört hatte, daß die Familie Griffiths dort zeitweise zu sehen wäre, um bei seinem Onkel und Vetter einen guten Eindruck hervorzurufen und in ihrer Achtung zu steigen. Nie aber traf er mit ihnen persönlich zusammen, da sie von Juni bis September ihre Weekends am Greenwood Lake verbrachten, wo sich noch immer größtenteils das gesellschaftliche Leben der Umgebung abspielte.

In bezug auf seine Gesellschaft war das Sommerleben von Lycurgus tatsächlich sehr langweilig. Nichts ereignete sich dann in der Stadt, obwohl vorher, im Mai, verschiedene Feste der Griffiths und ihrer Freunde stattgefunden hatten, von denen Clyde entweder gelesen oder die er aus der Ferne beobachtet hatte; eine Maturafeier mit Ball in der Snedeker School, ein Gartenfest bei Griffiths mit einer gestreiften Markise über dem Rasen und Lampions zwischen den Bäumen. Clyde hatte

es ganz zufällig beobachtet, als er eines Abends allein in der Stadt spazieren ging. Mancher neugierige und sehnsüchtige Gedanke an jene Familie, ihre hohe Würde und an seine Beziehungen zu ihr stieg in ihm auf. Aber nachdem sie ihn jetzt in einer kleinen, nicht sehr schwierigen Stellung untergebracht hatten, war er aus ihrem Gedächtnis entschwunden. Er machte sich ganz gut und vielleicht würde man sich später wieder einmal um ihn kümmern.

Bald darauf las er im „Star", daß der alljährliche Autoblumenkorso mit einer Blumenschlacht der Städte Fonda, Gloversville, Amsterdam, Schenectady heuer am 20. Juni in Lycurgus stattfinden sollte und vom „Star" als das letzte größere Fest vor der alljährlichen Flucht an die Seen und in die Berge bezeichnet wurde. Abgesehen von Gilbert, waren auch Bella, Bertine und Sondra als Streiter und Verteidiger der Ehre von Lycurgus genannt, und da dieses Fest an einem Samstagnachmittag veranstaltet wurde, hatte Clyde, der sich so schön als möglich gemacht, noch einmal Gelegenheit, jenes junge Mädchen zu sehen, in das er sich so verliebt hatte. Sie ragte aus einem Strom weißer Rosen hervor und lenkte ihr Fahrzeug mit einem Ruder, das mit gelben Narzissen bekränzt war — eine blumige Darstellung einer indianischen Sage über den Mohawkfluß. Mit ihrem dunklen, indianisch frisierten Haar, in dem eine gelbe Feder und gelbe Blumen steckten, war sie so berückend, daß sie nicht nur einen Preis, sondern auch Clydes Herz von neuem gewann. Wie herrlich müßte es sein, dieser Welt anzugehören! Bei dieser Gelegenheit sah er auch Gilbert Griffiths, der in Begleitung eines sehr schönen Mädchens eines der vier Flöße chauffierte, die die Jahreszeiten darstellten. Das seine sollte der Winter sein, und jene junge Dame trug weißen Hermelin und überall weiße Rosen statt des Schnees. Gleich dahinter kam ein Floß mit Bella

Griffiths als Frühling, die, ganz in Schleiergewänder gehüllt, neben einem Wasserfall dunkelvioletter Veilchen kauerte. Die Wirkung war eine feenhafte, und Clyde verfiel in Gedanken über Liebe, Jugend und Poesie, die hinreißend und dabei doch äußerst schmerzlich für ihn waren. Vielleicht hätte er sich doch an Rita halten sollen!

Unterdessen lebte er weiter wie bisher, nur etwas großzügiger in seinen eigenen Plänen, denn das erste, was er mit seinem höheren Gehalt zu tun beabsichtigte, war, von Mrs. Cuppy fortzuziehen und sich ein Zimmer zu nehmen, das, wenn auch unvorteilhafter in der Entfernung, doch in einer besseren Straße gelegen wäre. Dadurch würde auch jeder Kontakt mit Dillard vermieden werden. Konnte ihn nicht jetzt nach seiner Beförderung ein Stellvertreter seines Onkels oder Gilberts besuchen wollen, und was würde ein solcher von ihm denken, wenn er ihn in einem so kleinen Zimmer traf, wie jenem, das er jetzt bewohnte?

Dank seiner Gehaltserhöhung und seinem Namen gelang es ihm, zehn Tage später ein Zimmer in einer schöneren Straße zu finden, in der Jefferson Avenue, die eine Parallelstraße der Wykeagy Avenue war und nur ein paar Häuser weiter draußen verlief. Die Wohnung gehörte der Witwe eines Fabrikdirektors, die zwei Zimmer ohne Verpflegung vermietete, da die Wohnung über das Maß dessen hinausging, was ihrer Stellung in Lycurgus entsprach.

Mrs. Peyton, die seit langem hier lebte und viel von den Griffiths gehört hatte, fiel nicht nur der Name, sondern auch Clydes Ähnlichkeit mit Gilbert auf, und da sie sich brennend für die Griffiths und für seine Person überhaupt interessierte, bot sie ihm ein ungewöhnlich schönes Zimmer um den lächerlichen Betrag von fünf Dollar wöchentlich und er nahm sofort an.

Aber obwohl er so schwerwiegende Entschlüsse in bezug auf den Verkehr mit seinen Untergebenen gefaßt hatte, gelang es ihm während seiner Tätigkeit in der Fabrik dennoch nicht immer, seine Gedanken nur auf den mechanischen, gewohnheitsmäßigen Gang der Arbeit zu konzentrieren und von dieser Schar junger Mädchen als solcher abzusehen, zumal doch wenigstens einige unter ihnen recht anziehend waren. Denn es war Sommer, Ende Juni, und über die ganze Fabrik schien sich besonders gegen zwei, drei und vier Uhr nachmittag, wenn die endlose Wiederholung der Handgriffe wie ein Alp auf alle drückte, eine Teilnahmslosigkeit und Indolenz zu legen, die von Müdigkeit und in einigen Fällen von Sinnlichkeit nicht weit entfernt war. Es gab so viele Frauen und Mädchen der verschiedensten Typen und Temperamente und hier waren sie so weit von Männern und Vergnügungen jeglicher Art — eigentlich ganz unter sich bis auf ihn. Außerdem war die Luft drinnen fast immer schwül und drückend, und durch die vom Boden bis zur Decke reichenden offenen Fenster konnte man den rauschenden und plätschernden Mohawk und seine von Rasen eingefaßten und stellenweise von schattigen Bäumen bestandenen Ufer sehen, die immer von Freuden zu sprechen schienen, die man im Herumschlendern dort finden konnte. Da diese Arbeiterinnen nur mechanisch beschäftigt waren, konnten ihre Gedanken frei von einem eingebildeten Vergnügen zum anderen schweifen und sie dachten fast immer an sich und was sie täten, wenn sie nicht an diese Tretmühle gefesselt wären.

Wegen ihres ungestümen und leidenschaftlichen Wesens neigten sie dazu, ihre Gedanken auf den nächsten Gegenstand zu konzentrieren, und da Clyde fast immer der einzig anwesende Mann war und damals seine besten Kleider trug, richteten sie sich eben auf ihn. Es herrschten die phantastischesten Be-

griffe in bezug auf seinen Privatverkehr mit den Griffiths und ihresgleichen, das Wie und Wo seiner Wohnung und seines Lebens und die Art Mädchen, die ihm gefallen mochten. Und wenn Clyde sich durch Gilbert Griffiths' Äußerungen nicht allzu eingeschränkt fühlte, dachte er besonders an einige von ihnen in einer die Sinnlichkeit streifenden Weise. Denn trotz der Wünsche der Griffiths und trotz oder vielleicht wegen der verabschiedeten Rita begann er sich für drei dieser Mädchen zu interessieren. Dieses Trio war von sehr weltlicher und vergnügungssüchtiger Art und fand Clyde sehr hübsch. Ruza Nikoforitsch, eine große, blonde und sinnliche russische Amerikanerin mit schwimmenden braunen Augen, einer breiten Stumpfnase und einem starken Kinn, fühlte sich besonders zu ihm hingezogen. Sein Betragen war jedoch ein solches, daß sie es kaum wagte, an ihn zu denken; mit seinem glatten Scheitel und dem buntgestreiften Hemd, dessen Ärmel bei diesem Wetter bis zum Ellbogen aufgerollt waren, schien er fast zu vollkommen für diese Welt zu sein. Sie bewunderte seine hellglänzenden, braunen Schuhe, seinen schwarzen Ledergürtel mit der glänzenden Schnalle und seine lose geknüpfte Krawatte.

Martha Bordaloue, eine muntere, kleine, französische Kanadierin von niedlicher, wenn auch runder Gestalt, mit hübschen Fesseln, rötlichblondem Haar, grünblauen Augen, dicken, roten Wangen und plumpen, aber kleinen Händen, sah in ihrer Unbildung und Sinnlichkeit in Clyde jemanden, den sie, wenn er wollte, auch nur für eine Stunde willkommen und dazu höchst freudig willkommen heißen würde. Sie hatte etwas Wildes und Raubtierhaftes an sich und haßte alle und jede glühend, die es auch nur versuchen wollte, ihm zu gefallen. Aus diesem Grunde verachtete sie Ruza, denn sie sah, daß diese sich an Clyde anzulehnen oder anzuschmiegen

trachtete, wann immer er ihr genügend nahe kam. Sie selbst aber versuchte jedes einzelne ihr bekannte Hilfsmittel: das Öffnen ihrer Bluse bis unterhalb des Ansatzes ihrer weißen Brust, das Hinaufschieben ihres Rockes bis zu den Knien, das Freilassen ihrer vollen runden Arme bis zur Schulter, um ihm zu zeigen, daß sie zum mindesten in körperlicher Hinsicht seiner Beachtung würdig sei. Und ihre wohlberechneten Seufzer und schmachtenden Blicke veranlaßten Ruza eines Tages zu dem Ausruf: „So eine französische Katze! Er soll sie nur einmal anschauen!" Und sie hatte gute Lust, ihr Clydes wegen eine Ohrfeige zu geben.

Die dritte war die stämmige, lustige Flora Brandt, die typische Amerikanerin niederer Sorte, mit derben, aber fesselnden Zügen, schwarzem Haar, großen, feuchten und langbewimperten Augen, einer Stumpfnase, vollem sinnlichen, aber hübschen Mund und einem kräftigen, nicht ungraziösen Körper. Nachdem er kurze Zeit hier gewesen, sah sie ihn fortwährend mit einem Blick an, als wollte sie sagen: „Wie, du findest mich nicht hübsch? Du kannst mich noch immer ignorieren? Es gibt eine Menge Burschen, die entzückt wären, solche Aussichten zu haben wie du, das kann ich dir sagen."

Da sie so verschieden, dabei gewöhnlicher, weniger behütet und nicht so sehr auf den äußeren Schein ihres Verkehrs bedacht schienen, kam Clyde nach einiger Zeit der Gedanke, daß es möglich sein müßte, mit einer oder der anderen oder auch mit allen dreien abwechselnd zu spielen, ohne dabei von den anderen entdeckt zu werden, besonders wenn er ihnen vorher einschärfte, daß es schon eine Herablassung seinerseits sei, sie überhaupt zu beachten. Nach ihrem Benehmen zu urteilen, würden sie ihn gerne belohnen, ihm irgendwo zu Willen sein und nachher nichts dabei finden, wenn er sich nicht weiter um sie kümmerte, um seine Stellung in der Fabrik aufrecht-

zuerhalten. Aber da er Gilbert Griffiths sein Wort gegeben hatte, wollte er es nicht brechen; das waren nur Gedanken, die ihm manchmal wegen dieser für ihn äußerst heikligen Situation einfielen. Er hatte ein Temperament, das leicht und oft lichterloh durch die Anziehung des Blutes und den Glanz der Schönheit entflammt wurde und der Lockung, vielmehr noch der Forderung der Sinnlichkeit nur schwer widerstehen konnte. Das Betragen und die Annäherungsversuche jeder einzelnen führte ihn manchmal stark in Versuchung, besonders in diesen heißen, erschlaffenden Sommertagen, wo er nirgends hingehen konnte und nicht einen einzigen Freund zum Umgang hatte. Von Zeit zu Zeit schien es ihm äußerst schwierig, sich jenen Mädchen nicht zu nähern, die ihn so gerne verlocken wollten, obwohl er angesichts ihrer deutlichen Blicke und Rippenstöße eine gut gespielte Gleichgültigkeit heuchelte, die für ihn eine ganz große Kraftanstrengung bedeutete.

Aber gerade um jene Zeit kam ein Ansturm von Bestellungen, der es nach Whiggams und Liggetts Rat erforderte, daß Clyde ein paar Aushilfskräfte aufnahm. Diese mußten so lange für den geringen Betrag arbeiten, den sie für die Stückzahl erhielten, bis sie die Handgriffe beherrschten, worauf sie natürlich auch mehr verdienen konnten. Es gab immer eine Menge Mädchen, die sich in der Stellenabteilung des Hauptbureaus meldeten, und in flauen Zeiten wurden alle abgewiesen oder eine Tafel aufgehängt: „Keine Aufnahme von Hilfskräften".

Da Clyde indessen ziemlich neu bei der Sache war und noch niemanden aufgenommen oder entlassen hatte, beschlossen Whiggam und Liggett, daß dieser, der seinerseits Aushilfsnäherinnen suchte, zunächst alle auf diese Weise hinaufgeschickten Hilfskräfte prüfen sollte. Falls sich welche darunter fanden, die gute Stemplerinnen werden konnten,

sollten sie mit einer Empfehlung an Clyde geschickt werden. Vorher aber erklärte Liggett Clyde sehr deutlich, daß diesen zeitweisen Aufnahmen und Entlassungen eine bestimmte Methode zugrunde lag. Niemals durfte man in einer neuen Angestellten, so sehr sie sich auch bewährte, das Gefühl erwecken, daß sie mehr als nur annähernd entsprach, bevor ihre Fähigkeiten nicht gründlichst geprüft waren. Es hinderte ihre eigene Entwicklung als Stückarbeiterin, die das Höchste war, das man von ihr erwarten konnte. Man konnte auch so viele Mädchen aufnehmen, als man brauchte, um die augenblickliche Lage zu meistern und sie nachher, wenn der Ansturm vorüber war, ebenso ungehindert entlassen, außer es fand sich eine besonders flinke Arbeiterin unter den Neulingen, dann war es immer ratsam, sie zu behalten und entweder jemand weniger Tüchtigen zu entlassen oder in eine andere Abteilung zu versetzen, um Raum für neue Kräfte zu schaffen.

Am Tage nach dieser Bekanntmachung erschienen, immer unter Liggetts Führung, zu verschiedenen Zeiten vier Mädchen. Dieser sagte jedesmal zu Clyde: „Ich glaube, dieses Mädchen wäre das richtige für Sie. Sie heißt Miß Tyndal und man könnte es mit ihr versuchen." Oder: „Wollen Sie nicht versuchen, ob dieses Mädchen sich für Sie eignet?" Clyde fragte sie hierauf nach ihrer früheren Arbeit, ihren diesbezüglichen Erfahrungen und ob sie allein oder in ihrem Elternhause hier in Lycurgus lebte, da alleinstehende Mädchen in der Fabrik nicht sehr gerne gesehen wurden. Dann erklärte er ihnen Art und Bezahlung der Arbeit und rief Miß Todd, die sie zuerst in den Erholungsraum mit den Schränken für ihre Mäntel führte und ihnen dann an einem der Tische zeigte, was sie zu tun hatten. Späterhin war es dann Sache Clydes und Miß Todds, nachzusehen, wie sie mit der Arbeit weiterkamen und ob es dafürstand, sie zu behalten, oder nicht.

Ausgenommen die Mädchen, die ihn so deutlich anzogen, hatte Clyde bis jetzt keinen sehr günstigen Eindruck von dem Typus der hiesigen Arbeiterin gehabt. Zumeist hatte er sie alle ziemlich dumm und schwerfällig gefunden und war der Meinung gewesen, daß es möglich sein müßte, gewandtere Mädchen zu finden. Gab es denn nichts Besseres unter den Arbeiterinnen von Lycurgus? Die meisten hatten ungeschickte Hände, breite Gesichter, dicke Beine und Knöchel. Manche sprachen sogar mit Akzent, waren Polinnen oder Kinder von Polen, die in jenem Arbeiterviertel nördlich der Fabrik lebten und deren einziges Interesse darin bestand, einen Burschen zu finden und mit ihm tanzen zu gehen. Ebenso war es Clyde aufgefallen, daß die Amerikanerinnen hier von wesentlich anderer Art waren; sie waren schlanker, eckiger, sensitiver und von einer Zurückhaltung, die in sittlichen, religiösen und Rassenvorurteilen ihren Grund hatte, und die ihnen anscheinend nicht gestattete, mit jenen anderen Mädchen oder mit irgendeinem Manne zu verkehren.

Unter den Aushilfsarbeiterinnen, die an diesem und den folgenden Tagen zu ihm gebracht wurden, kam endlich eine, die Clyde besser gefiel als irgendein Mädchen, das er bis jetzt hier gesehen hatte. Er fand sie auf den ersten Blick geweckter und einnehmender, sozusagen geistiger veranlagt, obwohl sie nicht schwächlicher, sondern nur graziöser gebaut war. Als er sie zum erstenmal sah, schien sie ihm einen solchen Reiz zu besitzen, wie keine andere in diesem Saal, einen gewissen Ernst und ein Staunen, vereint mit Selbstvertrauen und einer Entschlossenheit, die sie sofort als jemanden kennzeichneten, der ein hervorragendes Maß von Willen und Überzeugung sein eigen nannte. Trotzdem war sie nach ihrem eigenen Ausspruch gänzlich unerfahren in dieser Arbeit und vollkommen unsicher, ob sie sich hier oder anderswo bewähren würde.

Sie hieß Roberta Alden und hatte, wie sie ihm sofort mit-

teilte, früher in einer kleinen Wirkwarenfabrik in einem Ort namens Trippetts Mills, fünfzig Meilen nördlich von Lycurgus, gearbeitet. Sie trug ein braunes, nicht allzu neu aussehendes Hütchen, das ihr schmales Gesicht mit den hübschen, regelmäßigen Zügen und ihr glänzendes, hellbraunes Haar fast ganz verdeckte. Ihre Augen waren von einem durchscheinenden Graublau, ihr Kleid unauffällig und ihre Schuhe nicht neu, aber ziemlich fest. Sie sah praktisch und ernsthaft, dabei klug, reinlich und willig aus und schien so viel Freudigkeit und Lebenskraft zu besitzen, daß sie ihm ebenso gut gefiel wie Liggett vor ihm. Sichtlich stand sie über dem Durchschnitt der Mädchen in diesem Saale, und er staunte über sie, denn während er mit ihr sprach, schien sie so ernsthaft und sogar aufgeregt, als wäre das Resultat dieser Unterredung ein großes Erlebnis für sie.

Sie erzählte, daß sie bis jetzt bei ihren Eltern in der Nähe eines Ortes namens Biltz gelebt hatte, jetzt aber bei Bekannten hier wohne, und sprach so ehrlich und einfach, daß Clyde darüber ganz gerührt war und ihr schon aus diesem Grunde gerne behilflich sein wollte. Andererseits überlegte er, ob sie nicht eigentlich über der Arbeit stand, um die sie sich bewarb. Ihre Augen waren so groß, so blau und ehrlich, Nase, Mund, Ohren und Hände so klein und so hübsch!

„Wollen Sie in Lycurgus bleiben, wenn Sie hier Arbeit finden?" fragte er, hauptsächlich, um mit ihr sprechen zu können.

„Ja", sagte sie und sah ihn offen und ehrlich an.

„Nochmals, wie ist Ihr Name?" Er nahm ein Aufnahmeblatt zur Hand.

„Roberta Alden."

„Und Ihre hiesige Adresse?"

„Taylorstreet 228."

„Ich weiß nicht einmal, wo das ist", erklärte er ihr aus

reiner Freude am Gespräch. „Ich bin selbst noch nicht sehr lange hier, müssen Sie wissen." Er wunderte sich nachher, warum er ihr so rasch etwas von sich erzählt hatte. Dann fügte er hinzu: „Ich weiß nicht, ob Mr. Liggett Ihnen alles über die Arbeit hier mitgeteilt hat. Wie Sie wissen, ist es Akkordarbeit, das Stempeln von Kragen. Wenn Sie hierher kommen wollen, werde ich es Ihnen zeigen." Er führte sie zu einem in der Nähe befindlichen Tische, an dem die Stemplerinnen saßen. Nachdem er sie hatte zuschauen lassen, ergriff er, ohne Miß Todd zu rufen, einen Kragen und zeigte ihr alles, was ihm einmal erklärt worden war.

Er wurde ein wenig unruhig und verlegen durch den Eifer, mit dem sie ihm und seinen Bewegungen zusah, und den Ernst, mit dem sie alles aufzufassen schien, was er sagte. Es lag etwas Forschendes und Eindringliches in ihrem Blick. Nachdem er ihr nochmals erklärt hatte, wieviel der Lohn für das Bündel ausmachte und wieviel manche im Vergleich zu anderen verdienten, und sie eingewilligt hatte, es zu versuchen, rief er Miß Todd, die sie in den Garderoberaum führte, damit sie dort Hut und Mantel ablege. Bald kehrte sie in den Saal zurück, die Wangen leicht gerötet, mit eifrigen und sehr ernsten Augen und einer Welle lichten Haares über der Stirn, und da sie auf Miß Todds Rat ihre Ärmel aufstreifte, konnte Clyde noch ihre sehr hübschen Unterarme sehen. Nun begann sie mit der Arbeit, und Clyde erkannte an ihren Bewegungen, daß sie sich flink und genau in ihrer Tätigkeit erweisen würde. Es schien ihr sehr daran zu liegen, diese Stelle zu bekommen und zu behalten.

Nach einiger Zeit ging er zu ihr hin und beobachtete sie, wie sie die neben ihr aufgehäuften Kragen ergriff, stempelte und zur Seite warf. Er bemerkte auch, wie rasch und ordentlich sie arbeitete, und als sie eine Sekunde lang aufblickte,

ihn ansah und ihm dabei unschuldig, aber herzlich und mutig zulächelte, lächelte er erfreut zurück.

„Ich glaube, es wird ganz gut gehen", sagte er und war davon überzeugt. Sofort blickte sie auf und lächelte von neuem, wenn auch nur einen Augenblick, und wider Willen war Clyde gerührt. Sie gefiel ihm, aber natürlich mußte er sowohl wegen seiner Stellung als wegen seines Versprechens gegenüber Gilbert sehr vorsichtig sein in Hinsicht auf ein Einverständnis mit einer der Arbeiterinnen dieses Saales. Und wenn sie ein noch so reizendes Geschöpf war wie diese — es durfte nicht sein; er hatte sich den anderen gegenüber beherrscht und mußte es auch in diesem Fall, so schwer es ihm auch ankommen mochte. Sie war sehr hübsch und niedlich, doch besann er sich, daß auch sie eine Arbeiterin war — ein Fabrikmädel, wie Gilbert sie genannt hätte — und er ihr Vorgesetzter. Aber sie war zu hübsch und niedlich!

Er ging zu den anderen heute neu Eingetretenen, und als er zu Miß Todd kam, bat er sie, ihm baldigst zu berichten, wie es Miß Alden mit der Arbeit ginge.

Aber während er mit Roberta gesprochen und sie ihm zugelächelt hatte, hatte die zwei Tische weiter sitzende Ruza Nikoforitsch ihre Nachbarin angestoßen und, ohne daß es jemand bemerkt hätte, zuerst mit den Augen und dann mit einer leisen Kopfbewegung auf Clyde und Roberta hingewiesen. Und als Clyde fortgegangen war und Roberta weiterarbeitete, beugte sie sich zu ihrer Freundin und flüsterte: „Er sagt ihr jetzt schon, daß es gehen wird!" Und diese erwiderte so leise, daß es niemand hören konnte: „Das kommt ziemlich schnell, nicht wahr? Und bisher hat er immer so getan, als wenn überhaupt niemand für ihn auf der Welt wäre!"

Dann lächelten die beiden sehr weise über ihr kostbares Geheimnis. Ruza Nikoforitsch war eifersüchtig.

Dreizehntes Kapitel

Die Gründe, warum ein Mädchen wie Roberta damals und in dieser Verwendung Arbeit bei Griffiths & Co. gesucht hatte, sind an sich nicht unwichtig. Denn ebenso wie Clyde über seine Familie und sein Leben dachte, betrachtete auch sie das ihre als eine große Enttäuschung. Sie war die Tochter von Titus Alden, einem Farmer in der Nähe von Biltz, einem kleinen, ungefähr fünfzig Meilen weiter nördlich gelegenen Ort im Kreise Mimico. Von ihrer frühesten Jugend an hatte sie nichts anderes gesehen als Armut. Ihr Vater, Ephraim Aldens jüngster Sohn, der schon vor ihm dort Farmer gewesen war, hatte, schon achtundvierzig Jahre alt, so wenig Glück gehabt, daß er immer noch in einem Hause lebte, das schon zur Zeit, da sein Vater es ihm vermacht, alt und reparaturbedürftig gewesen und jetzt nahe dem Verfall war. Es war früher einmal ein ausgezeichnetes Beispiel jenes glänzenden Geschmackes gewesen, dem wir die reizenden Giebel verdanken, die durchschnittlich jedes Haus und jede Straße in New-England schmücken. Jetzt machte es durch schlechten Anstrich, schadhafte Schindeln und das Fehlen der Steinplatten, die einst eine Art Weg von der Gartentür zum Hauseingang gebildet, einen herabgekommenen und so traurigen Eindruck, als wenn es sich räuspern und sagen wollte: ‚Nun, besonders gut geht es mir gerade nicht.'

Das Innere des Hauses entsprach seinem Äußeren. Die Fußböden und Stufen waren lose und krachten manchmal ganz erbärmlich. Einige Fenster hatten Rouleaux, andere

nicht. Ältere und neuere Möbel, alle in ziemlich schlechtem Zustande, bildeten durcheinandergewürfelt die Einrichtung, die man kaum zu schildern braucht.

Was Robertas Eltern betraf, so waren sie ausgezeichnete Typen jener eingeborenen Amerikaner, die sich den Tatsachen widersetzen und Illusionen nachhängen. Titus Alden war einer von vielen, die geboren werden, leben und sterben, ohne daß ihnen jemals etwas ganz gelingt. Sie erscheinen, zappeln blindlings umher und verschwinden im Nebel. Wie seine beiden Brüder, die älter und ebenso unbedeutend waren wie er selbst, war Titus nur deshalb ein Farmer, weil sein Vater es vor ihm gewesen war. Und er saß hier auf dieser Farm, weil er sie geerbt hatte und weil es einfacher war, zu bleiben und hier den Boden zu bearbeiten, als zu übersiedeln. Er war Republikaner, weil sein Vater vor ihm Republikaner gewesen und weil dieser Kreis republikanisch gesinnt war. Es fiel ihm nie ein, daß es auch anders sein könnte. Und ebenso wie in Politik und Religion hatte er alle seine Begriffe über Gut und Böse von seiner Umgebung übernommen. Kein einziges Mitglied dieser Familie hatte jemals ein ernstes, gescheites oder richtig aufklärendes Buch gelesen. Aber was Sitte, Moral und Religion betraf, waren sie nichtsdestoweniger ausgezeichnete, ehrliche, aufrechte, gottesfürchtige und hochachtbare Menschen.

Die Tochter dieser Eltern war trotz ihren natürlichen Gaben, die sie zu etwas Besserem befähigten, als die Welt, aus der sie stammte, doch teilweise ein Produkt jener religiösen und moralischen Begriffe, welche die Anschauungen der dortigen Geistlichkeit und darum auch der übrigen Bevölkerung bildeten. Infolge ihres warmen, phantasievollen und sinnlichen Wesens war sie mit fünfzehn, sechzehn Jahren von dem Traume erfüllt, den alle Evastöchter von der schönsten

bis zur häßlichsten träumen, dem Traum, der so alt ist wie die Welt: daß sie eines Tages, binnen kurzem das Herz eines Mannes oder mehrerer Männer unwiderstehlich betören würde.

So kam es, daß sie, obwohl sie während ihrer ganzen Kinder- und Mädchenzeit von drückender Armut gehört und darunter gelitten hatte, doch immer wieder kraft ihrer Phantasie auf Besserung hoffte. Wer wußte, vielleicht kam sie eines Tages in eine größere Stadt wie Albany oder Utica, in ein neues schöneres Leben!

Ach, was waren das für Träume! Später, zwischen ihrem vierzehnten und achtzehnten Jahre, wenn die frühe Maisonne jeden Baum im Obstgarten in einen rosigen Lampion verwandelte und der Boden von den duftenden, fallenden Blütenblättern übersät war, breitete sie ihre emporgehobenen, weit geöffneten Arme dem Leben entgegen, atmete tief auf und lachte oder seufzte. Leben, Jugend und Welt vor sich zu haben! An die Augen und das Lächeln irgendeines Jünglings zu denken, der zufällig an ihr vorbeigegangen war und sie angesehen hatte, der sie vielleicht nie mehr ansehen würde und dennoch durch seinen Blick ihre junge Seele zu Träumen erweckt hatte.

Trotzdem war sie scheu und zurückhaltend und fürchtete sich vor Männern, besonders vor den ziemlich derben, die ihrer Gegend heimisch waren. Diese zogen sich trotz ihrem für solche Landbewohner viel zu zarten Liebreiz vor ihr zurück, da ihre Schüchternheit und feinere Art sie abschreckte. Aber als sie mit sechzehn Jahren nach Biltz kam, um dort für fünf Dollar die Woche in Applemans Schnittwarenhandlung zu arbeiten, sah sie eine Menge junger Leute, die ihr gefallen hätten. Für ihre unerfahrenen Augen waren sie jedoch viel besser situiert als sie, und wie sie ihre eigene Familie einschätzte, blieb sie ganz überzeugt, daß sie ihnen nicht gefallen

konnte. So war es wieder ihre eigene Gesinnung, durch die ihr fast jeder gänzlich ferngehalten wurde. Sie blieb trotzdem bei Mr. Appleman, bis sie achtzehn vorüber war, obwohl sie fühlte, daß sie damit eigentlich nichts für sich selber tat, sondern nur allzufest an ihrem Elternhaus und ihrer Familie hing, die sie scheinbar brauchten.

Da geschah etwas, das für diesen Teil der Welt fast einer Revolution gleichkam: da die Arbeitskräfte in dieser rein ländlichen Gegend recht billig waren, wurde in Trippetts Mills eine kleine Wirkwarenfabrik gebaut. Und obwohl Roberta wegen der zu Hause herrschenden Ansichten und Begriffe diese Arbeit für entwürdigend hielt, lockten sie doch die Berichte über die hohen Löhne, die angeblich dort gezahlt wurden. So ging sie nach Trippetts Mills, wohnte im Hause eines Nachbars, der früher in Biltz gelebt hatte, und fuhr jeden Samstagnachmittag nach Hause, in der Hoffnung, auf diese Weise die Mittel zu einer weiteren praktischen Ausbildung, einem Kurs in einer Handelsschule in Homer oder Lycurgus, zu ersparen, der sie zu etwas Besserem, wie Buchhaltung oder Stenographie, befähigen sollte.

Mit diesem Plan und dem Versuch, dafür zu sparen, vergingen zwei Jahre. Denn obgleich sie unterdessen mehr — bis zu zwölf Dollar wöchentlich — verdiente, ging fast ihr ganzes Gehalt für ihre Familie auf; immer brauchten ihre verschiedenen Angehörigen irgendwelche Kleinigkeiten, und die Entbehrungen, unter denen sie litt, wollte sie anderen gerne ersparen.

So wie in Biltz sahen auch hier die meisten jungen Leute, die ihr in geistiger Hinsicht und im Wesen gleichkamen, auf den Typus der Fabrikarbeiterin herab, und obwohl Roberta von diesem Typus weit entfernt war, hatte sie durch ihren Umgang doch manches von seiner Psychologie angenommen.

So war sie jetzt auch ganz überzeugt, daß keiner von denen, die sie interessierten, sich ihr jemals nähern würde, jedenfalls nicht mit ehrlichen Absichten.

Inzwischen ereignete sich zweierlei, wodurch sie sich nicht nur mit der Frage einer Heirat, sondern mit ihrer Zukunft überhaupt beschäftigen mußte. Ihre zwanzigjährige, um drei Jahre jüngere Schwester Agnes hatte kürzlich einen jungen Lehrer wiedergetroffen, der vor einiger Zeit die Bezirksschule in der Nähe der Aldenschen Farm geleitet hatte, und da er ihr jetzt besser gefiel als früher, sich mit ihm verlobt. Das hieß nach Robertas Ansicht, daß sie selbst im Begriffe war, eine alte Jungfer zu werden, wenn sie nicht bald heiratete, aber sie sah keinen rechten Weg vor sich, bis eines Tages die Wirkwarenfabrik in Trippetts Mills ganz unerwartet geschlossen und nicht mehr wiedergeöffnet wurde. Sie kehrte nach Biltz zurück, um ihrer Mutter zu helfen und sie bei den Hochzeitsvorbereitungen für ihre Schwester zu unterstützen.

Dann kam noch ein Drittes hinzu, das ihre Träume und Pläne entschieden beeinflußte. Grace Marr, ein Mädchen, das sie in Trippetts Mills kennengelernt hatte, war nach Lycurgus gegangen und hatte dort nach ein paar Wochen eine Stelle in der Finchley-Staubsaugerfabrik mit fünfzehn Dollar wöchentlich gefunden, worauf sie sofort an Roberta über die in Lycurgus vorhandenen Möglichkeiten berichtete. Denn als sie auf ihrem täglichen Weg an der Griffithsschen Fabrik vorübergegangen war, hatte sie über dem rechten Eingang für Angestellte eine große Tafel gesehen: „Weibliche Hilfskräfte gesucht". Auf ihre Anfrage erhielt sie die Antwort, daß die Mädchen dieser Fabrik gewöhnlich ein Anfangsgehalt von neun bis zehn Dollar bekamen, rasch einen der verschiedenen Herstellungszweige erlernten, und wenn sie erst geschult waren, je nach ihren Fähigkeiten vierzehn bis

achtzehn Dollar verdienen könnten. Und da Wohnung und Verpflegung nicht mehr als sieben Dollar ausmachten, freute sie sich, Roberta, die sie sehr gerne hatte, mitzuteilen, daß sie herkommen und, wenn sie Lust hatte, auch bei ihr wohnen konnte.

Roberta fühlte, daß sie das Leben auf der Farm nicht länger aushielt und sich wieder einmal selbständig machen mußte, und besprach schließlich mit ihrer Mutter, daß sie vom Hause fortgehen würde, um ihr mit ihrem Gehalt in ausgiebigerer Weise zu helfen.

Aber nachdem die erste Begeisterung vorüber war, die ein so großer Wechsel naturgemäß mit sich bringen mußte, fand sie, daß ihr Leben auch in Lycurgus weder in gesellschaftlicher noch in finanzieller Beziehung ein sehr viel freieres geworden war. Trotz dem intimen Beisammensein mit Grace Marr, die lange nicht so hübsch war wie Roberta und mit deren Liebreiz und Frohsinn gerechnet hatte, um zu Aufheiterung und Freundschaft zu gelangen, die ihr sonst gefehlt hätten, war die Welt, die Roberta jetzt betrat, kaum großzügiger und abwechslungsreicher als die, aus der sie kam.

Zunächst einmal erwiesen sich die Newtons, die Schwester und der Schwager von Grace Marr, mit denen sie lebte, als die allergewöhnlichsten Kleinstadtarbeiter, bigott und engherzig im höchsten Grade, fast noch mehr als die Leute, mit denen sie in Biltz oder Trippetts Mills in ständigem Verkehr gewesen. George Newton war, wie jeder sehen konnte, ein liebenswürdiger, wenn auch nicht sehr gefühlvoll und romantisch veranlagter Mensch, dem seine verschiedenen kleinen Zukunftsprojekte von äußerster Wichtigkeit waren. Zunächst sparte er jeden kleinen Betrag, den er aus seinem geringen Verdienst als Drahtzieher in der Cranstonschen Drahtgitterfabrik erübrigen konnte, um ihn einmal in einem passenden

Geschäft anzulegen, und um diese Ersparnisse noch zu vergrößern, hatte er gemeinsam mit seiner Frau ein altes Haus in der Taylorstreet übernommen, in dem sie Zimmer vermieteten, um, ohne ihre Mühe und Arbeit dabei zu rechnen, den Zins und das Essen für die Familie und für fünf Pensionäre sicherzustellen. Grace Marr und ihre Schwester Mary Newton gehörten zu den Frauen, die hier wie überall ihre Hauptbefriedigung in den Nebensächlichkeiten finden, in der Führung eines kleinen Haushaltes, der Feststellung, wie wichtig und unantastbar er in der kleinlichen und sittenstrengen Nachbarschaft war, und in der Betrachtung von Leben und Lebenswandel durch die Lupe eines rein sektiererischen Glaubens.

Nachdem sie diesem Haushalt eine Zeitlang angehört hatte, fand Roberta ihn, wenn auch nicht Lycurgus selbst, sehr enge und beschränkt und den verschiedenen anderen kleinen und beschränkten Haushaltungen in Biltz nicht unähnlich. Aber nach den Newtons und ihresgleichen mußten jene Grundsätze strenge befolgt werden. Es konnte nichts Gutes daraus entstehen, wenn man sich darüber hinwegsetzte, und war man einmal ein Fabrikangestellter, so hatte man sich dieser Welt und den Gewohnheiten der besseren christlichen Arbeiter anzupassen. Bald nach ihrer Ankunft mußte Roberta daher jeden Tag aufstehen und so vergnügt als möglich an dem nicht sehr erfreulichen Frühstück in dem Newtonschen Eßzimmer teilnehmen, an dem gewöhnlich auch Grace und zwei andere, ungefähr gleichaltrige Mädchen, Opal Feliß und Olive Pope, die in der Cranstonschen Drahtgitterfabrik angestellt waren, und ein junger Elektriker aus dem städtischen Lichtwerk namens Fred Shurlock teilnahmen. Gleich nach dem Frühstück schloß Roberta sich dem endlosen Zuge an, der sich Tag für Tag um diese Stunde nach den Fabriken am anderen

Ufer des Flusses bewegte. Vor ihrer Tür traf sie unvermeidlich eine Schar Fabrikarbeiter, Mädchen und Frauen, Burschen und Männer im entsprechenden Alter — um von den vielen alten und müde aussehenden Frauen zu schweigen, die eher Gespenstern als lebenden Wesen glichen und die alle aus den verschiedenen Straßen und Häusern dieses Viertels herausgeströmt waren. Und als der Strom durch den allgemeinen Zuzug aus den verschiedenen Seitengassen der Central Avenue noch angewachsen war, gab es für die hübscheren Mädchen viele Blicke einer gewissen Sorte von Arbeitern, die zwar niemand kannten, aber dennoch, soviel Roberta sah, so einen heimlichen Verkehr und auch noch Schlimmeres suchten. Trotzdem gab es viel Gekicher und Getue gewisser Mädchen, die keineswegs so strenge waren wie die meisten, die sie bis jetzt kennengelernt hatte. Empörend war das!

Am Abend bildete sich derselbe Zug vor den Fabriken, strömte über die Brücke beim Bahnhof und kehrte auf demselben Wege, auf dem er gekommen, wieder heim. Aber infolge ihrer gesellschaftlichen und sittlichen Erziehung fühlte sich Roberta trotz ihrer Schönheit, ihres Liebreizes und ihrer großen Sehnsucht einsam und verlassen. Wie traurig war es, die ganze Welt so fröhlich zu sehen und selbst so allein zu sein! Immer war es sechs Uhr vorbei, ehe sie nach Hause kam, und nach dem Essen konnte man nichts mehr unternehmen, außer sie ging mit Grace in das eine oder andere Kino oder entschloß sich, mit ihr und den Newtons eine Versammlung der Methodistengemeinde zu besuchen.

Und doch, als sie erst einen wesentlichen Teil dieses Hauses bildete und für Clyde arbeitete, war sie über den Wechsel begeistert. Die große Stadt, die schöne Central Avenue mit ihren Läden und Kinos, die großen Fabriken! Und Mr. Griffiths, der so jung und hübsch war, der ihr zulächelte und dem sie gefiel!

Vierzehntes Kapitel

Auch Clyde war durch diese Begegnung sehr erregt. Nach dem mißglückten Verkehr mit Dillard, Rita und Zella und der anscheinend bedeutungslosen Einladung der Griffiths mit dem bloßen Streifblick auf Bella, Sondra Finchley und Bertine Cranston fühlte er sich sehr einsam. Jene große Welt, der anzugehören ihm sichtlich nicht gestattet war! Und trotz seiner vergeblichen Hoffnung hatte er sich von allem zurückgezogen. Zu welchem Zwecke? War er nicht jetzt noch einsamer als früher? Mrs. Peyton, der Weg von und zur Arbeit, wobei man den Leuten bloß zunickte oder gelegentlich ein paar Worte mit ihnen sprach, der eine oder andere Ladeninhaber, der einen begrüßte und mit dem man einige Phrasen wechselte, oder selbst die paar Mädchen aus der Fabrik, die ihm nicht gefielen oder mit denen er keinen Verkehr anzubahnen wagte — was war das für ein Leben? Im Grunde gar keines. Aber war er nicht zur Entschädigung dafür ein Griffiths und hatte dadurch allein Anspruch auf ihre Achtung und Wertschätzung? Sonderbare Lage! Aber was ließ sich machen?

Auch Roberta Alden wurde unsicher in Hinsicht auf ihre Lage, nachdem sie nun untergebracht und mit den örtlichen Verhältnissen, Clydes Stellung, seinem Charme, seinem ausweichenden und doch fühlbaren Interesse für sie vertrauter geworden war. Als sie erst ein Mitglied jenes Haushaltes geworden, kamen ihr die verschiedenen Verbote und Einschränkungen zum Bewußtsein, die es ihr unmöglich erscheinen ließen, jemals ein Interesse für Clyde oder sonst einen über ihr Stehenden zu äußern. Denn es gab einen lokalen Boykott

für Fabrikarbeiterinnen, die einen Verkehr mit ihren Vorgesetzten anstrebten oder sich ein Interesse für sie gestatteten. Fromme, sittliche und zurückhaltende Mädchen taten nichts dergleichen. Und bald entdeckte sie, daß die Grenzen zwischen arm und reich in Lycurgus so scharf wie mit dem Messer gezogen waren und so unübersteiglich wie eine hohe Mauer. Es gab auch einen Boykott für Ausländer und Ausländerinnen, die als ungebildet, niedrig, unmoralisch und unamerikanisch galten. Vor allem sollte man mit ihnen nichts zu tun haben.

Aber sie fand heraus, daß unter diesen Leuten — dem frommen, sittenstrengen kleinen Mittelstand, dem sie und alle ihre näheren Bekannten angehörten, auch das Tanzen und ein gelegentliches Vergnügen, wie ein Spaziergang durch die Straßen oder der Besuch eines Kinos, verboten waren. Dabei begann sie um diese Zeit am Tanzen Vergnügen zu finden. Schlimmer war, daß die verschiedenen jungen Leute und Mädchen jener Kirchengemeinde, der sie und Grace Marr zuerst angehörten, sie beide nicht als gleichgestellt betrachten wollten, da sie zumeist aus älteren und erfolgreicheren Familien der Stadt stammten. Und so waren sie nach wochenlangem Besuch von Kirchen und kirchlichen Gesellschaften genau so weit wie früher: man fand sie wohlerzogen und annehmbar, aber es fehlte ihnen jenes Maß an Vergnügen und Unterhaltung, das allen Mitgliedern dieser Gemeinde offenstand, die besser situiert waren als sie.

So kam es, daß Roberta, nachdem sie Clyde kennengelernt hatte und die höhere Welt ahnte, in der er sich ihrer Meinung nach bewegte, von demselben Geist der Unruhe und des Ehrgeizes erfaßt wurde wie er. Täglich fühlte sie wider Willen seinen ruhigen, forschenden und doch zweifelnden Blick auf sich ruhen, aber sie wußte auch, daß er viel zu unsicher war,

wie sie über eine etwaige Annäherung dachte, um eine Zurückweisung oder beleidigende Auslegung zu riskieren. Nach den ersten beiden Wochen ihres hiesigen Aufenthaltes wünschte sie manchmal, daß er sie ansprechen und einen Anfang machen, gleich darauf aber, daß er es lieber unterlassen möge, denn es wäre etwas ganz Schreckliches und Unmögliches. Die anderen Mädchen würden es sofort bemerken, und da sie alle offensichtlich fühlten, daß er zu gut für sie war und turmhoch über ihnen stand, würden sie sehen, daß er bei ihr eine Ausnahme machte, und ihre Bemerkungen daran knüpfen. Und sie wußte, daß es für jene Mädchen, die in dem Stempelzimmer der Griffithsschen Fabrik arbeiteten, nur eine Erklärung gab, die der Sittenlosigkeit.

Für Clyde und seine Neigung aber galt noch jene von Gilbert ihm gegebene Weisung. Und obwohl er bis jetzt scheinbar keines der Mädchen bemerkt oder eines mehr beobachtet hatte als die anderen, zog es ihn jetzt, seit Roberta hier war, fast unbewußt zu ihrem Tische, um in ihrer Nähe stehen zu bleiben und zu sehen, wie sie vorwärtskam. Wie ihm von Anfang an aufgefallen, war sie eine flinke und geschickte Arbeiterin, die bald ohne fremde Hilfe alle Feinheiten der Arbeit beherrschte und daher ungefähr so viel verdiente wie alle anderen, nämlich fünfzehn Dollar wöchentlich. Dabei schien sie immer erfreut und glücklich, hier arbeiten zu dürfen und ihm ein wenig zu gefallen.

Obwohl sie ihm so viel feinfühliger vorkam, stellte er zu seiner Überraschung doch einen gewissen Überschwang und Frohsinn bei ihr fest, die nicht nur gefühlsmäßig, sondern auf sehr zarte poetische Weise doch sinnlicher Natur waren. Auch fand er, daß sie sich trotz ihrer Zurückhaltung mit den meisten Ausländerinnen anfreunden und deren Standpunkt begreifen konnte, so verschieden er von dem ihren sein mochte. Denn

als er sie hintereinander mit Lena Schlict, Hoda Petkanas, Angelina Pitti und ein paar anderen, die bald gerne mit ihr verkehrten, über die hiesige Arbeit reden hörte, sah er, daß sie lange nicht so strenge oder hochmütig war wie die meisten Amerikanerinnen. Und doch schien sie dadurch nicht in ihrer Achtung zu sinken.

Eines Tages kam er etwas früher vom Essen herauf und fand sie, ein paar Ausländerinnen und vier Amerikanerinnen um die „polnische Mary" versammelt, eines der lustigsten und derbsten Mädchen, das ziemlich laut erzählte, wie und zu welchem Zwecke ihr ein gewisser „Bursch", den sie gestern kennengelernt, einen Perlbeutel geschenkt habe.

„Ich soll sein Schatz sein", verkündete sie laut, den Beutel vor den neugierigen Mädchen hin- und herschwenkend. „Und ich glaube, ich werrde ihn nehmen und mirr überlegen. Sag' mirr," fügte sie mit auffallendem, aber kaum wirklichem Ernst hinzu, indem sie den Beutel gegen Roberta schwenkte, „waas soll ich mit iihm tun? Jihn behalten und seinn Schaatz werrden oderr iihn zurückgeben? Err gefällt mir serr gutt — der Beutel natirrlich."

Clyde fürchtete, daß Roberta auf Grund ihrer Erziehung sehr entrüstet sein würde, aber ganz im Gegenteil, nach ihrem Gesicht zu urteilen, schien sie sogar sehr belustigt. Sofort entgegnete sie mit einem munteren Lächeln:

„Das hängt ganz davon ab, wie hübsch er ist, Mary. Wenn er sehr hübsch ist, dann würde ich ihn eine Weile zappeln lassen und den Beutel so lange als möglich behalten."

„Oho, derr warrtet niicht", erklärte Mary durchtrieben und mit sichtlicher Freude an der Gewagtheit der Situation, während sie auf den nähertretenden Clyde deutete. „Entwederr muß ich ihm den Beutel zurückgeben oderr heute sein Schatz sein. Aberr so schönen Beutel kann ich mirr niiimals niicht

kaufen." Sie blickte schlau und schelmisch auf den Beutel und verzog den Mund über die Komik der ganzen Sache. „Waß soll ich nurr tun?"

„Das ist ziemlich scharfer Tabak für ein kleines Landmädchen wie Miß Alden", dachte Clyde im stillen. „Weiß Gott, ob ihr das gefallen wird."

Aber Roberta schien der Lage gewachsen zu sein, denn sie tat, als wenn sie im Zweifel wäre. „Der hat es aber eilig", bemerkte sie. „Ich bin neugierig, was du tun wirst." Sie riß ihre Augen weit auf, als wäre sie sehr besorgt, aber Clyde sah, daß diese Besorgnis nicht echt, sondern nur sehr gut gemacht war.

Jetzt beugte sich die kraushaarige holländische Lena herüber und sagte: „Wenn du ihn nicht magst, nehme ich ihn und den Beutel dazu, da kannst du Gift darauf nehmen. Wo ist er? Ich habe jetzt gerade keinen Schatz." Sie langte herüber, als wollte sie Mary den Beutel entreißen, aber diese zog ihn rasch zurück. Fast alle Mädchen im Saale brachen in schallendes Gelächter über diesen originellen Handel aus, selbst Roberta lachte laut, und Clyde bemerkte es mit Vergnügen, da ihm dieser derbe Humor, den er für ein unschuldiges Spiel hielt, sehr gefiel.

„Vielleicht hast du recht, Lena", hörte er Roberta gerade sagen, als die Sirene ertönte und die Hunderte von Nähmaschinen im Nebenzimmer zu sausen begannen. „Man findet nicht alle Tage einen guten Mann." Ihre blauen Augen zwinkerten und ihre verführerisch gewölbten Lippen öffneten sich zu einem vollen Lächeln. Es war viel Neckerei und noch mehr Bluff in dem, was sie sagte, aber Clyde sah, daß sie nicht annähernd so engherzig war, als er gefürchtet hatte. Sie war menschlich und fröhlich, duldsam und gutmütig und sichtlich für jeden Spaß zu haben. Und trotz ihrer sehr be-

scheidenen Kleidung — sie trug dasselbe runde, braune Mütz-chen und das blaue Stoffkleid, das sie am ersten Tage angehabt hatte — war sie hübscher als alle anderen. Sie hatte es nicht notwendig, ihre Lippen und Wangen zu schminken wie diese Ausländerinnen, deren Gesichter manchmal aussahen wie rosa-glasierte Kuchen. Und was hatte sie für hübsche Arme, wie rund und graziös war ihr Hals! Es lag eine gewisse Anmut und Selbstvergessenheit in der Art, wie sie sich in ihre Arbeit stürzte, als mache sie ihr wirklich Freude. Wenn sie während der heißesten Stunden des Tages rasch fortarbeitete, sammelten sich kleine Schweißtröpfchen auf Oberlippe, Kinn und Stirne, die sie immer in kleinen Pausen zwischen der Arbeit mit ihrem Taschentuche wegwischte und die Clyde wie Juwelen schienen und ihren Reiz nur noch erhöhten.

Das waren wundervolle Tage für Clyde. Wieder einmal, und noch dazu hier, wo er den lieben, langen Tag in ihrer Nähe weilte, konnte er ein Mädchen beobachten und bewundern und nachgerade mit aller Sehnsucht begehren, deren er fähig schien und mit der er Hortense Briggs begehrt hatte. Nur empfand er mehr Befriedigung dabei, denn Roberta war naiver, liebenswürdiger und dachte rechtlicher. Und obwohl sie zuerst ziemlich lange so tat, als wäre er ihr ganz gleich-gültig oder als bemerkte sie ihn nicht, so war dies doch von Anfang an nicht der Fall. Sie wußte nur nicht, wie sie sich dazu stellen sollte. Wie schön waren sein Kopf und seine Hände, wie weich und schwarz sein Haar, wie dunkel und melancholisch und lockend seine Augen! Er war hübsch, sogar sehr hübsch, er kam ihr einfach wunderschön vor!

Und als kurz darauf Gilbert eines Tages durch die Fabrik ging und stehen blieb, um mit Clyde zu sprechen, stellte sie sich vor, daß dieser gesellschaftlich und finanziell eine viel be-deutendere Persönlichkeit sein mußte, als sie bisher gedacht.

Gerade als Gilbert nähertrat, hatte die neben ihr sitzende Lena Schlict sich herübergebeugt und gesagt: „Da kommt Mr. Gilbert Griffiths. Die ganze Fabrik gehört seinem Vater und es heißt, daß er sie nach seinem Tode erben wird, und das ist sein Vetter", fügte sie mit einer Bewegung gegen Clyde hinzu. „Sehen sie sich nicht schrecklich ähnlich?"

„Ja", erwiderte Roberta, die nicht nur Clyde, sondern auch Gilbert verstohlen beobachtete. „Ich finde nur, daß Mr. Clyde Griffiths viel netter aussieht, du nicht auch?"

Hoda Petkanas, die an Robertas anderer Seite saß und die letzte Bemerkung überhört hatte, lachte. „Das findet jeder hier. Er ist auch nicht so hochnasig wie Mr. Gilbert Griffiths."

„Ist er auch reich?" fragte Roberta, die an Clyde dachte.

„Ich weiß nicht, es heißt, nein." Zweifelnd biß sich Roberta in die Lippen, da sie sich ebenso wie die anderen für Clyde interessierte. „Bevor er hierher kam, war er unten im Vorrichtraum. Ich vermute, daß er nur tagweise arbeitet. Er ist auch erst kürzlich hierher gekommen, um das Geschäft zu erlernen, und bleibt vielleicht nicht mehr lange hier."

Die letzte Bemerkung machte Roberta plötzlich betroffen. Sie hatte nie in romantischer Weise an Clyde gedacht oder es sich zum mindesten eingeredet, aber der Gedanke, daß er jeden Augenblick weggehen konnte, um nie mehr wiederzukommen, betrübte sie. Er war so jung, so munter und hübsch und so verliebt in sie! Ja, es war ganz klar, aber es war ein Unrecht, zu denken, daß er in sie verliebt war, oder ihn auch nur durch die leiseste Bewegung anzuziehen, denn er war eine bedeutende Persönlichkeit und stand weit über ihr!

Sobald sie gehört hatte, daß Clyde so hohe Verbindungen und vielleicht sogar Geld besaß, zweifelte sie getreu ihrer Natur

an seinen ehrlichen Absichten gegen sie. War sie nicht nur eine arme Arbeiterin und er der Neffe eines reichen Mannes? Natürlich würde er sie nicht heiraten, aber was konnte er sonst in Ehren von ihr wollen? Sie mußte sich vor ihm in acht nehmen.

Fünfzehntes Kapitel

Clydes Gedanken über Roberta und seine Stellung in Lycurgus überhaupt waren um jene Zeit größtenteils sehr unklarer und verworrener Natur. Hatte ihn Gilbert nicht vor einem Umgang mit den hiesigen Arbeiterinnen gewarnt? Andererseits war sein tägliches Leben gesellschaftlich genau das gleiche wie bisher. Abgesehen davon, daß ihn seine Übersiedlung zu Mrs. Peyton in eine bessere Gegend und Straße gebracht hatte, ging es ihm eigentlich nicht so gut wie bei Mrs. Cuppy. Denn bei dieser wäre er wenigstens mit recht unterhaltsamen jungen Leuten in Berührung gekommen, wenn er es für klug gehalten hätte, mit ihnen zu verkehren. Aber bis auf Mrs. Peytons gleichaltrigen unverheirateten Bruder und ihren dreißigjährigen mageren und verschlossenen Sohn, der in einer der Banken von Lycurgus angestellt war, kannte er jetzt niemanden, mit dem er hätte verkehren können oder wollen. Und wie alle vermuteten auch diese, daß seine Verbindungen es überflüssig und fast zudringlich erscheinen ließen, ihm Mittel und Wege zur Unterhaltung vorzuschlagen.

Und wenn Roberta auch nicht jener großen Welt angehörte, nach der er jetzt strebte, so hatte sie doch etwas an sich, das ihn maßlos anzog. Infolge seiner großen Einsamkeit und eines starken triebhaften und leidenschaftlichen Zuges in ihm, der sich jetzt deutlich fühlbar machte, konnte er Tag für Tag seine Augen nicht von ihr wenden, noch sie die ihren von ihm. Ausweichende und doch drängende und fieberhafte Blicke glitten von einem zum anderen und nach jedem ihrer gelegentlichen raschen und verstohlenen Seitenblicke, die er gar nicht

bemerken sollte, wurde ihm abwechselnd heiß und kalt. Ihr hübscher Mund, ihre herrlichen Augen, ihr strahlendes und dabei oft scheues und verlegenes Lächeln! Ach, und ihre schönen Arme, ihre niedliche, anmutige Gestalt mit den weichen ausdrucksvollen Bewegungen! Wenn er es nur wagen dürfte, nett mit ihr zu sein, sie anzusprechen und sie nachher irgendwo zu treffen — wenn sie nur wollte und er es nur wagte!

Verwirrung, Wünsche, Stunden voll brennenden Verlangens. Denn er war nicht nur irregemacht, sondern auch gereizt durch die unnatürlichen und paradoxen Gegensätze, aus denen sein gegenwärtiges Leben bestand: seiner Einsamkeit und Sehnsucht stand die allgemeine Annahme gegenüber, daß er sich in äußerst anregender und angenehmer Gesellschaft bewege.

Um sich in irgendeiner entsprechenden Weise zu zerstreuen und den Menschen aus dem Wege zu gehen, die sein Leben für so viel geselliger hielten, als es wirklich war, machte er seit kurzem an Samstagnachmittagen und Sonntagen Ausflüge nach Gloversville, Fonda, Amsterdam und anderen Orten der Umgebung, zum Beispiel zum Gray- oder zum Crum-Lake, an denen es einen Strand, Boote und Badehäuser gab. Außerdem lernte er von jemandem, den er dort getroffen und der Gefallen an ihm gefunden hatte, hervorragend gut schwimmen und tauchen, um für den Fall eines künftigen Verkehrs mit den Griffiths möglichst viele gesellschaftliche Talente zu entwickeln. Seine Leidenschaft aber war das Rudern. Er freute sich seiner malerischen sommerlichen Erscheinung in Sporthemd und weißen Leinenschuhen, in einem grellroten, blauen oder grünen Boot, und zu solchen Zeiten schienen ihm jene Sommerbilder einen überirdischen Zauber zu besitzen, besonders, wenn eine oder zwei weiße Wolken hoch oben im Blau hingen. So träumte er am hell-

lichten Tage, wie schön es wäre, den wohlhabenden Kreisen in den größeren Sommerfrischen des Nordens anzugehören und mit denen, die sich einen solchen Aufenthalt leisten konnten, am Racquette-Lake, Schroon-Lake, Lake George oder Lake Champlain zu tanzen, Tennis zu spielen und Boot zu fahren.

Um jene Zeit hatten auch Roberta und ihre Freundin Grace den Crum-Lake entdeckt und waren ihm, mit Einwilligung der Newtons, als dem schönsten und ruhigsten der näher gelegenen Ausflugsorte treu geblieben. So kam es, daß auch sie an Samstag- und Sonntagnachmittagen hinausfuhren und einen vielbegangenen Weg am westlichen Ufer einschlugen, und da beide weder rudern noch schwimmen konnten, saßen sie im Schatten einiger Baumgruppen und sahen auf das Wasser hinaus. Es gab auch Blumen und Beeren zu pflücken, und wenn man sich an einzelnen sumpfigen Stellen etwas vorwagte, konnte man zu weißen Seerosen mit ihren zartgelben Herzen vordringen. Sie waren sehr verlockend und schon zweimal hatten die Ausreißer Mrs. Newton ganze Arme voll Wiesen- und Sumpfblumen heimgebracht.

Am dritten Sonntag im Juli ruderte Clyde so einsam und trotzig wie nur je in einem dunkelblauen Boot ungefähr eineinhalb Meilen von dem Bootshaus entfernt das Südufer entlang. Er hatte Rock und Hut abgelegt und träumte in sehnsuchtsvoller und etwas verärgerter Stimmung von müßigen Dingen, von dem Leben, das er gerne geführt hätte. An verschiedenen Stellen des Sees sah man Burschen und Mädchen, Männer und Frauen in Kanoes oder Kielbooten sitzen und zeitweise hörte man Lachen oder Bruchstücke ihres Gespräches über das Wasser klingen. In weiter Ferne gab es noch viele Boote und nach Clydes Annahme noch viele verliebte Träumer, diese erschienen ihm als der schärfste Gegensatz zu seiner eigenen Einsamkeit. Jedenfalls aber genügte

der Anblick irgendeines mit seinem Mädchen auf so romantische Art vereinigten Jünglings, um seine gegen die Verdrängung ankämpfende Leidenschaft in Aufruhr zu versetzen. Dadurch entstand ein neues Bild in seinem Innern. Er sah sich — wenn ihm das Glück bei seiner Geburt hold gewesen wäre — in einem solchen Boot mit Sondra Finchley oder irgendeinem dieser Mädchen auf dem Schroon-Lake oder Racquette-Lake oder Champlain-Lake, wobei seine Blicke im Rudern auf einen viel eleganteren Schauplatz als diesen fielen. Vielleicht würde er auch reiten, Tennis spielen, abends tanzen oder in einem hochwertigen Auto mit Sondra an seiner Seite von Ort zu Ort rasen. Er war so einsam und ruhelos, fühlte sich so ausgestoßen und gequält durch alles, was er hier sah — denn überall, wohin er blickte, schien es nur Liebe, Poesie und Zufriedenheit zu geben.

Was tun? Wohin gehen? Er konnte nicht ewig so einsam weiterleben, er war zu elend. Stimmung und Erinnerung führten ihn in Gedanken zu den wenigen fröhlichen Tagen zurück, die er in Kansas City verlebt hatte, zu Ratterer, Heggland, Higby, Tina Kogel, Hortense, Ratterers Schwester Luise — kurz, zu dem ganzen fröhlichen Kreis, in dem er eben aufgenommen worden war, als das entsetzliche Unglück damals geschah. Dann zu Dillard, Rita und Zella — einer Gesellschaft, die immerhin besser gewesen wäre als sein jetziger Zustand. Würden die Griffiths nie mehr etwas für ihn tun? War er nur hergekommen, um von seinem Vetter verspottet und beiseite geschoben oder vielmehr von der ganzen glänzenden Gesellschaft, der die Kinder seines reichen Onkels angehörten, ignoriert zu werden? Selbst jetzt, zur Zeit der sommerlichen toten Saison, konnte er aus vielen interessanten Einzelheiten ersehen, wie bevorzugt, heiter und glücklich jener Kreis anscheinend war. Fast täglich erschienen in den Lokal-

blättern Mitteilungen über ihr Kommen und Gehen; an den Tagen, an denen Samuel oder Gilbert Griffiths in Lycurgus weilten, standen ihre großen kostbaren Autos vor dem Haupteingang der Fabrik, und gelegentlich sah er eine Gruppe junger Leute vor dem Restaurant des Hotels oder vor einer der schönen Villen der Wykeagy Avenue stehen, wenn einer von ihnen für ein paar Stunden oder für eine Nacht in die Stadt zurückgekehrt war.

Wann immer Samuel oder Gilbert in der Fabrik anwesend waren, immer trugen sie die schönsten Sommeranzüge und waren in Begleitung der Herren Smillie, Latch, Gotboy oder Burkey, lauter hoher Funktionäre des Unternehmens, auf einem höchst feierlichen, fast königlichen Rundgang begriffen, wobei sie mit den verschiedenen kleineren Abteilungsleitern sprachen oder deren Berichte anhörten. Und daneben blieb er, ein Vetter desselben Gilbert und Neffe des hochgestellten Samuel, sich selbst und seinem Kummer überlassen, und dies nur, weil er, wie ihm jetzt schien, nicht vornehm genug war. Sein Vater war nicht so tüchtig wie sein großer Onkel und seine Mutter, die der Himmel noch lange erhalten sollte, war nicht so vornehm und weltklug wie seine kühle und gleichmütige Tante. Wäre es nicht das beste für ihn, zu kündigen? Hatte er nicht überhaupt einen Unsinn begangen, hierher zu kommen? Was beabsichtigten seine hochgestellten Verwandten jemals für ihn zu tun?

In Einsamkeit, Trotz und Enttäuschung wandten sich seine Gedanken von den Griffiths und ihrem Kreis, besonders aber von jener schönen Sondra Finchley, an die er nur mit Herzklopfen denken konnte, zu Roberta und dieser Welt, in der sie beide lebten. Denn war sie auch nichts als eine arme Fabrikarbeiterin, so blieb sie doch weit anziehender für ihn als alle anderen Mädchen, mit denen er tagtäglich in Berührung kam.

Wie lächerlich und ungerecht von den Griffiths, darauf zu bestehen, daß ein Mann in seiner Stellung nicht mit einem Mädchen wie Roberta verkehren sollte, nur weil sie in der Fabrik angestellt war. Er durfte sich nicht einmal mit ihr anfreunden und sie an irgendeinen See führen oder sie in ihrem bescheidenen Heim besuchen, und dabei gelang es ihm nicht, sei es aus Mangel an Geld oder an Gelegenheit, einen seiner würdigeren Umgang zu finden. Davon abgesehen war sie reizend, sogar sehr reizend, ganz bezaubernd. Er konnte sie mit ihren graziösen, flinken Bewegungen an der Maschine sitzen sehen, sah ihre wohlgeformten Arme und Hände, ihre weiche Haut und ihre leuchtenden Augen, die ihm zulächelten, und fühlte genau die gleiche Erregung wie in der Fabrik. Denn ob arm oder reich — sie war nur durch einen unglückseligen Zufall eine Arbeiterin und er wußte nun, wie glücklich er mit ihr sein könnte, vorausgesetzt, daß er sie nicht heiraten mußte. Denn seine Heiratspläne betrafen jetzt ausschließlich die Welt der Griffiths. Dennoch aber brannte seine Sehnsucht nach ihr in den allerglühendsten Farben. Wenn er es nur wagen dürfte, länger mit ihr zu sprechen, sie eines Tages aus der Fabrik nach Hause zu begleiten, mit ihr an einem Samstag oder Sonntag an diesen See zu fahren und in einem Boot zu sitzen — nur, um mit ihr beisammen zu sein und zu träumen!

Er fuhr um eine Landzunge, die durch Bäume und Büsche eine seichte Stelle am Ufer verdeckte, an welcher eine Menge Seerosen mit ihren großen flachen Blättern auf dem stillen Wasserspiegel schwammen. Links von ihm stand ein Mädchen am Ufer, das sehnsüchtig auf sie hinabblickte. Sie hatte ihren Hut abgenommen und eine Hand vor die Augen gelegt, denn sie stand in der vollen Sonne, und sah auf das Wasser hinaus, ihre Lippen in sorgloser Neugierde öffnend — er fand sie sehr

hübsch und hielt im Rudern inne, um sie zu betrachten. Die Ärmel ihrer hellblauen Bluse reichten nur bis zum Ellbogen und ein Wollrock von dunklerem Blau ließ ihre niedliche Gestalt sehen. War das nicht Roberta? Das war doch nicht möglich! Doch, sie war es!

Ohne zu überlegen, war er in ihrer Nähe, etwa zwanzig Fuß vom Ufer entfernt, und blickte sie mit dem strahlenden Antlitz eines Menschen an, dessen Träume plötzlich und wider sein Erwarten in Erfüllung gegangen sind. Sie aber starrte ihn an, als wäre er eine freundliche, aus dem Nichts aufgetauchte Vision, und ihre Lippen nahmen unwillkürlich die schön geschwungenen Linien an, die eine glückliche Stimmung ihnen immer verlieh.

„Du meine Güte, Miß Alden, sind Sie's oder sind Sie's nicht?" rief er. „Ich habe eben darüber nachgedacht, denn von ferne konnte ich es nicht sicher erkennen."

„Ja, ich bin es", lachte sie verlegen und ein bißchen verwirrt, daß dies nun wirklich Wahrheit sein sollte. Denn trotz ihrer sichtlichen, nur im ersten Augenblick zurückgehaltenen Freude, ihn zu treffen, war sie sofort ängstlich. Was konnten aus einer Bekanntschaft mit ihm nicht für Schwierigkeiten erwachsen? Denn dies bedeutete einen Verkehr, möglicherweise gar einen freundschaftlichen Verkehr und sie konnte ihm einfach nicht länger widerstehen, mochten die Leute denken, was sie wollten. Aber Grace Marr! Sollte die von Clyde und ihrem Interesse für ihn erfahren? Sie fürchtete sich und doch lächelte sie und sah ihn offen und freudig an, denn sie hatte so viel an ihn gedacht und ihn auf irgendeine glückliche, sichere und ehrbare Weise herbeigewünscht. Da war er nun und nichts konnte harmloser sein als ihr Zusammentreffen hier!

„Machen Sie einen Ausflug?" zwang er sich zu fragen,

denn auch er war wegen seiner Freude und gleichzeitigen Angst vor ihr in ziemlicher Verlegenheit. Und als er ihre sehnsüchtigen Blicke auf das Wasser bemerkte, fragte er: „Möchten Sie nicht ein paar Seerosen haben? Sie haben doch nach ihnen ausgeschaut."

„Hm", erwiderte sie lächelnd und sah ihm ins Gesicht, denn sein dunkles Haar, das hellblaue, vorne geöffnete Hemd, die aufgestreiften Ärmel und das gelbe Ruder, das er über das hübsche blaue Boot hob, erfüllten sie mit Entzücken. Wenn es nur einen solchen Jüngling gäbe, der ihr gehörte und sonst niemandem auf der Welt! Das müßte der Himmel auf Erden sein, und ihr war, als würde sie keinen anderen Wunsch mehr haben, wenn nur dieser in Erfüllung ginge! Da saß er nun in dem bunten Boot an diesem schönen Julinachmittag, inmitten der sommerlichen Welt, die ihr so neu war und so gut gefiel, und lachte sie offen und bewundernd an. Ihre Freundin war irgendwo auf der Suche nach Margueriten. Konnte und sollte sie seinen Antrag annehmen?

„Ich wollte versuchen, einige zu erreichen", fuhr sie etwas nervös mit leise bebender Stimme fort. „Ich habe noch nie welche an diesem Ufer gesehen."

„Bleiben Sie, wo Sie sind, ich will sie Ihnen holen", rief er fröhlich aus, dann aber, als ihm einfiel, wieviel netter es wäre, wenn sie es gemeinsam täten, fügte er hinzu: „Wollen Sie nicht lieber zu mir einsteigen? Ich habe eine Menge Platz und führe Sie, wohin Sie wollen. Es gibt noch viel schönere Seerosen am anderen Ufer. Gleich hinter jener Insel habe ich Hunderte gesehen."

Roberta sah auf das Wasser. Unterdessen kam ein anderes Boot vorbei mit einem jungen Mann in Clydes Alter und einem Mädchen, das nicht älter war als sie selbst. Sie trug ein weißes Kleid und einen rosa Hut und saß in einem grünen

Boot, und weiter drüben, in der Nähe der Insel, von der Clyde gesprochen, sah man noch ein Boot, ein leuchtendgelbes, in dem wieder ein Bursche und ein Mädchen saßen. Sie überlegte, daß sie wenn möglich lieber ohne ihre Freundin einstiege, aber lieber mit ihr als gar nicht. Sie hätte ihn so gerne für sich allein gehabt. Ach, wäre sie nur allein herausgefahren! Denn wenn Grace Marr mitkam, so würde sie davon wissen und später vielleicht darüber reden oder nachdenken, wenn sie jemals etwas über sie beide hörte. Tat sie es aber überhaupt nicht, so fürchtete sie, er könnte sie nicht mehr gerne haben, würde sie am Ende nicht mehr leiden oder seine Teilnahme für sie aufgeben, und das wäre schrecklich!

Sie stand auf und überlegte, bis Clyde, gekränkt durch ihr Zögern und verstört durch seine eigene Einsamkeit und Sehnsucht nach ihr, endlich ausrief: „Bitte, sagen Sie nicht nein! Wollen Sie nicht einsteigen? Es wird Ihnen sicher Freude machen und ich möchte so gerne, daß Sie mitkommen! Dann können wir alle Seerosen holen, die Sie haben wollen, und Sie können aussteigen, wann immer Sie wollen, auch in zehn Minuten!"

Das „Ich möchte so gerne, daß Sie mitkommen" fiel ihr auf; es beruhigte sie und gab ihr ihre Sicherheit wieder, denn sie entnahm daraus, daß er keine bösen Absichten haben konnte.

„Ich bin mit meiner Freundin hier", sagte sie fragend und fast betrübt, denn sie wäre gerne allein gefahren, nie in ihrem Leben hatte sie sich jemanden weniger herbeigewünscht als Grace Marr in diesem Augenblick. Warum hatte sie sie mitgenommen? Sie war nicht sehr hübsch, und wenn sie Clyde nicht gefiel, konnte das alles verderben.

„Aber," fügte sie fast gleichzeitig und unter inneren Kämpfen hinzu, „vielleicht sollte ich es lieber nicht tun? Ist es nicht gefährlich?"

„O nein, vielleicht sollten Sie es doch", rief Clyde lachend, da er sah, daß sie nachgab. „Es ist ganz ungefährlich", setzte er eifrig hinzu.

Dann brachte er das Boot nahe an das Ufer, das ungefähr vier Fuß über dem Wasserspiegel lag, packte eine Wurzel, um es stillzulegen, und sagte: „Selbstverständlich ist gar keine Gefahr dabei. Rufen Sie Ihre Freundin, wenn Sie wollen, ich nehme Sie alle beide mit. Es ist Platz für zwei und drüben gibt es massenhaft Seerosen." Dabei zeigte er auf das östliche Ufer des Sees.

Roberta konnte nicht länger widerstehen und griff nach einem überhängenden Zweig, um sich festzuhalten. Gleichzeitig begann sie zu rufen: „Gra-ce, Gra-ce, wo bist du?" Denn schließlich hatte sie überlegt, daß es besser wäre, sie mitzunehmen. Von ferne her antwortete eine Stimme: „Hallo, was willst du?"

„Komm her, komm schnell, ich muß dir etwas sagen!"

„O nein, komm du nur her. Die Margueriten sind einfach herrlich."

„Nein, komm du her. Hier ist jemand, der uns in einem Boot mitnehmen will."

Sie wollte laut rufen, aber ihre Stimme versagte und ihre Freundin fuhr fort, Blumen zu pflücken. Roberta runzelte die Stirn, sie wußte nicht, was sie tun sollte. „Nun gut", sagte sie plötzlich entschlossen und fügte hinzu: „Können wir nicht zu ihr hinrudern?"

Clyde rief begeistert: „O, fein! Natürlich, steigen Sie nur ein. Wir pflücken zuerst diese hier und wenn sie bis dahin nicht gekommen ist, rudern wir näher zu ihr hin. Steigen Sie nur genau in die Mitte, das erhält das Gleichgewicht."

Er lehnte sich zurück und blickte zu ihr auf, während Roberta ihm verlegen und doch herzlich in die Augen sah. Ihr

war, als sei sie plötzlich ganz von Freude erfüllt und in rosige Schleier gehüllt.

Sie streckte einen Fuß aus. „Ist es ganz ungefährlich?"

„Ja, ja," bekräftigte Clyde, „ich werde das Boot halten. Fassen Sie nur jenen Zweig und halten Sie sich an ihm fest." Er hielt das Boot ganz ruhig, während sie einstieg. Dann, als es sich leicht auf eine Seite neigte, fiel sie mit einem leisen Schrei auf den gepolsterten Sitz nieder. Clyde schien es wie der Schrei eines kleinen Kindes.

„Es ist nichts", beruhigte er sie. „Setzen Sie sich nur in die Mitte. Es wird nicht umkippen. Nein, wie lustig! Ich kann es noch immer nicht fassen. Sie müssen wissen, daß ich gerade, während ich um jene Landzunge ruderte, an Sie dachte — ob Sie nicht manchmal gerne an einem solchen Ort wären. Und jetzt sind Sie hier und ich auch und alles ist zufällig so gekommen." Er machte eine Handbewegung und schnappte mit den Fingern.

Hingerissen und doch halb erschreckt über dieses Bekenntnis, fügte Roberta hinzu: „Wirklich?" Sie mußte sich ihrer eigenen Gedanken erinnern.

„Ja, noch mehr", sagte Clyde. „Ich habe eigentlich den ganzen Tag an Sie gedacht. Das ist die reine Wahrheit. Ich wünschte mir, daß ich Sie heute früh irgendwo sehen und herausführen könnte."

„Ach, Mr. Griffiths, das meinen Sie doch gar nicht so", bat Roberta voll Angst, daß diese plötzliche Bekanntschaft allzu rasch eine zu vertrauliche und gefühlvolle Wendung nehmen könnte. Das wollte sie nicht gerne haben, denn sie fürchtete sich vor ihm und vor sich selbst und versuchte deshalb jetzt, etwas kühler oder zum mindesten gleichgültiger auszusehen, aber es blieb bei einem sehr schwachen Versuch.

„Es ist doch wahr", beharrte Clyde.

„Nun, ich finde es ja selbst wunderschön", gab Roberta zu. „Wir sind schon einige Male hier gewesen, meine Freundin und ich." Clyde war von neuem entzückt, worauf sie sehr erstaunt lächelte.

„Wirklich?" rief er aus und erzählte, warum er gerne herauskäme und wie er hier schwimmen gelernt. „Wenn ich denke, daß ich zufällig hier vorbeikam und Sie am Ufer standen und nach den Seerosen sahen — ist das nicht komisch? Ich bin fast ins Wasser gefallen; ich glaube, Sie waren noch nie so hübsch, als wie Sie dort standen."

„O, Mr. Griffiths," flehte Roberta schüchtern, „bitte, sagen Sie das nicht. Ich fürchte, Sie sind ein gräßlicher Schmeichler; ich muß es glauben, wenn Sie so etwas so rasch sagen können."

Clyde sah sie von neuem hingerissen an und sie lächelte, denn sie fand ihn hübscher denn je. Aber — überlegte sie im stillen — was würde er glauben, wenn sie ihm sagte, daß auch sie an ihn gedacht und sich ihn an Graces Stelle herbeigewünscht hatte, gerade, als er um jene Landzunge gebogen war? Sie hätten beisammensitzen und plaudern und sich bei den Händen halten können, ja, er dürfte sogar den Arm um ihre Hüfte legen und sie würde es ihm erlauben. Sie wußte, das wäre etwas Schreckliches, wenn die Leute es sähen, und er durfte es nie, niemals erfahren. Das wäre zu intim und zu gewagt. Und doch war es der Fall. Was würden nur die Leute in Lycurgus von ihr denken, wenn sie sie jetzt sehen könnten, wie er sie in diesem Boot herumführte: eine Fabrikarbeiterin und ihr Vorgesetzter! Welche Schlüsse, ja, sogar welcher Skandal konnte daraus entstehen! Aber Grace Marr war dabei oder würde es zum mindesten bald sein und ihr konnte sie doch bestimmt alles erklären. Er war eben vorbeigefahren, als er sie erkannte, und warum sollte er ihr nicht beim Seerosenpflücken helfen, wenn er Lust dazu

hatte? Die augenblickliche Situation war fast unvermeidlich gewesen.

Schon hatte Clyde das Boot so gelenkt, daß sie mitten unter den Seerosen waren. Und während er sprach, hatte er das Ruder beiseite gelegt und hinübergelangt, um die Blumen heraufzuziehen und sie mit ihren langen feuchten Stielen vor ihre Füße zu werfen, während sie zurückgelehnt dasaß und eine Hand über den Bootsrand ins Wasser hängen ließ, wie sie es bei anderen Mädchen gesehen hatte. Augenblicks waren ihre Befürchtungen durch das Ebenmaß seiner Züge und Hände und das wirre Haar, das ihm über die Stirn fiel, gemildert, abgelenkt: Er war so schön!

Sechzehntes Kapitel

Das Ergebnis dieses Nachmittags war für beide ein so wunderbares, daß sie noch tagelang an nichts anderes dachten und sich immer wieder wunderten, daß etwas so Schönes und Romantisches sie einander nahegebracht hatte, obwohl sie es beide nicht für klug gehalten, einander näher kennen zu lernen als irgendein Vorgesetzter seine Untergebene.

Nach einem kurzen Geplauder im Boot, wobei er von der Schönheit der Seerosen gesprochen hatte und von seiner Freude, sie ihr zu pflücken, nahmen sie ihre Freundin Grace Marr auf und kehrten dann nach dem Bootshause zurück.

An Land waren beide in ziemlicher Verlegenheit, was nun weiter geschehen sollte, denn nun tauchte die Frage ihrer gemeinsamen Rückkehr nach Lycurgus auf. Grace war um ihren eigenen Ruf besorgt und gekränkt, daß sie keinen Eindruck auf Clyde gemacht hatte, und Roberta, die es ihr anmerkte, fragte: „Was meinst du, sollen wir uns nicht lieber verabschieden?" Sie persönlich war so selig, daß sie viel lieber mit ihm zurückgefahren wäre, aber mit Grace, die noch dazu so ängstlich war — niemals. Sie mußte irgendeine Ausrede erfinden, um sich zu entschuldigen, ohne Clyde zu kränken. Auch Clyde überlegte, was jetzt zu tun sei: sollte er mit ihnen nach Hause fahren und die Möglichkeit riskieren, daß jemand sie sah und es Gilbert hinterbrachte, oder sollte er es unter irgendeinem Vorwand vermeiden? Es fiel ihm aber keiner ein und er wollte eben umkehren und sie zu der Straßenbahn begleiten, als sie von Shurlock, dem jungen Elektriker, angerufen wurden, der bei Newtons wohnte und auf der Terrasse des Boots-

hauses gesessen war. Er befand sich in Gesellschaft eines Freundes, der ein kleines Auto hatte, und wollte eben in die Stadt zurückkehren.

„Das nenne ich Glück", rief er. „Guten Tag, Miß Alden, guten Tag, Miß Marr. Fahren Sie nicht zufällig in unsere Richtung? Dann könnten wir Sie mitnehmen."

Nicht nur Roberta, sondern auch Clyde hatte es gehört. Sie meinte sofort, daß es besser für sie und Grace wäre, auf diese Weise heimzukehren, da es schon spät war und sie versprochen hatten, mit den Newtons in die Kirche zu gehen. Halb und halb hoffte sie, daß Shurlock auch Clyde auffordern und dieser es annehmen würde. Aber Clyde lehnte sofort ab und sagte, daß er noch eine Weile hier bleiben wolle, und so verließ ihn Roberta mit einem Blick, der deutlich die Freude und Dankbarkeit ausdrückte, die sie empfand. Es war ein so schöner Tag gewesen!

Er aber dachte trotz allen Gewissensskrupeln, wie schade es war, daß sie nicht noch stundenlang allein hier bleiben konnten, und gleich nach ihrer Abfahrt kehrte er auch in die Stadt zurück.

Weniger denn je konnte er es am nächsten Morgen erwarten, Roberta wiederzusehen, und obwohl die besonders exponierte Art seiner Tätigkeit es ihm unmöglich machte, seine Gefühle in der Fabrik zu äußern, so erriet sie doch aus dem raschen, bewundernden und bittenden Lächeln, das über sein Gesicht huschte und aus seinen Augen strahlte, daß er ebenso verliebt war wie tags zuvor. Zwar fühlte sie, daß sich etwas Entscheidendes vorbereitete, und jene Heimlichkeit war ihr gar nicht recht, aber dennoch mußte sie mit einem ebenso herzlichen und vollkommen hingebenden Blick erwidern. Wie wunderbar, daß sie ihm gefiel — wunderbar, aber aufregend!

Clyde sah sofort, daß seine Annäherungsversuche noch

immer gerne gesehen wurden, und daß er es wagen konnte, sie anzusprechen, wenn sich die Gelegenheit dazu ergab. Und nachdem er ungefähr eine Stunde gewartet hatte und bemerkte, wie zwei ihrer Mitarbeiterinnen aufstanden, benützte er die Gelegenheit, ging zu ihr hin, nahm einen Kragen in die Hand, den sie eben abgestempelt hatte, und sagte, als spräche er darüber: „Es hat mir schrecklich leid getan, daß ich Sie gestern abend auf diese Weise verlassen mußte. Ich wünschte, wir wären heute wieder draußen, statt hier zu sitzen, nur Sie und ich allein — was meinen Sie dazu?"

Roberta blickte auf und fühlte, daß jetzt der Augenblick gekommen war, wo sie sich entscheiden mußte, ob sie seine Aufmerksamkeiten annehmen oder ablehnen wollte. Dabei sehnte sie sich maßlos darnach, sie anzunehmen, ohne Rücksicht auf alles, was daraus entstehen konnte — nach seinen Augen, seinen Händen, seinem Haar! Und statt ihn irgendwie zurückzuweisen oder abzulehnen, sah sie ihn bloß an, aber mit einem Blick, der so kraftlos und zerfließend war, daß er nichts anderes bedeuten konnte als Unsicherheit und Hingebung. Clyde sah, daß sie ebenso hilflos und hoffnungslos zu ihm hingezogen wurde wie er zu ihr, und beschloß sofort, sie wenn möglich zu fragen, wo sie sich allein treffen konnten, denn es war klar, daß sie ebensolche Angst vor dem Gesehenwerden hatte wie er selbst. Deutlicher denn je wußte er heute, daß er verbotenes Gebiet betreten hatte.

Er begann Fehler in seinen Berechnungen zu machen und merkte, daß er sich wegen ihrer Nähe absolut nicht auf seine Aufgaben konzentrieren konnte. Sie war entzückend, und wider Willen fühlte er sich ihr gegenüber in jeder Beziehung machtlos. Es lag etwas so Herzliches, Heiteres und Entgegenkommendes in ihrem Wesen, daß er der glücklichste aller Sterblichen würde, wenn sie ihm nur erlauben wollte, sie zu

lieben. Aber wie war es mit jener Weisung? Gestern noch war er zu dem Schluß gekommen, daß ihn seine hiesige Stellung lange nicht so befriedigte, als er erwartet hatte; wenn aber Roberta eine Rolle in seinem Leben spielte, wie es jetzt den Anschein hatte, wäre es dann nicht doch schöner, hier zu bleiben? Konnte er nicht wenigstens noch eine Zeitlang die weitere Teilnahmslosigkeit der Griffiths ertragen? Wer weiß, vielleicht würden sie ihn doch eines Tages als eine gesellschaftlich brauchbare Erscheinung entdecken, wenn er nur nichts tat, um Anstoß bei ihnen zu erregen. Und doch war er jetzt eben im Begriffe, gerade das zu tun, was ihm verboten worden war! Was hatte ihm auch Gilbert für eine Verpflichtung damit auferlegt! Wenn er sich nur irgendwie mit ihr verständigen könnte, vielleicht wäre sie bereit, ihn heimlich zu treffen und so jede Möglichkeit einer Kritik zu vermeiden.

So dachte Clyde, während er an seinem Schreibtische saß oder herumging. Denn selbst angesichts seiner Pflichten war er fast ganz von ihr erfüllt und konnte sich auf nichts anderes mehr konzentrieren. Er wollte ihr vorschlagen, ihn zuerst in einem kleinen Park zu treffen, der knapp an dem ersten außerhalb der Stadt liegenden Mohawkzuflusse gelegen war. Aber die Mädchen saßen so dicht aneinander, daß er den ganzen Vormittag keine Gelegenheit fand, sich ihr zu nähern. Es wurde Mittag und er ging zum Lunch hinunter, kehrte aber etwas früher zurück, in der Hoffnung, sie allein zu finden und ihr zuzuflüstern, daß er sie gerne heute treffen wolle. Sie stand jedoch mitten unter den anderen und so ging auch der ganze Nachmittag umsonst vorüber.

Beim Weggehen faßte er den Entschluß, sie anzusprechen, wenn er ihr allein auf der Straße begegnete. Er hatte das Gefühl, daß auch sie es wünschte, was immer sie sagen mochte,

und daß er einen Weg finden mußte, der ihr ebenso zufällig und harmlos vorkam wie den anderen. Aber als die Sirene ertönte, trat ein Mädchen auf sie zu und es blieb ihm nichts übrig, als sich etwas anderes auszudenken.

Statt bei Peytons zu bleiben oder in ein Kino zu gehen, wie er jetzt oft getan, oder einen Spaziergang allein zu machen, um seine Unruhe und Einsamkeit zu betäuben, ging er an jenem Abend auf die Suche nach Robertas Wohnung in die Taylorstreet. Das Haus sah nicht sehr erfreulich aus, lange nicht so hübsch wie das von Mrs. Cuppy oder jenes, das er jetzt bewohnte. Es war alt und schmutzig, die Nachbarschaft nichtssagend, wenn sie auch aus nur anständigen Leuten bestand. Aber das Licht, das schon zu dieser frühen Stunde in verschiedenen Zimmern brannte, und die paar davorstehenden Bäume gaben ihm ein freundliches und behagliches Aussehen. Was mochte Roberta jetzt tun? Warum hatte sie in der Fabrik nicht auf ihn gewartet? Er sehnte sich darnach, ihr auf irgendeine Weise zu erkennen zu geben, daß er hier stand, um sie zu zwingen, herauszukommen. Aber sie kam nicht. Dafür sah er Mr. Shurlock hervorstürzen und in der Richtung der Central Avenue verschwinden und einen Fußgänger nach dem anderen aus den verschiedenen Häusern treten und die Straße entlang gegen die Central Avenue wandern, weshalb er raschen Schrittes um den Häuserblock herumging, um nicht gesehen zu werden. Er seufzte oft und tief, denn die Nacht war so schön — gegen halb zehn ging der Vollmond auf und hing gelb und schwer über den Schornsteinen. Er fühlte sich sehr einsam.

Gegen zehn, als der Mond immer heller wurde und Roberta doch nicht erschien, beschloß er umzukehren. Es war nicht klug, hier herumzulungern. Aber da die Nacht so schön war und er keine Lust hatte, nach Hause zu gehen, wanderte

er statt dessen in der Wykeagy Avenue auf und ab und betrachtete dabei die schönen Häuser, unter anderen auch das seines Onkels Samuel. Zur Stunde waren alle ihre Bewohner auf ihren Landsitzen und die Häuser lagen im Dunkel. Sondra Finchley, Bertine Cranston und alle jene — was mochten sie wohl in einer Nacht wie dieser tun? Wo tanzten, wo liebten sie, wo trieben sie sich herum? Es war bitter, arm zu sein, kein Geld und keine Stellung zu haben und niemals tun zu können, wozu man Lust hatte.

Eifriger als sonst war er am nächsten Morgen schon um dreiviertel sieben aus dem Hause, in dem Bestreben, sich Roberta neuerdings zu nähern. Zog doch jener Strom von Arbeitern durch die Central Avenue nach Norden und ungefähr zehn Minuten nach sieben würde selbstverständlich auch sie ein Teilchen darin sein. Aber dieser Spaziergang in die Fabrik war ein vergeblicher. Nachdem er in einem kleinen Restaurant in der Nähe des Postamtes eine Tasse Kaffee hinuntergeschluckt hatte, dann durch die Central Avenue bis zur Fabrik gegangen und bei einem Zigarrenladen stehen geblieben war, um zu sehen, ob Roberta vielleicht allein käme, wurde er wieder durch ihren Anblick in Gesellschaft Grace Marrs belohnt. Was war das doch für eine elende, närrische Welt und wie schwer war es, in dieser Stadt jemanden allein zu treffen! Fast jeder kannte jeden anderen. Und Roberta wußte, daß er sie sprechen wollte! Warum kam sie nicht allein? Er hatte gestern genügend nach ihr hingesehen! Und nun kam sie mit Grace Marr und war anscheinend ganz vergnügt. Was war eigentlich mit ihr?

In der Fabrik angelangt, war er sehr verdrießlich, aber der Anblick Robertas, die ihren Platz einnahm und ihm mit herzlichem Lächeln einen fröhlichen guten Morgen wünschte, ließ ihm wohler werden und ihn fühlen, daß noch nicht alles verloren war.

Es war drei Uhr nachmittags und wegen der Hitze, der Anspannung ununterbrochener Arbeit und des grellen Lichtes, das sich draußen im Flusse widerspiegelte, lag eine leise Mattigkeit über allen. Das gleichzeitige „Klapp, klapp, klapp" der Metallstempel auf Dutzenden von Kragen auf einmal, das man fast immer aus dem Summen und Sausen der Nähmaschinen im Nebensaal heraushörte, klang vielleicht etwas schwächer als sonst. Ruza Nikoforitsch, Hoda Petkanas, Martha Bordaloue, Angelina Pitti und Lena Schlict hatten ein Lied namens „Liebchen mein" angestimmt, das irgendeine angefangen hatte, und Roberta fühlte Clydes Blick und Stimmung und überlegte, wie lange es dauern würde, bis er mit einer belanglosen Bemerkung zu ihr käme. Sie freute sich darauf und war nach seinen tags zuvor geflüsterten Worten überzeugt, daß es nicht lange dauern würde. Er konnte nicht widerstehen, das hatten ihr seine Augen am gestrigen Abend gesagt. Aber sie wußte, daß es ihm wegen der verschiedenen Hindernisse schwer fallen würde, einen Weg zu finden, um sie anzusprechen. Manchmal war sie auch froh darüber, denn es gab Augenblicke, in denen sie das Gefühl der Sicherheit genoß, die ihr die Gegenwart so vieler Mädchen verlieh.

Während sie noch darüber nachdachte und mit den anderen um die Wette stempelte, entdeckte sie plötzlich, daß ein Bündel Kragen, die sie bereits als Sechzehner gestempelt hatte, nicht diese Größe hatte, sondern eine kleinere. Rasch und aufgeregt sah sie nach und überlegte, daß es in diesem Falle nur zweierlei gäbe: das Bündel beiseite zu legen und auf eine Weisung eines Aufsehers, Clyde inbegriffen, zu warten oder es diesem gleich jetzt zu zeigen. Eigentlich war das zweite die bessere Lösung, denn so würde es niemand von den Aufsehern vor ihm bemerken. Das taten alle Mädchen, wenn

sie sich einmal geirrt hatten, und man erwartete von allen geschulten Arbeiterinnen, daß sie solche Irrtümer bemerkten.

Und doch zögerte sie jetzt angesichts ihrer dringenden Sehnsucht, denn auf diese Weise kam sie selbst zu Clyde und gab ihm die Möglichkeit, die er suchte. Schlimmer aber war, daß ihr dadurch die Gelegenheit geboten wurde, die sie suchte. Sie schwankte zwischen der Treue gegen Clyde als ihrem Vorgesetzten und der Treue gegen ihre bisherigen Grundsätze, denen jetzt ihr neues, alles beherrschende Verlangen und der unterdrückte Wunsch gegenüberstand, daß Clyde sie ansprechen möge. Endlich ging sie doch mit dem Bündel zu ihm und legte es auf seinen Tisch. Aber ihre Hände zitterten dabei, ihr Gesicht war ganz blaß und ihr Hals wie zugeschnürt. Er versuchte eben vergeblich die Leistungen der verschiedenen Mädchen nach den ihm vorgelegten Kontrollblättern zu berechnen und plagte sich sehr, weil er seine Gedanken nicht bei der Arbeit hatte. Er blickte auf, Roberta stand vor ihm und beugte sich zu ihm herab. Seine Nerven spannten sich im Augenblick zum Reißen, Lippen und Kehle wurden ihm trocken, denn jetzt war der entscheidende Augenblick gekommen. Er sah, daß auch Roberta fast zusammenbrach unter der Anstrengung, die ihr Mut und ihre Selbsttäuschung ihr zugemutet hatten.

„Bei diesem Mündel", fing sie an (sie wollte sagen „Bündel"), „ist oben ein Irrtum vorgekommen. Ich habe es selbst erst jetzt bemerkt, als ich fast alle abgestempelt hatte. Sie sind fünfzehneinhalb und ich habe sie mit sechzehn gestempelt. Ich bitte um Entschuldigung."

Clyde bemerkte, daß sie während ihrer Rede zu lächeln versuchte, obwohl ihre Wangen ganz blaß waren und ihre Hände, besonders jene, die das Bündel hielt, zitterten. Sofort begriff er, daß dies noch mehr bedeutete, wenn auch Loyalität

und Disziplin sie wegen dieses Fehlers zu ihm gebracht hatten. Auf leise, schüchterne, von der Liebe eingegebene Art kam sie ihm entgegen, gab ihm die Gelegenheit, die er suchte, und wünschte, daß er sie ausnützen möge. Im ersten Augenblick brachte ihn dieser unerwartete Schritt aus der Fassung, dann aber wurde er so kühn und unerschrocken, wie er ihr gegenüber bis jetzt noch nie gewesen war. Sie warb um ihn, das war sicher; er gefiel ihr und sie war so klug, ihm die Gelegenheit zu bieten, die ihm erlaubte, sie anzusprechen. Wie reizend war doch ihr Mut!

„Das macht nichts", sagte er und gab sich den Anschein einer Sicherheit, die er auch jetzt nicht empfand. „Ich schicke sie einfach in den Waschraum hinunter und dann werden wir sehen, ob man sie nicht frisch stempeln kann. Im Grunde ist es ja nicht unsere Schuld."

Er sah sie herzlich an und sie erwiderte seinen Blick mit einem unterdrückten Lächeln, wendete sich aber sofort zum Gehen, denn sie fürchtete, schon allzu deutlich gezeigt zu haben, was sie hergeführt hatte.

„Bitte, bleiben Sie noch", fügte er rasch hinzu. „Ich möchte Sie etwas fragen. Seit Sonntag versuche ich ein paar Worte mit Ihnen zu sprechen. Ich möchte Sie so gerne irgendwo treffen, aber es gibt eine Vorschrift, daß ein Abteilungsleiter nichts mit einem Mädchen zu tun haben darf, das für ihn arbeitet, — das heißt nämlich außerhalb der Fabrik. Ich möchte es aber trotzdem", — bittend und schmeichelnd sah er ihr in die Augen — „Sie nicht auch? Sie müssen wissen, daß ich rasend verliebt in Sie bin, seitdem Sie hier sind, und der Sonntag hat es noch schlimmer gemacht. Aber jetzt dürfen keine dummen Vorschriften mehr zwischen uns treten, wenn ich es verhindern kann, nicht wahr?"

„Ich weiß nicht, ob ich kommen kann", entgegnete Roberta,

die nun, da sie erreicht hatte, was sie wollte, über ihren eigenen Mut erschrak. Sie sah aufgeregt um sich und hatte das Gefühl, daß alle Augen im Saale auf sie gerichtet waren. „Ich wohne bei Mr. und Mrs. Newton, dem Schwager und der Schwester meiner Freundin, die äußerst strenge Leute sind. Es ist nicht so, als wenn ..." sie wollte eben hinzufügen: „als wenn ich zu Hause wäre", aber Clyde unterbrach sie:

„Bitte, bitte, sagen Sie nicht nein. Bitte! Ich muß Sie sehen. Ich will Ihnen keine Schwierigkeiten machen, sonst käme ich gerne zu Ihnen ins Haus. Verstehen Sie, wie ich es meine?"

„Nein, das dürfen Sie nicht", warnte Roberta. „Jetzt auf keinen Fall." Sie war so verlegen, daß sie Clyde ganz unbewußt dadurch zu verstehen gab, sie hoffte ihn später im Hause zu sehen.

„Nun," sagte Clyde lächelnd, denn er sah, daß sie teilweise nachgab, „wir brauchten ja nur bis an das Ende irgendeiner Straße zu gehen, wenn Sie wollen, der Straße, in der Sie wohnen. Dort gibt es keine Häuser mehr. Es gibt auch einen kleinen Park, den Mohawk-Park, der gleich hinter Dreamland an der Straßenbahnlinie liegt. Wenn sie dorthin kämen, würde ich Sie bei der Haltestelle treffen. Ist Ihnen das lieber?"

„Ich glaube, ich hätte Angst — so weit zu gehen nämlich. Ich habe so etwas noch nie getan." Als sie das sagte, sah sie so aufrichtig und unschuldig aus, daß Clyde von ihrem Liebreiz vollkommen hingerissen war. Und dabei besprach er ein heimliches Rendezvous mit ihr! „Ich fürchte mich hier fast überall, allein hinzugehen. Es heißt, daß die Leute so viel reden, und irgend jemand würde mich bestimmt sehen. Aber —"

„Nun, aber?"

„Ich fürchte, ich bleibe zu lange bei Ihrem Schreibtisch stehen.“ Sie rang tatsächlich nach Luft, als sie das sagte, und obwohl gar nichts Ungewöhnliches daran war, begriff Clyde, daß es ihre ehrliche Meinung darstellte, und deshalb sagte er rasch und nachdrücklich:

„Nun, wie wäre es mit der Straße, in der Sie wohnen? Könnten Sie nicht heute abend einen Augenblick hinunterkommen, sagen wir auf eine halbe Stunde?“

„Ach, heute abend wird es nicht gehen, das ist zu bald. Ich müßte es mir erst überlegen — und es nämlich einrichten. Aber ein anderes Mal.“ Sie war so aufgeregt und verwirrt über dieses große Erlebnis, daß ihr Gesicht, so wie manches Mal auch das seine, zwischen Lächeln und Stirnrunzeln wechselte, ohne daß sie die Veränderung fühlte.

„Nun, wie wäre es mit Mittwoch um halb neun oder neun? Wäre das nicht möglich? Ich bitte Sie darum.“

Roberta überlegte sehr reizend und aufgeregt. Wie sie jetzt um sich sah und zu fühlen schien, daß sie beobachtet wurde und sehr lang für einen ersten Besuch blieb, gefiel sie Clyde ganz unsagbar.

„Ich glaube, ich muß jetzt an meine Arbeit gehen“, erwiderte sie, ohne ihm eine eigentliche Antwort zu geben.

„Einen Augenblick“, bat Clyde. „Wir haben noch keine Zeit für Mittwoch festgesetzt. Sie kommen doch, nicht wahr? Sagen wir neun oder halb neun, ganz wie es Ihnen paßt. Wenn Sie wünschen, werde ich von acht an auf Sie warten. Ist Ihnen das recht?“

„Nun gut, sagen wir halb neun oder zwischen halb neun und neun, je nachdem ich kommen kann. Ist Ihnen das recht? Wenn ich kann, so bin ich da, und wenn etwas dazwischenkommt, werde ich es Ihnen am nächsten Morgen sagen.“ Sie errötete, warf noch einen hilflosen aufgeregten Blick um

sich und eilte dann auf ihren Platz zurück, bebend vom Kopf bis zu den Füßen und mit einem Gesicht, als wäre sie bei irgendeinem schrecklichen Verbrechen auf offener Tat ertappt worden. Clyde an seinem Schreibtisch erstickte fast vor Erregung. Daß sie einwilligte, daß er so zu ihr sprechen durfte und sie es gewagt hatte, eine Verabredung mit ihm zu treffen, noch dazu hier, in Lycurgus, wo er so bekannt war! Rasend aufregend war das!

Sie aber dachte, wie herrlich es sein würde, mit ihm im Mondschein spazieren zu gehen und zu reden, den Druck seines Armes zu fühlen und seine weiche, sanfte Stimme zu hören.

Siebzehntes Kapitel

Es war ganz dunkel, als Roberta am Mittwoch abend auf die Straße schlüpfte, um Clyde zu treffen. Aber wie viele Skrupel und Erwägungen hatte es vorher trotz ihrer Bereitwilligkeit und Zustimmung gegeben! Es war nicht nur schwer gewesen, ihre eigenen inneren Bedenken zu überwinden, es gab außerdem noch eine Menge Schwierigkeiten wegen des sehr gewöhnlichen, bigotten und engherzigen Milieus, in dem sie bei den Newtons lebte. Seit ihrer Ankunft in Lycurgus war sie fast nirgends ohne Grace Marr gewesen. Außerdem hatte sie versprochen (was sie vergessen hatte, Clyde zu sagen), an diesem Abend mit den Newtons und Grace in die Gideon-Baptistenkirche zu gehen, wo nach einer jeden Mittwoch stattfindenden Andacht eine Zusammenkunft mit Gesellschaftsspielen, Tee, Kuchen und Eis stattfinden sollte.

Daher war sie sehr besorgt, ob ihr Vorsatz gelingen würde. Endlich fiel ihr ein, daß Mr. Liggett, dem ihre Flinkheit und Tüchtigkeit aufgefallen war, ihr vor einigen Tagen gesagt hatte, wenn sie etwas von der Näherei erlernen wollte, sollte sie sich nur an Mrs. Braley wenden, die es ihr gerne zeigen würde. Und da Clydes Aufforderung und die Kirchengesellschaft auf denselben Abend fielen, beschloß sie zu sagen, daß sie eine Verabredung mit Mrs. Braley in deren Wohnung hätte. Sie wollte mit dieser Mitteilung bis Mittwoch knapp vor dem Essen warten und dann sagen, daß Mrs. Braley sie zu sich eingeladen habe. So konnte sie Clyde treffen, und bis die Newtons mit Grace zurückkehrten, konnte auch sie wieder zuhause sein. Ach, wie würde es sein, wenn er wieder mit

ihr sprach und wiederholte, was er ihr im Boot gesagt hatte, daß niemand schöner sein konnte als sie, wie sie am Ufer stand und nach Seerosen Ausschau hielt. Viele, viele Gedanken, unklare, schreckliche und farbenprächtige Gedanken, fielen ihr ein: wie und wohin sie gehen und was sie von jetzt an tun könnten, falls sie sich mit ihm anfreundete, ohne sich und ihm zu schaden. Wenn es sein müßte, konnte sie ja aus der Fabrik austreten und sich einen anderen Posten suchen — ein Wechsel, der Clyde von jeder Verantwortung in bezug auf sie freisprechen mußte.

Dann aber gab es noch eine andere Herzens- und Gewissensfrage und die betraf ihre Kleider. Als sie nach Lycurgus gekommen war, hatte sie gesehen, daß die besseren Mädchen sich hier hübscher anzogen als in Biltz oder Trippetts Mills. Außerdem hatte sie ihrer Mutter einen ziemlich großen Teil ihres Gehaltes geschickt, der genügt hätte, um sie ungewöhnlich gut auszustatten, wie sie jetzt begriff. Aber seitdem Clyde ihre Gedanken so sehr beherrschte, war sie auch um ihr Äußeres besorgt. An dem Abend nach ihrem Gespräch hatte sie ihre bescheidene Garderobe gemustert und sich für einen kleinen blauen Hut entschieden, den Clyde noch nicht kannte, nebst einem blau und weiß gemusterten Flanellrock und einem Paar weißer Leinenschuhe, die sie vorigen Sommer in Biltz gekauft hatte. Sie wollte warten, bis die Newtons und Grace in die Kirche gegangen waren, und sich dann schnell umkleiden und weggehen.

Um halb neun, als es endlich Nacht war, ging sie durch die Taylorstreet nach rechts gegen die Central Avenue und dann auf einem Umweg wieder nach links zu dem Ort ihres Stelldicheins. Clyde wartete schon auf sie. Er stand an einen alten hölzernen Zaun gelehnt und blickte zurück auf die hübsche kleine Stadt, deren zahlreiche Lichter durch die Bäume schim-

merten. Die Luft war voller Wohlgerüche — von vielen Gräsern und Blumen. Ein leiser Windhauch strich durch die hohen Ähren des Getreidefeldes hinter ihm und durch das Laub der Bäume über seinem Haupte. Die Sterne funkelten: der große Bär, der kleine Bär und die Milchstraße — lauter Himmelsphänomene, die seine Mutter ihm vor langer Zeit gezeigt hatte.

Er überlegte, wie er sich gegen Kansas City verändert hatte. Dort war er so unsicher gegenüber Hortense Briggs und jedem anderen Mädchen gewesen: fast hatte er sich gefürchtet, mit einem von ihnen zu sprechen. Aber hier, und besonders seit er das Stempelzimmer leitete, begann er sich dessen bewußt zu werden, daß er hübscher war, als er je gedacht hätte, daß er den Mädchen gefiel und nicht mehr solche Angst vor ihnen hatte. Selbst Robertas Augen hatten ihm heute gezeigt, wie sehr sie sich zu ihm hingezogen fühlte. Sie war sein, und wenn sie kam, würde er den Arm um sie legen und sie küssen und sie würde nicht widerstehen können.

Er stand und lauschte, träumte und wartete, während das hinter ihm raschelnde Korn alte Erinnerungen in ihm weckte. Plötzlich sah er sie auf sich zukommen. Sie sah niedlich und munter, aber aufgeregt aus, blieb am Ende der Straße stehen und blickte um sich, wie ein vorsichtiges und erschrockenes Tier. Clyde eilte sofort auf sie zu und rief leise: „Hallo, es ist schrecklich lieb von Ihnen, daß Sie gekommen sind. War es sehr schwer?" Er dachte, wieviel sympathischer sie war als Hortense oder Rita Dickerman, jene war so berechnend und diese so wahllos und frei gewesen.

„Ob es schwer war? Und wie!" Sie begann sofort einen ausführlichen und anschaulichen Bericht, nicht nur über das Vergessen des Kirchenbesuches der Newtons und ihrer Verabredung mit ihnen, sondern auch über einen Vorsatz Grace

Marrs, die gesellige Zusammenkunft der Kirchengemeinde nicht ohne sie zu besuchen, und wie sie — ach so schrecklich — hatte lügen müssen, daß sie zu Mrs. Braley gehen müßte, um dort nähen zu lernen. Von der Äußerung Liggetts gegen Roberta hatte Clyde bis jetzt noch nichts gewußt, aber er interessierte sich sehr dafür, da er sofort auf den Gedanken kam, daß Liggett sie bereits seiner Aufsicht entziehen wolle. Er fragte sie deswegen aus, bevor sie in ihrem Bericht fortfahren durfte, was Roberta auffiel und sie sehr erfreute.

„Aber ich kann nicht sehr lange bleiben", erklärte sie bei der ersten Gelegenheit herzlich und munter, während Clyde ihren Arm ergriff und sich gegen den vor ihnen liegenden Fluß wandte, dessen Ufer hier draußen ganz unverbaut waren. „Die Baptistengesellschaften dauern nie viel länger als bis halb elf oder elf, so daß sie bald zurückkommen werden, und ich muß trachten, vor ihnen zu Hause zu sein."

Dann gab sie noch eine Menge Gründe an, warum sie nicht länger als bis zehn ausbleiben konnte — Gründe, die Clyde zwar ärgerten, aber durch ihre Vernunft überzeugten. Er hatte gehofft, sie länger festhalten zu können. Aber da die Zeit nur eine so beschränkte war, drängte er jetzt um so mehr auf innigere Beziehungen und fing an, ihren hübschen Hut und Mantel zu loben, und sagte ihr, wie gut sie ihr stünden. Er wollte den Arm um ihre Hüfte legen, aber da sie dieses Vorgehen allzu rasch fand, schob sie ihn weg oder versuchte es wenigstens und sagte mit ihrer sanftesten, einschmeichelndsten Stimme: „Ach, das ist aber nicht nett von Ihnen. Können Sie nicht einfach meinen Arm nehmen oder mir den Ihren geben?" Es fiel ihm auf, daß sie, während sie ihn bat, ihre Hüfte loszulassen, seinen Arm mit einer anklammernden, anschmiegenden Bewegung umspannte und ihren Schritt nach dem seinen lenkte, und er mußte denken, wie natürlich und

ungezwungen sie sich betrug, nun das Eis einmal gebrochen war.

Und wie sie plaudern konnte! Lycurgus gefiel ihr, aber es war die bigotteste Stadt, die sie je gesehen — schlimmer in dieser Beziehung als Biltz oder Trippetts Mills. Dann mußte sie Clyde erklären, wie Biltz und Trippetts Mills und ihr Elternhaus aussahen, aber nur kurz, denn sie sprach nicht gerne davon. Dann kam sie wieder auf die Newtons und Grace Marr zurück, die jede ihrer Bewegungen beobachteten. Während sie sprach, dachte Clyde an den Unterschied zwischen ihr und Hortense oder Rita und jeder anderen, die er gekannt. Sie war so viel offener und zutraulicher — nicht so haltlos wie Rita oder so eitel und anspruchsvoll wie Hortense und dabei doch ebenso hübsch und viel liebreizender! Wie entzückend müßte sie aussehen, wenn sie gut angezogen wäre! Dann überlegte er wieder, was sie wohl zu ihm und zu Hortense sagen würde, wenn sie davon wüßte, im Gegensatz zu seiner jetzigen Haltung ihr gegenüber.

„Wissen Sie, daß ich versucht habe, Sie anzusprechen, seit Sie in der Fabrik sind," begann er bei der ersten Gelegenheit, „aber Sie wissen, wie sehr man beobachtet wird. Das übersteigt schon alle Grenzen! Wie ich hinauf versetzt wurde, ist mir gesagt worden, daß ich mich für keines der dort arbeitenden Mädchen interessieren dürfe, und ich habe es auch einzuhalten versucht. Aber ich kann doch nichts dafür, nicht wahr?" Er drückte ihren Arm zärtlich an sich, hörte aber plötzlich auf, und indem er sich von ihr losmachte, legte er beide Arme um sie. „Ich bin wahnsinnig verliebt in dich, Roberta, wirklich und wahrhaftig! Du bist für mich das liebste, entzückendste Ding der Welt. Sprich, darf ich dir das nicht sagen? Seit du hergekommen bist, habe ich fast nicht schlafen können. Das ist die reine Wahrheit. Ich muß immer

und immer an dich denken. Du hast so schöne Augen und Haare. Heute abend siehst du so lieb aus, ganz entzückend. Ach, Roberta!" Er nahm ihr Gesicht in seine beiden Hände und küßte sie, bevor sie ihm ausweichen konnte. Dann hielt er sie fest, während sie widerstrebte, obwohl sie es fast nicht konnte. Im Gegenteil, ihr war zumute, als wollte sie selbst ihre Arme um ihn legen oder sich von ihm festhalten lassen, und dieses Gefühl verwunderte und verwirrte sie. Es war schrecklich! Was würden die Leute denken und sagen, wenn sie es wüßten! Sie war ein schlechtes Mädchen und doch wollte sie es sein — ihm nahe sein, jetzt wie nie zuvor.

„Bitte, tun Sie das nicht, Mr. Griffiths", bat sie. „Das dürfen Sie nicht, bitte! Es könnte uns jemand sehen. Ich glaube, ich höre jemanden kommen. Bitte, bitte!" Sie sah ganz erschrocken um sich, während Clyde verzückt lachte. Endlich hatte ihm das Leben eine ganz entzückende Geliebte beschert! „Ich habe so etwas noch nie getan", fuhr sie fort. „Ehrlich nicht. Es ist nur, weil Sie gesagt haben —"

Clyde drückte sie fest an sich und erwiderte gar nichts — seine blassen Wangen und dunklen, sehnsüchtigen Augen waren den ihren ganz nahe. Trotz ihrem Widerstreben küßte er sie wieder und wieder — ihr kleiner Mund, ihr Kinn und ihre Wangen waren zu süß, zu verlockend —, dann bat er flüsternd, denn er war zu bewegt, um laut sprechen zu können:

„Roberta, Liebste, bitte, bitte, sag' mir, daß du mich liebst. Bitte! Ich weiß ja, daß du es tust. Ich sehe es. Bitte, sag' es mir jetzt. Ich bin so verliebt in dich und wir haben so wenig Zeit."

Er küßte sie wieder auf Mund und Wangen und fühlte, wie ihre Abwehr plötzlich erlahmte. Ganz still und ohne Widerstreben lag sie in seinen Armen. Er empfand etwas Wunderbares, wußte aber selbst nicht was. Plötzlich fühlte

er Tränen auf ihren Wangen, ihr Kopf fiel auf seine Schulter und dann hörte er sie sagen: „Ja, ja, ja. Ich liebe dich. Ja, ich liebe dich, ich liebe dich."

Dann kam ein Schluchzen, halb aus Sehnsucht, halb aus Wonne. Er war durch ihre Offenheit und Natürlichkeit so gerührt, daß ihm selbst die Tränen aufstiegen. „Es ist ja alles gut, Roberta, es ist alles gut. Bitte, weine nicht. Ach, du bist ja so lieb. Ich liebe dich, Roberta, ich liebe dich."

Er blickte auf; vor ihm im Osten über den niedrigen Dächern der Stadt erschien der äußerste Zipfel des aufgehenden Julimondes. In diesem Augenblick war ihm, als habe ihm das Leben alles gegeben — alles, alles, was er rechtmäßig von ihm verlangen konnte.

Achtzehntes Kapitel

Der Höhepunkt dieser Begegnung sollte sowohl nach Clydes als nach Robertas Erwartung nur das Vorspiel einer Reihe von Freuden und Begegnungen sein, die sich über eine unbestimmte Zeit erstreckten. Sie hatten die Liebe entdeckt. Sie waren selig und glücklich, wie groß die Schwierigkeiten ihres Sichfindens auch gewesen sein mochten. Aber es war etwas anderes, Mittel und Wege zur Fortsetzung zu finden. Denn nicht nur, daß Robertas Verhältnis zu den Newtons ein Hindernis für jeden normalen Verkehr mit Clyde bildete, Grace Marr selbst war ein Problem für sich. Sie war noch viel unfreier als Roberta, nicht nur durch ihren Mangel an Schönheit, sondern durch die engherzigen Lehren und das häusliche Beispiel in ihrer Kindheit, was gesellschaftliche und religiöse Dinge betraf. Und dennoch wollte auch sie ein fröhliches und freies Leben führen. Und in Roberta, die sich, so vergnügt und übermütig sie auch sein konnte, doch immer im Kreise jener Sitten bewegte, an denen Grace festhielt, glaubte sie jemanden gefunden zu haben, der nicht so eingeengt war wie sie selbst. So kam es, daß sie sich sehr — nach Robertas Meinung allzu sehr — an sie klammerte. Sie war der Ansicht, daß sie ihre Gedanken und Scherze, ihre beiderseitigen Pläne und ihre heimlichen Ansichten über die Liebe austauschen konnten, ohne dabei Schaden zu nehmen, und diese Gespräche waren für sie der einzige Lichtblick in einem sonst recht trübseligen Dasein.

Aber selbst, bevor Clyde noch in ihr Leben getreten war, konnte Roberta dieses Sichanklammern nicht leiden. Es war

ihr eine Last. In Hinsicht auf Clyde war sie sehr verschlossen gegen Grace, nicht nur, weil sie wußte, daß Grace ihr dieses plötzliche Imstichlassen verübeln würde, sie wollte auch selbst nicht den wechselnden und gänzlich neuartigen Stimmungen, die sie jetzt beherrschten, ins Auge sehen. Nachdem sie ihn einmal kennen und lieben gelernt hatte, fürchtete sie sich selbst einzugestehen, was sie ihm gegenüber zu tun beabsichtigte. War ein solcher Verkehr zwischen Angehörigen verschiedener Klassen nicht verpönt? Sie wußte, daß es der Fall war, und deshalb wollte sie lieber überhaupt nicht davon sprechen.

Als Grace sich daher an dem auf den Ausflug folgenden Montag sehr fröhlich und vertraulich nach Clyde erkundigt hatte, beschloß Roberta sofort zu tun, als ob sie sich nicht annähernd so sehr für ihn interessierte, als Grace vielleicht bereits vermutete. Sie sagte darum nicht viel mehr, als daß er sehr nett mit ihr gewesen und sich auch nach Grace erkundigt hätte — eine Bemerkung, die diese veranlaßte, sie verstohlen anzusehen und sich zu fragen, ob Roberta wirklich alles erzählte, was sich seither zugetragen hatte. „Er war so besonders nett, daß ich schon anfing zu glauben, er wäre in dich verliebt", sagte sie.

„Ach, Unsinn", erwiderte Roberta heftig und etwas besorgt. „Er würde nie daran denken. Außerdem gibt es eine Vorschrift der Fabrikleitung, die es ihm verbietet, solange ich dort angestellt bin."

Mehr als alles andere diente diese letzte Bemerkung dazu, Graces Verdacht gegen Clyde und Roberta zu zerstreuen, denn ihre Ansichten waren so strenge, daß sie nie daran gedacht hätte, eine Vorschrift der Fabrikleitung zu übertreten. Aber Roberta war doch besorgt, ob Grace sie und Clyde nicht irgendwelcher Heimlichkeiten beschuldigte, und beschloß, doppelt vorsichtig zu sein und eine Gleichgültigkeit vorzutäuschen, die sie nicht empfand.

Das alles aber war nur der Auftakt zu den Sorgen, Aufregungen und Befürchtungen, die nichts mit dem Früheren zu tun hatten, sondern von unmittelbar darauf auftauchenden Schwierigkeiten herrührten. Denn als es einmal zur vollkommenen Übereinstimmung ihrer Gefühle mit denen Clydes gekommen war, sah sie keine andere Möglichkeit, ihn zu treffen, als auf diese sehr heimliche Weise, und das nur so selten und unbestimmt, daß sie nie vorher sagen konnte, wann sie sich wiedersehen würden.

„Siehst du, es ist folgendes", erklärte sie Clyde ein paar Tage später, als es ihr gelungen war, sich am Abend für eine Stunde davonzustehlen, und sie vom Ende der Taylorstreet dem Mohawk zuwanderten, wo ein paar freie Felder lagen und ein flaches Ufer den hübschen Fluß begrenzte. „Die Newtons gehen nirgends hin, ohne mich aufzufordern mitzukommen. Und selbst wenn sie es nicht täten, würde Grace doch niemals ohne mich gehen. Weil wir in Trippetts Mills so viel beisammen waren, hat sie das Gefühl, daß ich mit zur Familie gehöre. Das ist jetzt anders, aber ich sehe noch keinen Ausweg, um davon loszukommen. Ich weiß nicht, was ich sagen soll — wohin und mit wem ich gehe."

„Ich sehe es ein, Schatz", entgegnete er weich und liebevoll. „Es ist wahr. Aber was nützt uns das? Du kannst doch nicht von mir verlangen, daß ich dich immer nur in der Fabrik anschauen soll."

Er sah sie so ernst und sehnsüchtig an, daß sie aus Teilnahme für ihn ganz gerührt wurde, und um ihn wieder aufzuheitern, fügte sie hinzu: „Nein, das will ich auch nicht, Liebster. Das weißt du selbst. Aber was soll ich tun?" Sie legte ihre Hand leicht und bittend auf eine von Clydes langen, schlanken und nervösen Händen.

„Ich will dir etwas sagen", fuhr sie nach einer Weile fort.

„Ich habe eine Schwester, die in Homer im Staate New York lebt. Das ist ungefähr fünfunddreißig Meilen nördlich von hier. Ich könnte sagen, daß ich einmal an einem Samstagnachmittag oder Sonntag zu ihr fahren will. Sie schreibt mir fortwährend, daß ich sie besuchen soll, nur habe ich bisher noch nicht daran gedacht. Aber ich könnte es tun — das heißt, ich könnte ..."

„Herrlich!" rief Clyde lebhaft. „Das ist ein glänzender Einfall!"

„Warte einmal", fügte sie hinzu, ohne auf seinen Ausruf zu achten. „Wenn ich mich recht erinnere, muß man zuerst nach Fonda und dort einmal umsteigen. Ich könnte irgendwann von hier mit der Elektrischen wegfahren. Von Fonda aus verkehren nur zwei Züge im Tage, am Samstag geht der eine um zwei und der andere um sieben. Ich müßte also vor zwei von hier wegfahren, und wenn ich dann den Zwei-Uhr-Zug nicht erreiche, wäre alles in schönster Ordnung. Ich würde mit dem Zug um sieben weiterfahren und du könntest drüben sein oder mich unterwegs treffen, damit uns niemand hier sehen kann. Dann fahre ich weiter und du kommst hierher zurück. Das kann ich bestimmt mit Agnes so einrichten, ich muß es ihr nur schreiben."

„Aber was soll unterdessen geschehen?" fragte er verdrossen. „Es dauert noch sehr lange bis dahin, wie du weißt."

„Ich werde nachdenken, aber ich weiß es nicht, Liebster. Ich muß es mir überlegen; denke du auch darüber nach. Jetzt muß ich aber fort", fügte sie unruhig hinzu. Sie stand sogleich auf, so daß auch Clyde sich erheben mußte, und als er auf seine Uhr sah, fand er, daß es gleich zehn war.

„Was geschieht also mit uns beiden?" fragte er beharrlich. „Kannst du nicht nächsten Sonntag sagen, daß du in eine

andere Kirche gehen willst, und mich statt dessen irgendwo treffen? Müssen sie es denn erfahren?"

Clyde bemerkte sofort, daß sich Robertas Gesicht hiebei leicht verfinsterte; hier stieß er auf etwas, das noch zu innig mit ihrer Kindheit und ihrem Glauben verknüpft war, als daß man daran rühren durfte.

„Hm", erwiderte sie sehr ernsthaft. „Das möchte ich nicht tun. Es käme mir wie ein Unrecht vor und wäre auch eines."

Clyde begriff, daß er sich auf gefährlichem Boden bewegte, und zog seinen Vorschlag sofort zurück, denn er wollte sie keinesfalls kränken oder erschrecken. „Ach nein, ganz wie du willst. Ich bin nur darauf gekommen, weil dir anscheinend nichts anderes eingefallen ist."

„Nein, nein, Liebster", bat sie sanft, damit er nicht glaube, daß sie beleidigt sei. „Ich bin nicht böse, nur möchte ich so etwas lieber nicht tun. Ich könnte es auch gar nicht."

Clyde schüttelte den Kopf. Die Erinnerung an seine eigenen jugendlichen Hemmungen ließ ihn fühlen, daß er vielleicht unrecht getan hatte, ihr einen solchen Vorschlag zu machen.

Sie gingen in die Taylorstreet zurück, aber abgesehen von dem geplanten Ausflug nach Fonda hatten sie keine bestimmte Lösung gefunden. Nachdem er sie immer wieder und wieder geküßt hatte, konnte er ihr nur beim Abschied vorschlagen, daß sie beide nachdenken und versuchen sollten, etwas zu finden, um sich wenn möglich früher wiederzusehen. Und nach einer letzten kurzen Umarmung eilte sie die Taylorstreet hinab, wobei ihre zarte Gestalt im Mondlicht zu schwanken schien.

Aber bis auf eine nochmalige abendliche Zusammenkunft, die durch eine angebliche Verabredung mit Mrs. Braley zustandekam, sahen sie einander nicht, ehe Roberta am nächsten Samstag nach Fonda fuhr. Clyde hatte die genaue Stunde festgestellt, benützte selbst den vorhergehenden Wagen und traf

Roberta bei der ersten Haltestelle, und von da an bis zum Abend, wo sie den Sieben-Uhr-Zug benützen mußte, waren sie unsagbar glücklich in der Nähe dieser ihnen verhältnismäßig fremden kleinen Stadt.

Ein paar Meilen vor Fonda waren sie an einem Vergnügungspark namens „Starlight" vorübergekommen, wo sich außer ein paar Objekten zur Volksbelustigung, zum Beispiel einem Flugzeugkarussell, einem Riesenrad, einem zweiten Karussell, einer Wassergrottenbahn und einem Tanzboden auch ein kleiner See mit Ruderbooten befand. Es war ein in seiner Art idyllischer Ort mit einem Musikpavillon auf einer Insel inmitten des Teiches und einem würdevollen Bären in einem Käfig am Ufer. Seit ihrer Ankunft in Lycurgus hatte Roberta es noch nicht gewagt, einen der volkstümlichen Vergnügungsorte der Umgebung zu besuchen, die diesem sehr ähnlich, aber viel lärmender waren. Nun riefen beide: „Ach, wie lustig!" Und Clyde fügte sogleich hinzu: „Was meinst du? Sollen wir nicht hier aussteigen? Wir sind fast in Fonda und werden es viel netter haben."

So stiegen sie aus, gaben Robertas Reisetasche ab und gingen zunächst zu einer Würstelbude. Und da das Karussell in vollem Betrieb war, mußte Roberta unbedingt darauf fahren. In übermütigster Laune stiegen sie ein, er setzte sie auf ein Zebra und blieb neben ihr stehen, damit er den Arm um sie legen und beide den Messingring fassen konnten. Und wenn auch das Ganze gewöhnlich, grell und lärmend war, die Tatsache, daß er sie endlich für sich allein hatte, ebenso wie sie ihn, genügte, um in ihnen beiden eine Art seliger Verzückung zu erwecken, die mit dem kulissenhaften, kitschigen Schauplatz gar nicht in Einklang stand. Immer wieder und wieder drehten sie sich auf dem lauten knarrenden Zeug herum, beobachteten hier ein paar Ausflügler, die in Booten

auf dem See fuhren, dort andere, die in den bunten grün-weißen Aeroplanen herumflogen oder in den Hängekasten des Riesenrades auf- und niederstiegen.

Beide sahen auf die Wälder und den Himmel jenseits des Sees, auf die verträumten Kahnfahrer und die freudig erregten Tänzer, als Clyde plötzlich fragte: „Kannst du tanzen, Roberta?"

„Nein", erwiderte sie etwas betrübt, denn eben hatte sie recht kläglich den fröhlichen Tänzern zugeschaut und gedacht, wie traurig es war, daß sie nie hatte tanzen dürfen. Vielleicht war es etwas Schlechtes oder Ungehöriges — ihre Kirche war dieser Ansicht —, aber da sie sich nun einmal hier befanden und so verliebt ineinander waren, kam es ihr gar nicht mehr schrecklich vor. Jene anderen sahen so vergnügt und glücklich aus und es war ein so hübsches buntes Farbengewirr, das sich immer wieder in dem grün und braunen Rahmen hin- und herbewegte. Warum sollten Burschen und Mädchen wie sie und Clyde nicht tanzen? Trotz den Ansichten ihrer Eltern erklärten ihre jüngeren Geschwister bereits, daß sie es lernen würden, sobald sich die Gelegenheit ergäbe.

„Schade!" rief er aus und dachte, wie wundervoll es sein müßte, Roberta im Arme zu halten. „Es wäre so lustig, wenn du es könntest. Wenn du willst, zeige ich es dir in ein paar Minuten."

„Ich weiß nicht recht", erwiderte sie fragend, aber er sah ihren Augen an, wie sehr sie der Vorschlag lockte. „Ich bin nicht sehr geschickt in solchen Dingen und du weißt, daß man bei uns zu Hause das Tanzen für etwas nicht ganz Passendes hält. Auch meine Kirche erlaubt es nicht und ich weiß, daß meine Eltern es nicht gerne sehen würden."

„Ach, Unsinn", erwiderte Clyde lustig und leichtsinnig. „So was Dummes, Roberta. Heutzutage tanzt doch fast jeder. Was fällt dir ein, etwas Schlechtes daran zu finden?"

„Gewiß, vielleicht denkt man bei euch anders", entgegnete Roberta in sonderbarem unsicheren Tone. „Ich weiß natürlich, daß die meisten Arbeiterinnen tanzen, und wahrscheinlich ist auch nichts Schlechtes daran, wenn man Geld und Ansehen hat. Aber für ein Mädchen wie mich ist es etwas anderes. Vielleicht waren deine Eltern auch nicht so streng, wie die meinen."

„Glaubst du?" fragte Clyde, dem das „bei euch" und „wenn man Geld und Ansehen hat" aufgefallen waren. „Das kannst du natürlich nicht wissen, aber ich wette, sie waren ebenso streng, wenn nicht noch strenger", fuhr er fort. „Und trotzdem habe ich getanzt. Es ist doch nichts Schlechtes dabei. Komm, Roberta, laß es dir von mir zeigen, es ist so wunderschön. Darf ich, Liebste?"

Er legte einen Arm um sie und sah ihr in die Augen und wehrlos, aus lauter Liebe gab sie zum Teile nach. Eben war das Karussell stehen geblieben und wortlos und planlos steuerten sie ganz instinktiv dem Zelte zu, wo wenige, aber eifrige Tänzer sich fröhlich bewegten. Ein ziemlich großes Orchestrion sorgte für Foxtrotts und One-Steps, und vor dem Zelt, das nach allen Seiten abgegrenzt war, saß eine hübsche Kassierin und verkaufte die Karten: zehn Cents pro Paar und Tanz. Farben, Musik und die Bewegung der im Takt hin- und hergleitenden Tänzer übten eine tiefe Wirkung auf Clyde und Roberta.

Das Orchestrion schwieg, die Tänzer strömten heraus und gleich darauf wurden Karten für den nächsten Tanz ausgegeben.

„Ich glaube, ich kann nicht", flehte Roberta, als Clyde sie zur Kasse führte. „Sicher werde ich sehr ungeschickt sein, denn du weißt, daß ich noch nie getanzt habe."

„Du und ungeschickt, Roberta", rief er. „Das ist der helle

Unsinn! Du bist doch das Allergraziöseste und Hübscheste, was es gibt. Warte nur, du wirst eine ausgezeichnete Tänzerin werden."

Er legte die Münze hin und schon standen sie drinnen.

In einer übermütig-prahlerischen Laune, die er besonders ihrem Glauben an ihn als ein Mitglied der oberen Schichten von Lycurgus und einen Menschen von Geld und Ansehen verdankte, führte er sie in eine Ecke und begann sofort, ihr die Schritte zu zeigen. Sie waren nicht schwer, für ein Mädchen von Robertas Anmut und Eigenart sogar geradezu leicht. Als die Musik begann und Clyde sie an sich zog, traf sie Schritt und Haltung ohne jegliche Mühe, und rhythmisch und instinktiv bewegten sie sich zusammen fort. Es war das herrliche Gefühl, von ihm gehalten und geführt zu werden, der wundervolle, übereinstimmende Rhythmus ihrer beiden Körper, der sie so verlockte.

„Ach, du Süßes", flüsterte er. „Du bist doch die entzückendste kleine Tänzerin, die es gibt. Du kannst es ja schon! So ein fabelhaftes kleines Mädchen! Ich kann es fast nicht glauben!"

Sie tanzten noch einmal und ein drittes Mal, ehe die Musik abbrach, und als dies der Fall war, befand sich Roberta in einem solchen Zustand der Seligkeit, wie sie ihn noch nie gekannt hatte. Daß sie getanzt, noch dazu mit Clyde getanzt hatte und es etwas so Wunderschönes gewesen war! Er war so schlank und graziös, er schien ihr weitaus der hübscheste aller anwesenden jungen Leute. Er aber dachte, daß er noch nie ein so reizendes Wesen gekannt hatte wie Roberta. Sie war so fröhlich, so liebenswürdig und hingebend und nie würde sie versuchen, ihn auszunützen. Und Sondra Finchley — nun, die hatte ihn ignoriert und er mußte sie daher aus seinem Herzen verbannen, aber selbst jetzt, trotz Roberta, konnte er sie nicht ganz vergessen.

Als das Orchestrion um halb sechs aus Mangel an Tänzern abgestellt und eine Tafel: „Nächstes Konzert 7.30" ausgehängt wurde, tanzten sie noch immer. Nachher gingen sie ein Icecreamsoda nehmen und etwas essen und dann war es höchste Zeit, mit der nächsten Elektrischen zum Bahnhof von Fonda zu fahren, so schnell war die Zeit verflogen.

Als sie ihr Ziel erreichten, waren sowohl Clyde als Roberta voll von Plänen, was sie morgen unternehmen wollten. Wenn Roberta es zustande brachte, am Sonntag etwas früher von ihrer Schwester wegzufahren, konnte er von Lycurgus herüberkommen und sie hier treffen. Dann durfte sie mindestens bis elf in Fonda bleiben, um welche Zeit der letzte Zug aus Homer hier durchkam, und angenommen, sie tat, als wäre sie mit diesem gekommen, und es saß kein Bekannter im Wagen, dann konnten sie gemeinsam nach Lycurgus weiterfahren.

Sie trafen sich auch gemäß ihrer Verabredung und wanderten plaudernd und pläneschmiedend durch die dunklen, abseitsliegenden Gassen dieser Stadt, während Roberta Clyde ein wenig, wenn auch nicht viel von dem Leben in ihrem Elternhaus in Biltz erzählte.

Aber abgesehen von ihrer großen Liebe zueinander und deren unmittelbarem Ausdruck in Küssen und Umarmungen, war es eine große Frage, wie und wo sie sich fernerhin sehen konnten. Es mußte ein Weg gefunden werden und nach Robertas Ansicht mußte sie ihn finden, und noch dazu bald, denn Clyde war sehr ungeduldig und wünschte sehnlichst, so viel als möglich mit ihr beisammen zu sein, aber ihm schien nichts Brauchbares einzufallen.

Es war nicht leicht, wie auch sie begriff. Ein neuerlicher Besuch bei ihrer Schwester in Homer oder bei ihren Eltern konnte frühestens in einem Monat ins Auge gefaßt werden,

und was blieben noch für Vorwände außer diesen? Neue Freundinnen aus der Fabrik, das Postamt, die Lesehalle, die Young Women's Christian Association, lauter Vorwände, die Clyde gerade einfielen. Aber sie ergaben bestenfalls eine bis zwei Stunden und er dachte an weitere Weekends wie dieses. Und wie bald ging der Sommer zu Ende!

Neunzehntes Kapitel

Clydes und Robertas Ausflug und ihre Heimkehr gingen, wie beide glaubten, völlig unbeobachtet vor sich. Auf der Rückfahrt von Fonda sahen sie keinen Bekannten, Grace war schon zu Bett und wachte nur so weit auf, um ein paar ganz zufällige und gleichgültige Fragen über den Ausflug zu stellen. Wie ging es Robertas Schwester? War sie den ganzen Tag in Homer geblieben oder weiter nach Biltz oder Trippetts Mills gefahren? Roberta antwortete, daß sie bei ihrer Schwester geblieben war. Dann sagte Grace noch, daß auch sie bald zu ihren Eltern nach Trippetts Mills fahren wollte, und schlief wieder ein.

Am nächsten Abend aber beim Essen machten die Fräulein Opal Feliß und Olive Pope, die wegen ihrer verspäteten Heimkehr aus Fonda — eben jener Gegend, in der Roberta gewesen — nicht zum Frühstück erschienen waren, dieser gegenüber sofort ein paar muntere, gutgemeinte, aber unheimlich klingende Bemerkungen.

„Glücklich wieder zurück? Ja, wem man nicht alles im Starlight-Park begegnen kann! Wie hat Ihnen das Tanzen gefallen, Miß Alden? Wir haben Sie gesehen, Sie uns aber nicht." Und bevor sich Roberta auf eine Antwort besinnen konnte, fügte Miß Feliß hinzu: „Wir haben umsonst versucht, uns bemerkbar zu machen, Sie hatten für niemand Augen als für ihn. Aber das muß ich sagen: Sie tanzen fein!"

Roberta, die mit keiner der beiden je sehr intim gewesen war und weder die Keckheit noch die Schlagfertigkeit besaß, um sich gegen eine so rasche, unerwartete und vollständige

Bloßstellung zu wehren, errötete und sah völlig sprachlos vor sich hin. Sie überlegte, daß sie Grace gesagt hatte, sie sei den ganzen Tag bei ihrer Schwester geblieben, und Grace saß ihr gerade gegenüber und sah sie mit halb geöffnetem Mund an, als wollte sie sagen: „Wie? Tanzen? Und mit einem Mann?" Und am oberen Ende des Tisches saß George Newton, mager, pedantisch und neugierig wie immer und wendete ihr seine scharfe Nase und sein spitzes Kinn zu.

Und in dem Gefühl, etwas erwidern zu müssen, sagte Roberta: „Ja, ganz richtig, ich war kurze Zeit dort. Ein paar Bekannte meiner Schwester wollten hingehen und ich habe sie begleitet." Sie wollte hinzufügen: „Wir sind nicht lange geblieben", gab es aber auf, denn in diesem Augenblick kam ihr ein gewisser Trotz zu Hilfe, den sie von ihrer Mutter geerbt und den sie schon öfters Grace hatte fühlen lassen. Warum sollte sie schließlich nicht in den Starlight-Park gehen, wenn sie Lust dazu hatte, und welches Recht hatten die Newtons, Grace oder sonst jemand, sie deshalb zur Rede zu stellen, da sie bezahlte, was sie brauchte? Aber sie fühlte, daß sie auf offener Lüge ertappt worden war, und das nur, weil sie hier wohnte und über alles und jedes Rechenschaft ablegen mußte. Miß Pope fügte neugierig hinzu: „Er ist sicher nicht aus Lycurgus, denn ich habe ihn hier noch nie gesehen."

„Nein, er ist nicht von hier", antwortete Roberta kurz und kühl, denn sie bebte vor Schreck, von Grace, die ihr diese Heimlichkeit und das Imstichlassen schrecklich verübeln würde, bei einer Lüge ertappt worden zu sein. Am liebsten wäre sie vom Tisch aufgestanden und nie mehr wiedergekommen. So aber tat sie ihr möglichstes, um ihre Fassung wieder zu gewinnen, und sah die beiden Mädchen, mit denen sie nie sehr gut gewesen, fest an. Gleichzeitig blickte sie herausfordernd auf Grace und Mr. Newton. Sollte noch weiter darüber gesprochen

werden, so hatte sie sich vorgenommen, ein oder zwei Namen von angeblichen Freunden ihres Schwagers in Homer zu nennen oder überhaupt jede weitere Auskunft zu verweigern. Warum auch nicht? Das Auskunftverweigern sollte ihr im Verlauf des Abends nicht erspart bleiben, denn als Grace gleich darauf ihr gemeinsames Zimmer betrat, fragte sie vorwurfsvoll:

„Du hast mir doch gesagt, daß du den ganzen Tag bei deiner Schwester geblieben bist?"

„Nun, und wenn ich es gesagt hätte?" antwortete Roberta herausfordernd und bitter, aber ohne ein Wort der Entschuldigung, denn sie war jetzt überzeugt, daß Grace ihr aus moralischen Gründen eine Strafpredigt halten wollte, während jene sich hauptsächlich darüber kränkte, daß Roberta ihr entschlüpfte und sie vernachlässigte.

„Von nun an brauchst du mich nicht anzulügen, wenn du irgendwohin gehen oder jemanden ohne mich treffen willst. Ich mag dich nicht begleiten und ich will auch gar nicht wissen, mit wem und wohin du gehst. Aber ich mag nicht, daß du mir etwas vormachst und George und Mary dann draufkommen, daß es anders war und daß du einfach von mir loskommen willst, und ich sie anlügen muß, um mich selbst zu schützen. Das darfst du mir nicht antun."

Sie war tief gekränkt, betrübt und streitsüchtig und Roberta mußte selbst einsehen, daß es keinen anderen Weg aus dieser schwierigen Lage gab, als auszuziehen. Grace war ein Blutegel und eine Schmarotzernatur; sie hatte kein eigenes Leben und würde auch nie eines haben. Solange sie in ihrer Nähe war, würde sie sich ihr immer widmen und jeden Gedanken und jede Stimmung mit ihr teilen wollen. Wenn Roberta aber von Clyde erzählen wollte, würde sie sich entsetzen und sie tadeln und sich unter Umständen zweifellos gegen sie wenden

oder sie sogar verraten. So erwiderte sie nur: „Bitte, fasse es auf, wie du willst, mir ist es gleich. Ich erzähle nichts, wozu ich nicht Lust habe."

Grace begriff, daß Roberta sie nicht länger liebte und nichts mehr mit ihr zu tun haben wollte. Sie stand sofort auf, ging mit hocherhobenem Kopf und in sehr gerader Haltung aus dem Zimmer. Roberta fühlte, daß sie sich in ihr eine Feindin geschaffen habe, und wünschte, sie wäre schon fort von hier. Diese Menschen waren alle viel zu engherzig. Niemals würden sie diesen heimlichen Verkehr mit Clyde verstehen oder gutheißen — den er, wie er erklärte, so notwendig brauchte —, der sie jedoch beunruhigte und in gewisser Hinsicht sogar beschämte, ihr aber dennoch so unbeschreiblich wichtig war. Sie liebte ihn — ach so sehr, so sehr! — und sie mußte eine Möglichkeit finden, sich und ihn zu schützen; sie mußte umziehen.

Aber das erforderte mehr Mut und Entschlossenheit, als sie aufbringen konnte. Wie auffallend und unbehütet lebte man in einem solchen Zimmer, wo einen niemand kannte. Wie sah es vor den Leuten aus! Möglicherweise mußte man auch Mutter und Schwester eine Erklärung dafür geben. Aber hier zu bleiben, war jetzt ebenso unmöglich, denn die Haltung Graces und der Newtons, besonders Mrs. Newtons, Graces Schwester, war die der frühen Puritaner oder Quäker, die einen „Bruder" oder eine „Schwester" bei einer großen Sünde ertappt haben. Sie tanzte und das noch heimlich! Dazu kam die durch den Besuch bei ihrer Schwester nicht restlos aufgeklärte Anwesenheit dieses jungen Mannes, um von ihrem Aufenthalt im Starlight-Park ganz zu schweigen. Und selbst wenn sie die unglückliche, herrschsüchtige Grace vergessen wollte, überlegte Roberta, daß sie bei der naturgemäß folgenden strengen Bewachung kaum Gelegenheit finden würde, Clyde so oft zu sehen, wie es jetzt ihr allerheißester Wunsch war.

Und nach zwei Tagen der Betrübnis und des Nachdenkens und nach einer Besprechung mit Clyde, der Feuer und Flamme dafür war, daß sie in ein Zimmer ziehen wollte, wo niemand sie kannte und ihr nachspürte, machte sie sich auf eine bis zwei Stunden frei und fand nach etwas mehr als einstündiger Suche ein Zimmer, das ihr gefiel. Sie hatte sich für den Südosten der Stadt entschieden, da die Newtons und ihre Bekannten am seltensten in diese Gegend kamen, und fand das Zimmer in einem alten Ziegelhause der Elmstreet, in dem ein Tapezierer mit seiner Frau und seinen beiden Töchtern lebte, von denen die eine Modistin war, während die andere noch die Schule besuchte. Das Zimmer lag zu ebener Erde mit dem Blick auf die Straße, rechts von einem kleinen Vorhaus. Von diesem führte zunächst eine Tür in ein Wohnzimmer, das jenen Raum von dem übrigen Teil des Hauses trennte und das Aus- und Eingehen gestattete, ohne daß man mit jemand anderem in Berührung kam. Und da sie Clyde noch immer heimlich sehen wollte, begriff sie, daß dies von Wichtigkeit war.

Außerdem erfuhr sie aus dem Gespräch mit Mrs. Gilpin, ihrer neuen Hausfrau, daß man in diesem Hause nicht so streng und neugierig war, wie bei Newtons. Mrs. Gilpin war eine große, phlegmatische, reinliche und nicht sehr flinke Frau von ungefähr fünfzig Jahren. Sie teilte Roberta mit, daß sie gewöhnlich keine Mieter oder Pensionäre aufnahm, weil die Familie über ausreichende Mittel verfügte, aber da sie das vordere Zimmer kaum je benützten und ihr Mann nichts dagegen hatte, wollte sie es vergeben, wobei ihr ein Mädchen, das seinen Beruf hatte wie Roberta und froh war, seine Mahlzeiten bei ihnen einzunehmen, lieber war als ein Mann. Da sie nicht nach ihrer Familie und ihren Bekanntschaften fragte und dennoch anscheinend einen guten Eindruck

von ihr gewonnen hatte, schloß Roberta, daß hier keine solchen Grundsätze herrschten wie bei den Newtons.

Aber was hatte sie nicht trotzdem für Skrupel wegen dieser Übersiedlung! In jenem ganzen heimlichen Vorgehen lag, wie sie glaubte, etwas Unrechtes und Sündhaftes und obendrein hatte sie mit Grace Marr, ihrer einzigen bisherigen Freundin, und infolgedessen auch mit den Newtons gestritten und gebrochen, obgleich es doch einzig und allein Graces Verdienst blieb, daß sie überhaupt hier war! Vielleicht erfuhren es ihre Eltern oder ihre Schwester durch jemand, der Grace kannte, und würden es sonderbar finden, daß sie sich auf diese Weise in Lycurgus selbständig machte. War es auch recht? Durfte sie solches tun, noch dazu so bald, nachdem sie hergekommen war? Sie hatte das Gefühl, als wenn das bisher unantastbare Gebäude ihrer Grundsätze zu wanken beginne.

Aber dafür hatte sie Clyde. Konnte sie ihn aufgeben?

Nach schwerem Seelenkampfe kam sie zu dem Entschluß, daß sie es nicht konnte, und nachdem sie eine Angabe erlegt und versprochen hatte, das Zimmer in den nächsten Tagen zu beziehen, kehrte sie zu ihrer Arbeit zurück und teilte Mrs. Newton an demselben Abend mit, daß sie umziehen werde. Ihre wohlüberlegte Erklärung lautete, daß sie beschlossen hatte, ihre jüngeren Geschwister zu sich zu nehmen, und da eines oder das andere, vielleicht auch beide bald kommen konnten, mußte sie gerüstet sein.

Die Newtons und Grace fühlten, daß dies alles von dem neuen Verkehr herrührte, den Roberta kürzlich angefangen und der sie Grace entfremdet hatte, und waren froh, sie ziehen zu sehen. Sichtlich war sie im Begriff, sich in ein Abenteuer zu stürzen, das sie nicht gutheißen konnten. Auch war es klar, daß Roberta sich nicht so nützlich für Grace erwies, als sie zuerst gehofft hatten. Vielleicht wußte sie, was sie tat, wahr-

scheinlich aber ließ sie sich von der Vorstellung eines lustigen Lebens verleiten, das zu ihrer zurückgezogenen Art in Trippetts Mills gar nicht paßte.

Als sie sich in ihrer neuen Umgebung eingerichtet hatte, war sich Roberta selbst im unklaren, ob sie, abgesehen von ihrer viel größeren Freiheit für Clyde, das Richtige getan hatte. Vielleicht, vielleicht war sie allzu hastig und im Zorn ausgezogen und würde es bereuen, aber nun war es einmal geschehen und ließ sich nicht ändern. Sie nahm sich vor, es eine Zeitlang zu versuchen.

Hauptsächlich zur Beruhigung ihres eigenen Gewissens schrieb sie ihrer Mutter und Schwester sofort eine sehr glaubwürdige Erklärung, warum sie von den Newtons hatte ausziehen müssen. Grace hatte sich ihrer zu sehr bemächtigen wollen, war zu herrisch und egoistisch geworden. Aber ihre Mutter sollte sich nicht um sie sorgen, sie war ganz gut untergebracht. Sie hatte ein Zimmer für sich allein und konnte jetzt Tom und Emily oder ihre Mutter und Agnes einladen, falls sie einmal sie besuchen kämen. Dann würde sie sie auch mit den Gilpins bekannt machen können, die zu beschreiben sie jetzt fortfuhr.

Alldem aber lag in bezug auf ihre große Liebe der Gedanke zugrunde, daß sie mit dem Feuer spiele und möglicherweise die Schande riskiere. Denn obwohl sie es sich kaum eingestehen wollte, daß ihr die Lage dieses Zimmers von allergrößter Wichtigkeit gewesen, als sie es das erstemal gesehen hatte, war es ihr unbewußt doch ganz klar. Auch daß der Weg, den sie ging, ein gefährlicher war, wußte sie. Aber was sollte sie tun, fragte sie sich, wie jetzt oft, wenn sie nach etwas verlangte, das ihrer Meinung nach kaum durchführbar war und der gesellschaftlichen Moral zuwiderlief.

Zwanzigstes Kapitel

Ein paar Wochen, nachdem sie sich an solchen Orten getroffen hatten, die mit der Elektrischen bequem zu erreichen waren, fanden sowohl Clyde als Roberta, daß es noch immer Hindernisse gab, deren hauptsächlichstes die Frage war, ob und welchen gemeinsamen Gebrauch sie von diesem Zimmer machen sollten. Denn obwohl Clyde sich bis dahin noch nie eingestanden hatte, daß seine Absichten gegen Roberta in irgendeiner Beziehung andere waren als die eines jungen Mannes zu einem Mädchen, auf das er gesellschaftliche Rücksichten zu nehmen hatte, regte sich doch, da sie einmal dieses Zimmer bewohnte, in ihm noch stärker der unauslöschliche, vielleicht tadelnswerte, aber sehr menschliche und fast unvermeidliche Wunsch nach einer immer größeren Vertraulichkeit und Beherrschung von Robertas Gedanken und Handlungen in jeder Hinsicht, bis sie am Ende ganz die seine wäre. Aber wie die *seine*? Durch die Ehe und die übliche konventionelle und dauernde Verbindung, die daraus gewöhnlich entstand? Das hatte er sich selbst noch nie eingestanden. Denn wenn er auch mit ihr oder mit irgendeinem Mädchen von sozial niedrigerem Stande als dem der Griffiths, Sondra Finchleys oder Bertine Cranstons flirtete, so hätte er doch eine Heirat hauptsächlich wegen der Ansichten seiner neu entdeckten Verwandten und ihrer sehr angesehenen Stellung nicht für klug gehalten. Was würden sie sagen, wenn sie davon hörten? In gesellschaftlicher Hinsicht sollte er, wenn auch nicht vor seiner Ankunft hier, so doch jetzt über Robertas Klasse stehen und dies natürlich auch betonen. Und alle übrigen, die ihn, wenn

auch nur flüchtig kannten! Andererseits aber konnte er durch die sehr ausgesprochene Anziehungskraft ihres Wesens auf ihn bis jetzt unmöglich sagen, daß sie seiner nicht würdig war oder daß er nicht glücklich mit ihr sein könnte, falls es möglich oder ratsam erschiene, sie zu heiraten.

Es gab aber noch etwas, das dazu diente, die Sache zu erschweren. Das war das Herannahen des Herbstes mit seinen kühlen Winden und kalten Nächten. Der erste Oktober war nicht mehr sehr weit, und die meisten Vergnügungslokale im Freien, die mindestens bis Mitte September einige Unterhaltung in sicherer Entfernung von Lycurgus geboten hatten, waren schon geschlossen. Auch das Tanzen war bis auf die Tanzlokale der benachbarten Städte, gegen die Roberta jedoch eine besondere Abneigung hegte, für eine Zeitlang erledigt. Aber wie konnten sie sich unter den gegebenen Umständen bei Clydes Stellung in den Kirchen, Kinos und Restaurants von Lycurgus zeigen? Das war nach ihrer beider Ansicht ausgeschlossen. So gab es trotz ihrer jetzigen uneingeschränkten Bewegungsfreiheit keinen Ort, wo sie hingehen konnten, wenn er sie nicht bei Gilpins besuchen durfte, und er wußte, daß sie davon nichts hören wollte, und hatte selbst nicht den Mut, es ihr vorzuschlagen.

Anfang Oktober, ungefähr sechs Wochen nachdem sie ihr neues Zimmer bezogen hatte, standen sie eines Abends am Ende einer Straße. Die Sterne schienen hell, die Luft war kühl und die Blätter begannen zu fallen. Roberta hatte wieder ihren dreiviertellangen grün und weiß gestreiften Wintermantel hervorgesucht, den sie um diese Jahreszeit zu tragen pflegte, und hatte einen braunen lederbesetzten Hut auf, der ihr sehr gut stand. Es hatte zahllose Küsse und Umarmungen gegeben — dieselbe Leidenschaft, wenn nicht eine noch größere, als die sie seit Beginn ihrer Bekanntschaft beherrscht hatte.

„Es wird kalt, findest du nicht?" fragte Clyde. Es war elf Uhr und entschieden kühl.

„Ja, ich finde es auch. Ich werde mich bald wärmer anziehen müssen."

„Ich habe keine Ahnung, was wir von jetzt an tun werden, du vielleicht? Man kann nirgends hingehen und es wird nicht sehr erfreulich sein, jeden Abend auf der Straße zu stehen. Kannst du es nicht so einrichten, daß ich dich manchmal bei Gilpins besuchen käme? Dort ist es doch nicht so wie bei Newtons."

„Gewiß nicht, aber sie benützen ihr Wohnzimmer jeden Abend bis halb elf oder elf und ihre beiden Töchter gehen bis um zwölf Uhr ein und aus und sitzen sehr oft darin. Ich weiß nicht, wie es zu machen wäre. Ich dachte auch, es sollte uns niemand zusammen sehen, und wenn du herkämest, müßte ich dich doch vorstellen."

„Ich habe es auch nicht so gemeint", erwiderte Clyde kühn. Er fand, daß Roberta viel zu ängstlich und daß es höchste Zeit für sie war, sich etwas freier gegen ihn zu benehmen, wenn sie ihn wirklich so lieb hatte, wie sie vorgab. „Warum könnte ich nicht auf kurze Zeit zu dir kommen? Es brauchte es ja niemand zu wissen." Er zog seine Uhr heraus, entdeckte mit Hilfe eines Zündhölzchens, daß es halb zwölf war, und zeigte es ihr. „Jetzt ist doch niemand mehr wach, nicht wahr?"

Sie schüttelte verneinend den Kopf. Der Gedanke erschreckte sie nicht bloß, es wurde ihr fast übel davon. Clyde war sehr kühn geworden, daß er es auch nur wagte, ihr so etwas vorzuschlagen! Alle heimlichen Befürchtungen und Anwandlungen, die in ihrem Innern bestanden, denen sie aber bis jetzt noch nie ins Auge hatte sehen wollen, kamen ihr zum Bewußtsein. Es war etwas Sündhaftes, Niedriges, Schreckliches — sie wollte nicht, das war klar. Aber gleich-

zeitig lebte in ihr der überwältigende Wunsch der unterdrückten und gefürchteten Begierde, der jetzt laut um Gehör bat.

„Nein, nein, das kann ich dir nicht erlauben. Es wäre nicht recht. Ich mag nicht. Man könnte uns sehen, es könnte dich jemand erkennen." Ihr innerer Widerstand war so groß, daß sie sich seiner Umarmung zu entziehen suchte.

Clyde fühlte die Stärke dieser plötzlichen Auflehnung und um so mehr wurde er durch den Wunsch angefeuert, etwas zu besitzen, das er bis jetzt für unerreichbar gehalten hatte. Ein Dutzend verführerischer Anreden drängte sich auf seine Lippen. „Ach, wer sollte uns jetzt, zu dieser Stunde, sehen? Warum sollten wir nicht auf ein paar Minuten zu dir gehen, wenn wir Lust dazu haben? Es würde uns niemand hören und wir könnten leise reden. Nicht einmal auf der Straße ist noch jemand zu sehen." Da sie ihm bis jetzt nicht erlaubt hatte, sie bis in die Nähe ihres Hauses zu begleiten, wehrte sie sich nicht nur ängstlich, sondern sehr energisch gegen diese Zumutung. Aber Clyde erwies sich bei dieser Gelegenheit als ungehorsam und Roberta, für die er nicht bloß ihr Liebhaber, sondern auch ihr Vorgesetzter war, konnte sein Mitkommen nicht verhindern, bis sie nur mehr ein paar Schritte von ihrer Wohnung entfernt waren und stehen blieben. Bis auf das Bellen eines Hundes herrschte tiefe Stille und im ganzen Hause war kein Licht zu sehen.

„Siehst du, alles schläft", sprach Clyde beruhigend. „Warum können wir nicht ein wenig hineingehen, wenn wir Lust haben? Wer soll es denn erfahren, wenn wir keinen Lärm machen? Und was ist es denn für ein Unrecht? Andere Leute tun es doch auch. Es ist doch nichts so Schreckliches, wenn ein Mädel einen Burschen für kurze Zeit in ihr Zimmer läßt."

„Findest du? Vielleicht bei euch. Aber ich weiß, was Recht und Unrecht ist, und ich halte es für Unrecht und tue es nicht."

Sowie sie dies gesagt hatte, gab ihr Herz ihr einen schmerzlichen Stich, denn durch diese Rede hatte sie mehr Persönlichkeit und Widerstand gezeigt, als er bis jetzt an ihr gekannt und sie sich ihm gegenüber für fähig gehalten hätte. Sie erschrak gewaltig: Vielleicht würde er sie nicht mehr lieb haben, wenn sie so sprach?

Seine Laune verdüsterte sich sofort. Warum tat sie das? Sie war zu ängstlich, fürchtete sich zu sehr vor allem, was ein bißchen Lebensfreude oder Vergnügen versprach. Andere Mädchen, Rita und die Arbeiterinnen aus der Fabrik, waren darin ganz anders. Sie behauptete, ihn zu lieben, und erlaubte ihm, sie unter einem Baume am Ende der Straße zu umarmen und zu küssen, aber wann immer er etwas weitergehen wollte, war sie nicht dazu zu bewegen. Was war sie nur für eine Art Mädchen? Wozu sich noch weiter um sie bemühen? War sie eine zweite Hortense Briggs voller Launen und Ausflüchte? Natürlich war Roberta ganz anders, aber ihr Eigensinn war ebenso groß.

Obwohl sie sein Gesicht nicht sehen konnte, wußte sie doch, daß er zum ersten Male wirklich böse war.

„Nun gut, wenn du nicht willst, dann nicht", sagte er merklich kühl. „Ich kann auch anderswohin gehen. Aber ich sehe, daß du nie etwas tun willst, was ich haben will. Ich möchte wissen, was wir deiner Meinung nach machen sollen. Wir können doch nicht jeden Abend auf der Straße stehen." Seine Stimme klang düster und drohend, gereizter und bitterer als je zuvor. Die Andeutung anderer Möglichkeiten entsetzte und erschreckte Roberta so sehr, daß ihre Stimmung fast augenblicklich umschlug. Die Mädchen seiner eigenen Kreise, die er zweifellos manchmal sah! Jene anderen aus der Fabrik, die ihm immer Augen machen wollten! Wie oft hatte sie sie bei dem Versuch betroffen! Diese Ruza Niko-

foritsch — so derb sie auch war, hübsch war sie doch! Und Flora Brandt und Martha Bordaloue: Puh! Daß ein so nettes Ding wie sie von solchen elenden Wesen verfolgt werden konnte! Aber eben deshalb fürchtete sie, daß er sie zu schwerfällig finden, die Erfahrung und die Sicherheit vermissen würde, die er in seiner eigenen Welt gewöhnt war, und daß er sich darum einer von diesen zuwenden könnte. Dann würde sie ihn verlieren. Der Gedanke war entsetzlich. Sofort war ihre widerstrebende Haltung zu einer flehenden geworden.

„Bitte, Clyde, sei mir nicht böse! Du weißt, daß ich es täte, wenn ich könnte, ich kann es aber nicht, siehst du das nicht ein? Das mußt du doch begreifen. Schau, man würde es sofort entdecken, und was würdest du sagen, wenn uns jemand sehen oder erkennen sollte?" Bittend legte sie ihre Hand auf seinen Arm, dann um seine Mitte, und er fühlte, daß sie trotz ihrem früheren Widerstand äußerst schmerzlich bewegt war. „Sei lieb und bitte mich nicht darum", fügte sie bettelnd hinzu.

„Warum bist du dann von den Newtons fortgezogen?" fragte er mürrisch. „Ich habe keine Ahnung, wohin wir jetzt gehen werden, wenn du mir nicht erlaubst, dich manchmal zu besuchen. Wir haben keinen anderen Ort."

Roberta wurde stutzig. Es war klar, daß dieser Verkehr nicht in normalen Bahnen zu halten war. Aber sie konnte nicht nachgeben, es war etwas zu Ungewöhnliches, zu Unmoralisches und zu Schlechtes.

Nachgiebig und versöhnlich sagte sie: „Ich dachte, wir haben das Zimmer genommen, damit wir am Samstag und Sonntag ausgehen können."

„Aber wohin können wir jetzt am Samstag und Sonntag gehen, wenn alles geschlossen ist?"

Vor diesen nicht zu lösenden Verwicklungen, die sich ihnen

entgegenstellten, mußte Roberta sich geschlagen geben und sie rief gedankenlos aus: „Ach, wenn ich nur wüßte, was wir tun sollen!"

„Es wäre ganz einfach, wenn du nur wolltest, aber so ist es immer mit dir — du willst eben nicht."

Da stand sie und der Nachtwind raschelte mit den dürren Blättern. Das war die Frage, die sie so lange gefürchtet hatte. Konnte sie bei der strengen Erziehung, die sie gehabt hatte, tun, was er wollte? Die streitenden Mächte in ihrem Innern zogen sie mit gleicher Gewalt nach beiden Seiten. Einmal war sie geneigt, nachzugeben, so schwer es ihr bei ihren gesellschaftlichen und sittlichen Grundsätzen auch fiel — dann wieder wies sie ein= für allemal jede ihrer Meinung nach unnatürliche und freche Zumutung zurück. Trotz alle=dem konnte sie jedoch wegen ihrer großen Liebe nicht anders als in zärtlichem und flehendem Tone mit ihm sprechen.

„Ich kann nicht, Clyde, ich kann nicht. Ich täte es, wenn ich könnte, aber ich kann nicht. Es wäre ein Unrecht. Ich würde es tun, wenn ich mich dazu zwingen könnte, aber ich kann nicht." Sie blickte in sein Gesicht, das sich als blasses Oval von dem Dunkel abhob, und versuchte zu erkennen, ob er es nicht einsah und mit ihr fühlte. Aber er war geärgert durch diese sichtlich endgültige Ablehnung und ließ sich jetzt nicht umstimmen. Das alles erinnerte an die lange Reihe von Niederlagen, die er bei seinen Bemühungen um Hortense Briggs erlitten hatte. Jetzt aber würde er sich absolut nichts dergleichen gefallen lassen. Wenn sie sich so benehmen wollte, so mochte sie es tun, aber nicht ihm gegenüber. Er konnte jetzt viele Mädchen haben, eine ganze Menge, die ihn alle besser behandeln würden als diese eine.

Gereizt zuckte er mit den Schultern, wandte sich zum Gehen und sagte: „Nun gut, wenn du so darüber denkst —"

Erschrocken und wie vom Schlage gerührt stand Roberta da.

„Bitte, Clyde, geh nicht fort, bitte verlaß mich nicht!" flehte sie plötzlich erschüttert, während ihr Mut und ihr Widerstand einem tiefen und traurigen Wandel unterlagen. „Das will ich nicht. Ich liebe dich ja so heiß, Clyde, und täte es, wenn ich nur könnte, das weißt du."

„Ja, ja, das brauchst du mir nicht zu sagen." Aus seinem Betragen sprachen seine Erfahrungen mit Hortense und Rita. Mit einer plötzlichen Bewegung machte er sich aus ihrer Umarmung los und ging raschen Schrittes die Straße hinunter ins Dunkel.

Zu Tode erschrocken über diese für beide so schmerzliche Wendung, rief Roberta: „Clyde!" und lief ihm ein Stück nach, in der Hoffnung, daß er stehen bleiben und sich von ihr bestürmen lassen würde. Aber er kehrte nicht um, sondern schritt rasch weiter, und sie brauchte ihre ganze Kraft, um ihm nicht nachzustürzen und ihn durch Gewalt zurückzuhalten. Ihr Clyde! Sie lief in seiner Richtung weiter, plötzlich aber ließ sie die bettelnde, flehende und nachgiebige Haltung, in der sie sich zum ersten Male in ihrem Leben befand, stillstehen. Einerseits zwang sie ihre ganze der Tradition entsprechende Erziehung, fest zu bleiben und sich auf keine Weise etwas zu vergeben, andererseits drängte alle ihre Sehnsucht nach Liebe, Mitgefühl und Kameradschaft sie dazu, ihm nachzulaufen, bevor es zu spät und er ganz entschwunden war. Sein schönes Gesicht, seine lieben Hände und seine Augen! Noch hörte man seine verhallenden Schritte. Aber die Grundsätze, die man ihr bis jetzt eingeimpft hatte, waren so stark, daß sich die beiden Kräfte die Wage hielten, obwohl sie gräßlich darunter litt und fühlte, daß sie weder vorwärts gehen noch stillestehen, weder nachgeben noch diesen plötzlichen Riß in ihrer wunderbaren Liebe ertragen konnte.

Qual zog ihr Herz zusammen und ließ ihre Lippen erblassen. Starr und stumm stand sie da, konnte keinen Laut von sich geben und nicht einmal Clydes Namen aussprechen, der beständig als Ruf in ihrer Kehle stecken blieb. Sie dachte nur fortwährend: „Clyde, bitte geh nicht fort, Clyde, bitte geh nicht fort." Er aber war fast schon außer Hörweite und schritt rasch und verbissen dahin, während das Geräusch und der Widerhall seiner sich entfernenden Schritte immer schwächer und schwächer an ihr Ohr drang.

Es war die erste schmerzende, tobende, blutende Wunde, die ihr die Liebe schlug.

Einundzwanzigstes Kapitel

Robertas Stimmung während dieser Nacht läßt sich schwer beschreiben. Denn ihre Liebe war echt und groß und in der Jugend kann man einer echten, großen Liebe nur schwer widerstehen. Außerdem hegte sie die überwältigendsten und großartigsten Illusionen in bezug auf Clydes finanzielle und gesellschaftliche Stellung — Illusionen, die er nie genährt hatte, sondern die mehr auf Vermutungen und Klatsch beruhten, auf die er keinen Einfluß nahm. Ihr Elternhaus und ihre Lage waren etwas so Trübseliges, es gab für sie keinerlei Aussicht auf Besserung irgendwelcher Art, wenn nicht durch ihn, und nun hatte sie mit ihm gestritten und ihn im Zorn weggehen lassen! Aber begann er, ihr Clyde, sie nicht allzu eifrig zu jenen beunruhigenden und zweifellos schrecklichen Freiheiten und Intimitäten zu drängen, die sie in ihrem streng erzogenen Gewissen als unrecht ansehen mußte? Was sollte sie tun? Was sagen?

Einmal sprach sie zu sich im Dunkel ihres Zimmers, nachdem sie sich langsam und in Gedanken ausgezogen hatte und geräuschlos in ihr großes altmodisches Bett gekrochen war: „Nein, ich werde es nicht tun, ich darf nicht, ich kann nicht. Wenn ich es tue, bin ich ein schlechter Mensch. Ich darf es auch ihm zuliebe nicht, selbst wenn er es will und mir droht, mich sonst für immer zu verlassen." Aber noch in demselben Augenblicke oder im nächsten fragte sie sich, was sie unter diesen Umständen machen sollte. Denn Clyde hatte zum mindesten teilweise recht damit, daß sie kaum irgendeinen Ort hatten, wohin sie gehen konnten, ohne erkannt zu werden.

Wie ungerecht war diese Vorschrift der Fabrikleitung! Abgesehen davon würden die Griffiths es bestimmt als entwürdigend für ihn empfinden, sich um sie zu kümmern, ebenso wie die Newtons und Gilpins, wenn sie hörten, wer er war. Wenn sie es aber erführen, wäre es zu seinem und ihrem Schaden, und sie wollte doch nichts tun, was ihm schaden konnte — niemals!

Das einzige, was ihr dabei einfiel, war, daß sie einen anderen Posten annehmen könnte, so daß diese Frage gelöst wurde — eine Frage, die allerdings ziemlich wenig mit der dringenderen und intimeren des Zutrittes zu ihrem Zimmer zu tun hatte. Das hieße freilich, daß sie ihn nie mehr bei Tage, sondern nur mehr am Abend und natürlich auch nicht jeden Abend sehen konnte. Deshalb gab sie den Gedanken an einen anderen Posten wieder auf.

Dann überlegte sie, daß der Morgen dämmern und Clyde in der Fabrik sein würde. Wenn er nicht mit ihr und sie nicht mit ihm sprach? Ausgeschlossen! Lächerlich! Bei dem bloßen Gedanken daran mußte sie sich im Bett aufsetzen, und Clydes undeutliches Bild, das sie kalt und gleichgültig ansah, stieg vor ihr auf. Sofort war sie auf den Beinen und drehte die einzige Glühbirne auf, die von der Mitte der Decke herabhing. Sie ging zum Spiegel, der über der alten Nußholzkommode in der Ecke hing, und starrte ihr Gesicht an. Schon bildete sie sich ein, daß man dunkle Ringe unter ihren Augen sehen konnte. Sie fühlte sich steif und kalt an — hilflos und geistesabwesend schüttelte sie den Kopf. So grausam konnte er doch nicht sein! Ach, wenn nur der Tag käme, daß sie sein Gesicht wiedersehen könnte! Ach, wenn es nur schon wieder Nacht wäre, daß sie seine Hände in die ihren nehmen und seinen Arm, seine Küsse fühlen könnte!

„Clyde, Clyde," rief sie halblaut, „das kannst du mir doch nicht antun, nicht wahr, das kannst du nicht!"

Um ihren äußerst verworrenen und schmerzlichen Gedanken zu entfliehen, ging sie zu einem alten Stuhl und dem kleinen, in der Mitte des Zimmers stehenden Tisch, auf dem ein paar belanglose Bücher und Zeitschriften lagen, ließ sich nieder und stützte das Kinn in die Hände. Aber die Gedanken ließen sich nicht vertreiben, es wurde ihr kühl und so nahm sie eine Steppdecke aus dem Bett, wickelte sich ein und blätterte in einem der Bücher, um es gleich darauf wieder wegzuwerfen.

„Nein, nein, das wird er mir gewiß nicht antun, gewiß nicht." Sie durfte es einfach nicht zulassen. Er hatte ihr doch immer wieder und wieder gesagt, daß er wahnsinnig, geradezu rasend in sie verliebt sei, und sie hatten doch gemeinsam alle jene schönen Orte besucht.

Ohne sich dessen bewußt zu werden, ging sie vom Sessel zum Bettrand, wo sie mit aufgestützten Ellbogen kauerte, trat dann wieder vor den Spiegel oder starrte ruhelos in das Dunkel hinaus, um zu sehen, ob der Tag nicht schon anbreche. Um sechs Uhr, ja selbst um halb sieben, als es gerade hell wurde und fast Zeit war, sich anzuziehen, war sie noch immer auf und wanderte zwischen Sessel, Bettrand und Spiegel hin und her.

Nur über das eine war sie sich klar geworden: sie mußte einen Weg finden, damit Clyde sie nicht verließe. Das durfte nicht sein. Irgendwie mußte sie ihn dazu bringen, sie noch weiter zu lieben, selbst wenn — nun, selbst wenn sie ihm von Zeit zu Zeit erlauben müßte, hierher oder anderswohin zu kommen — vielleicht in ein anderes Zimmer in einem anderen Hause, wo sie es von vornherein darnach einrichten und zum Beispiel sagen konnte, daß er ihr Bruder oder sonst ein Verwandter sei.

Clydes Stimmung war eine wesentlich andere, und um das volle Maß der ihn plötzlich erfassenden Hartnäckigkeit und

Gereiztheit zu begreifen, müßte man bis zu seinen Erlebnissen in Kansas City und der Zeit zurückgehen, da er so erfolglos vor Hortense Briggs auf den Knien gelegen war. Auch Rita hatte er vor der Zeit aufgeben müssen. Obzwar nun die gegenwärtigen Verhältnisse wesentlich anders lagen und er kein Recht hatte, Roberta einer ähnlich schlechten Behandlung zu beschuldigen, wie sie ihm durch Hortense zuteil geworden war, blieb doch die Tatsache bestehen, daß alle Mädchen sichtlich eigensinnig und auf ihre Selbsterhaltung bedacht waren, sich immer anders und besser dünkten als jeder Mann und einen deshalb zu einer Menge Dinge zwingen wollten, ohne einen dafür zu entschädigen. Und hatte ihm Ratterer nicht immer gesagt, daß er in bezug auf die Mädchen mehr oder minder ein Narr sei, zu weich und zu rasch bereit, seine Karten aufzudecken und ihnen dadurch seine Verliebtheit zu beweisen. Ratterer hatte immer behauptet, daß Clyde das erforderliche Aussehen, das „Kapital" besaß, so daß er es gar nicht notwendig hatte, den Mädchen nachzulaufen, außer wenn sie sehr dringend nach ihm verlangten. Diese Feststellung, dieses Kompliment hatte auf Clyde damals tiefen Eindruck gemacht, jetzt aber war er durch die Erlebnisse mit Hortense und Rita viel ernster geworden. Und doch war er nahe daran, dasselbe zu wiederholen oder heraufzubeschwören, was im Falle Hortense oder Rita geschehen war.

Andererseits mußte er zugeben, daß er ganz entschieden einem unerlaubten Verkehr zutrieb, der sich als gefährlich für die Zukunft erweisen konnte. Denn würde er nicht durch einen Umgang, den ihre Vorurteile und ihre Erziehung sie als sündhaft ansehen ließen, gewisse Forderungen ihrerseits begründen, die er auf sich nehmen mußte und nicht leicht ableugnen konnte? Denn er war ja der angreifende Teil und nicht sie. Käme sie nicht aus diesem Grund und durch alles,

was daraus entstehen mochte, in die Lage, künftighin mehr von ihm zu verlangen, als er gewähren wollte? War es denn seine Absicht, sie zu heiraten? Im Grunde seiner Seele wußte er, daß er es niemals wünschen würde und wegen seiner vornehmen Familienbeziehungen auch gar nicht konnte. Sollte er von seinen Forderungen abstehen oder nicht? Und wenn nicht, wie war dann alles zu vermeiden, was einen Anspruch in Zukunft begründen konnte?

Er formulierte seine innersten Gefühle nicht so deutlich, aber ihrem Inhalt nach lauteten sie ungefähr so. Die Anziehungskraft von Robertas Körper und Wesen war jedoch so groß und der Wunsch nach ihrem Besitz so übermächtig, daß er trotz der Stimme, die ihn vor der Fortsetzung seiner Forderungen warnte, sich doch immer wieder sagte, er wolle nichts mehr mit ihr zu tun haben, wenn sie ihm nicht den Zutritt zu ihrem Zimmer gestattete.

Dieser Kampf, der in jeder elementaren Beziehung zwischen den Geschlechtern in oder außerhalb der Ehe liegt, wurde am nächsten Tage in der Fabrik, und zwar wortlos von beiden Seiten, ausgefochten. Denn obwohl Clyde wähnte, rasend verliebt in Roberta zu sein, ging sein Gefühl doch nicht so tief, als daß seine ursprünglich egoistische, ehrgeizige und fordernde Natur bei dieser Gelegenheit nicht die Oberhand haben und die Leidenschaft im Zaume halten sollte. Er war entschlossen, den Beleidigten zu spielen und sich nicht früher zu versöhnen oder nachzugeben, ehe sie ihm ein befriedigendes Zugeständnis gemacht hätte.

Deshalb betrat er am nächsten Morgen das Stempelzimmer mit dem Gesicht und Gehaben eines Menschen, dessen Kopf voll Dingen war, die nur wenig oder gar nichts mit den Ereignissen des vorhergegangenen Abends zu tun hatten. Aber da er von dem Erfolg seiner Taktik gar nicht

überzeugt war, fühlte er sich innerlich sehr niedergeschlagen und unsicher, und der Anblick der eben erschienenen Roberta, die zwar blaß und zerstreut, aber so reizend und tatkräftig war wie nur je, diente nicht dazu, das Gefühl eines sofortigen oder auch nur schließlichen Sieges in ihm hervorzurufen. Und weil er sie bereits sehr gut zu kennen glaubte, hatte er nur sehr geringe Hoffnungen, daß sie nachgeben würde.

Er sah einige Male nach ihr hin, wenn sie es nicht bemerkte, und auch sie tat dasselbe, zuerst nur verstohlen, später aber, wenn sie überzeugt war, daß er sie wahrnehmen mußte, ob nun seine Augen auf sie gerichtet waren oder nicht; aber er gab kein Zeichen des Erkennens. Zu ihrer bitteren Enttäuschung gefiel es ihm nicht nur, sie zu ignorieren, sondern zum ersten Male, seitdem sie sich nahegekommen waren, bemühte er sich, wenn auch nicht auffallend, so doch absichtlich um jene Mädchen, die sich so sehr für ihn interessierten und nach ihrer ständigen Einbildung nur auf das geringste Entgegenkommen seinerseits warteten, um seine leisesten Wünsche zu erfüllen.

Einmal sah er Ruza Nikoforitsch über die Schultern, deren dickes Gesicht mit der Stumpfnase und dem weichen Kinn ihm einladend zugewendet war, und schien über etwas zu sprechen, das nicht unbedingt zur Arbeit gehörte, denn beide lächelten abwesend. Dann wieder stand er neben Martha Bordaloue, deren runde französische Schultern und nackte Arme den seinen ganz nahe waren, und trotz ihrer Fülle und stark ausländischen Art war immerhin etwas an ihr, das vielen Männern gefallen konnte. Und auch mit ihr versuchte Clyde zu scherzen.

Später trat er zu Flora Brandt, der sehr sinnlichen, aber nicht unsympathischen Amerikanerin, von der Roberta wußte, daß Clyde sich zeitweise um sie bemüht hatte. Aber dennoch hätte sie nie geglaubt, daß ihm eine von diesen gefallen könnte,

alles eher als das! Nur für sie hatte er keinen Blick und keine Zeit, ihr nur ein einziges Wort zu sagen, so viel freundliche Worte und fröhliche Blicke er für die anderen hatte. Ach, wie bitter, wie grausam war das! Wie unsagbar verachtete sie jene anderen mit ihren koketten Augen und deutlichen Versuchen, ihn ihr zu entreißen. Wie entsetzlich! Er mußte sehr böse auf sie sein, sonst könnte er so etwas nicht tun, nach allem, was zwischen ihnen gewesen — ihrer Liebe und ihren Küssen!

Endlos schleppten sich die Stunden für beide dahin, für Clyde ebenso schmerzlich wie für Roberta. Denn wo seine Wünsche in Frage kamen, war er von einer fieberhaft drängenden Art und konnte das Hinauszögern und die Enttäuschung, die hauptsächlichsten und markantesten Hemmungen des menschlichen Ehrgeizes, nur schwer ertragen. Stündlich peinigte ihn der Gedanke, daß er Roberta verlieren oder sich ihren Wünschen fügen müsse, um sie wiederzugewinnen.

Sie hingegen quälte sich nicht so sehr mit der Frage, ob sie in diesem Falle nachgeben müsse (das war nun schon die geringste ihrer Sorgen), sondern vielmehr damit, ob Clyde gegebenenfalls ein Verkehr genügen würde, der sich innerhalb gewisser gesellschaftlicher Grenzen in ihrem Zimmer abspielte, oder nicht. Ob er um diesen Preis wieder mit ihr gut sein wollte? Denn mehr konnte sie ihm nicht erlauben — niemals. Aber ach, dieses Warten! Der Schmerz über seine Kälte! Sie konnte es kaum von einer Minute, geschweige denn von einer Stunde zur anderen aushalten und zog sich endlich in einem Übermaß an Kränkung darüber, daß sie selbst an all dem schuld war, gegen drei Uhr in den Erholungsraum zurück. Dort schrieb sie auf ein Stück Papier, das sie auf der Erde gefunden hatte, mit einem Bleistiftrest, den sie besaß, folgenden Brief:

Bitte, bitte, Clyde, sei mir nicht böse und sieh mich an und sprich mit mir! Es tut mir so schrecklich, ganz entsetzlich leid wegen gestern abend, und wenn du kannst, möchte ich dich unbedingt heute um halb neun am Ausgang der Elmstreet treffen. Kannst du kommen? Ich muß dir etwas sagen und bitte dich darum! Sieh mich an und sag ja, wenn du auch böse bist, du wirst es nicht bereuen. Du weißt ja, wie sehr ich dich liebe! Deine tiefbetrübte Roberta.

Wie auf der verzweifelten Suche nach einem Beruhigungsmittel faltete sie das Blatt zusammen und ging, in den Saal zurückgekehrt, knapp an Clydes Schreibtisch vorüber. Er stand gerade über verschiedene Zettel gebeugt und im Vorbeigehen ließ sie den Brief rasch in seine Hände gleiten. Er sah auf: in seinen Augen glühten noch der Schmerz, der Kummer und die Entschlossenheit, die ihn den ganzen Tag beherrscht hatten, aber als er den Zettel und die sich entfernende Roberta sah, ließ die Spannung sofort nach und eine Welle unbestimmter Befriedigung und Freude kam über ihn. Dann öffnete er den Brief und las und augenblicklich durchrieselten wärmende, ermattende Strahlen seinen ganzen Körper.

Roberta war auf ihren Platz zurückgekehrt und spähte erregt und vorsichtig umher, ob jemand sie beobachtet hätte. Aber kaum hatte sie bemerkt, daß Clyde sie mit einem siegreichen und doch hingebenden Leuchten seiner Augen und einem Lächeln seiner Lippen ansah und sein Kopf ein freudiges „Ja" nickte, so erfaßte sie ein plötzlicher Schwindel, als ströme ihr Blut nun endlich wieder frei, nachdem es bis jetzt von einem verkrampften Herzen und verkrampften Nerven zurückgehalten worden war. Und all die trockenen Ufer und rissigen und verdurstenden Gefilde ihrer Seele, die ausgetrockneten Flüsse und Seen des Jammers, die in ihrem

Innern verstreut lagen, wurden plötzlich von dieser reichen aufsteigenden Lebens- und Liebeskraft überflutet.

Er kam, sie würden sich heute abend sehen, er würde seinen Arm um sie legen und sie wieder küssen wie vorher. Sie würde ihm in die Augen sehen dürfen und nie mehr würden sie streiten — nie mehr, wenn sie es irgendwie verhindern konnte.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Ach, das Staunen und die Seligkeit über diese neue und intimere Form des Verkehrs, über den gebrochenen Widerstand und die überwundenen Bedenken! Tage, an denen beide nach einem vergeblichen Kampfe gegen jene größere Vertraulichkeit, die jedes wünschte und unter Umständen auch gewähren wollte, mit einer Sehnsucht der kommenden Nacht entgegensahen, die einem angsterfüllten Rausche glich. Denn welche Skrupel und Einwände hatte es nicht von seiten Robertas gegeben und welche immer mit einem Gefühl der Schlechtigkeit, der Verführung und des Verrates verbundene Hartnäckigkeit von seiten Clydes! Nun es jedoch geschehen war, lebte in beiden eine wilde krampfhafte Seligkeit. Aber nicht ohne daß Roberta, der die natürlichen Folgen so leidenschaftlicher Beziehungen viel zu denken gaben, Clyde vorher das Versprechen abgenommen hatte, daß er sie niemals und unter keinen Umständen verlassen dürfe, da sie ohne seine Stütze gänzlich hilflos wäre. Das Wort „Ehe" wurde indessen nicht ausgesprochen. Er aber war so sehr das willenlose Werkzeug seiner Begierde, daß er gedankenlos gelobte, nie würde das geschehen und über diesen Punkt könne sie vollkommen beruhigt sein. Doch selbst in diesem Augenblicke dachte er nicht im entferntesten an eine Ehe — heiraten wollte er sie nicht. Aber es gab Nächte und Nächte, in denen eines restlos in dem anderen aufging und alle Bedenken zeitweise vergessen waren, so sehr auch Roberta bei Tag gegrübelt und sich Vorwürfe gemacht hatte. Nachher träumten sie dann wild und hingerissen von aller erlebten Wonne und

konnten es kaum erwarten, daß der endlose Tag zu Ende ging und die verhüllende, freudenspendende Nacht herankam.

Ähnlich wie Roberta, die fest und schmerzlich davon überzeugt war, daß dies Sünde, tödliche Sünde sei, dachte auch Clyde, dessen Eltern oft und nachdrücklich die Schuld des Ehebrechers und Verführers betont hatten, der außerhalb der heiligen Bezirke der Ehe auf Raub ausgeht. Ängstlich blickte Roberta in die dunkle Zukunft und überlegte, was werden sollte, wenn Clyde seine Meinung zufällig änderte und sie verließe. Aber bei einbrechender Dämmerung schlug ihre Stimmung um und beide hatten es gleich eilig, sich zu treffen, um später, in mitternächtiger Stille, in das finstere Zimmer zu schlüpfen, in dem sie dem Paradiese näher waren, als jemals wieder in ihrem Leben.

Zum ersten Male in jenen bewegten Jahren und trotz allen sonstigen Bedenken und Befürchtungen wegen Robertas plötzlicher Nachgiebigkeit gegen seine Wünsche fühlte Clyde sich manchmal als Mann, der anfing, die Frauen wahrhaft zu kennen, und nahm nun vor sich selbst eine Pose an, die offen besagte: „Seht, ich bin ein Mann von Bedeutung, der etwas vom Leben versteht, und nicht mehr der unerfahrene beiseite geschobene Neuling von früher! Was haben alle diese aufgeblasenen jungen Leute und die fröhlichen, einschmeichelnd-koketten Mädchen, das ich nicht auch habe, und was könnte ich nicht tun, wenn ich nur wollte und weniger anständig wäre!"

Es war für ihn der Beweis, daß die Ansicht aus dem Erlebnis mit Hortense, er habe weder Glück noch Erfolg bei Frauen, eine irrige gewesen war. Er war eben doch trotz verschiedenen Hemmungen und Mißerfolgen ein Jüngling vom Typus des Don Juan und Lothario, und wenn Roberta so offenkundig bereit war, sich ihm hinzugeben, mußten doch auch andere Mädchen ihre Ansicht teilen.

So ging er trotz der Gleichgültigkeit der Griffiths viel selbstbewußter herum als bisher, und obwohl weder sie noch irgendwelche ihrer Bekannten von ihm Notiz nahmen, sah er von Zeit zu Zeit mit einer Sicherheit und Selbstgefälligkeit in den Spiegel, die er vorher nie besessen. Denn in dem Bewußtsein, daß ihre Zukunft einzig und allein von seinen Wünschen und Launen abhing, hatte Roberta angefangen, ihm fast beständig zu schmeicheln, um sich ihm so angenehm und gefällig als möglich zu erweisen. Nach ihrer Lebensanschauung war sie nun sein und niemandes anderen auf der Welt und er konnte mit ihr machen, was er wollte, wie nur irgendein Ehemann mit seiner Frau.

So vergaß Clyde eine Zeitlang seine gesellschaftliche Vernachlässigung und war vollkommen befriedigt, sich ihr zu widmen, ohne weiter an die Zukunft zu denken. Das einzige, was ihn zeitweilig beschäftigte, war die Vorstellung, daß etwas in bezug auf ihre anfänglichen Befürchtungen schief gehen und durch ihre ausschließliche Hingabe an ihn zu einer Verlegenheit werden könnte. Aber er grübelte nicht allzu lange darüber nach: Roberta war sein, und soweit sie es beide beurteilen konnten, waren ihre Beziehungen allen ein tiefes Geheimnis. Die Freuden dieser ‚linkshändigen' Flitterwochen waren auf ihrem Höhepunkte angelangt, und die letzten frischen, aber oft auch sonnigwarmen November- und ersten Dezembertage gingen wie ein Traum, wie das Leben in einem verklärten Paradies inmitten einer konventionellen, kleinlichen und schlechtbezahlten Alltagswelt vorüber...

Die Griffiths waren seit Mitte Juni abwesend, und seit ihrer Abreise hatte Clyde oft über sie und über die Rolle nachgedacht, die sie in seinem Leben und in dem der Stadt spielten. Ihr großes Haus, das bis auf einen Gärtner oder gelegentlichen Diener oder Chauffeur einsam und verschlossen dalag,

war ihm fast ein Heiligtum und das Sinnbild jener Höhe, die er noch immer durch irgendeine Schicksalswendung zu erklimmen dachte. Denn nie hatte er die Hoffnung gänzlich aufgeben können, seine Zukunft mit dieser sich ihm darbietenden Größe verknüpft zu sehen. Doch wußte er von den Erlebnissen der Griffiths und ihrer Gleichgestellten wenig mehr, als was er von Zeit zu Zeit in den Spalten der beiden Zeitungen gelesen hatte, die mit fast peinlicher Genauigkeit das Kommen und Gehen aller Angehörigen der bedeutenderen Familien vermerkten.

Nach einer solchen Lektüre stellte er sich dann manchmal, selbst während er mit Roberta in einem kleinen unbekannten Ausflugsort weilte, den in seinem großen Auto vorüberfausenden Gilbert Griffiths vor oder Bella, Bertine und Sondra, die in einem der eleganten Orte, in dem sie sich gerade aufhielten, im Mondschein tanzten, Boot fuhren, Tennis spielten oder ausritten. In dieser Vorstellung lag ein fast unerträglicher Stachel und auch sein Verhältnis zu Roberta wurde dadurch zeitweise mit fast übergreller Deutlichkeit beleuchtet. Denn was war sie eigentlich? Eine Fabrikarbeiterin, die Tochter von Leuten, die auf einer Farm lebten und arbeiteten, ein Mädchen, das gezwungen war, sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen, während er — er — wenn ihm das Glück nur ein bißchen gnädig sein wollte —

Sollte dies das Ende aller seiner Träume von einem schöneren Leben sein? In seinen düsteren Augenblicken hing er manchmal solchen und ähnlichen Gedanken nach, besonders seit Roberta sich ihm hingegeben hatte. Sie gehörte eben doch nicht seiner Welt an, zumindest nicht der der Griffiths, nach der er noch immer strebte. Aber was immer für Stimmungen derlei Artikel des „Star" in ihm wachriefen, jenes Gefühl, das ihn zu Roberta hinzog, hatte noch keineswegs abgenommen

und er malte sie sich nur desto reizender und bezaubernder in ihrer Schönheit, dem Liebreiz und der Wonne aus — Eigenschaften, die auf jedes geliebte Wesen immer am besten passen.

Aber nach der Rückkehr der Griffiths und ihrer Bekannten und nachdem Lycurgus wieder einmal jenes fröhliche, geschäftige und gesellige Aussehen angenommen hatte, das ihm während mindestens sieben Monaten des Jahres eigen war, beschäftigte er sich mehr denn je mit diesen Fragen.

Wie schön waren die Häuser in der Wykeagy Avenue und ihrer unmittelbaren Umgebung! Welch ungewohntes Leben und welche Bewegung herrschten dort! Glücklich derjenige, der daran teilhaben konnte!

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Als Clyde an einem Novemberabend den westlich der Central Avenue gelegenen Teil der berühmten Wykeagy Avenue durchschritt, den er, seit er bei Mrs. Peyton wohnte, gewöhnlich auf dem Wege von und zur Fabrik passierte, ereignete sich etwas, das für ihn und für die Griffiths eine von allen ungeahnte Reihe von Ereignissen heraufbeschwören sollte.

Zu dieser Zeit war sein Herz von jenem inneren Jubel erfüllt, der das Erbteil der Jugend und des Ehrgeizes ist, und den das zu Ende gehende Jahr nicht abgeschwächt, sondern noch verstärkt hatte. Er besaß eine gute Stellung, war allgemein geachtet, und außer seiner Wohnung und Verpflegung blieben ihm nicht weniger als fünfzehn Dollar wöchentlich, die er für sich und Roberta ausgeben konnte, und wenn dieses Einkommen auch nicht an jenes zur Zeit des Green-Davidson und des Union League heranreichte, so war er doch frei von Familiensorgen, wie in dem einen, und nicht so einsam, wie in dem anderen Falle. Außerdem hatte er Roberta, die ihn liebte, wovon die Griffiths gottlob nichts wußten, und was sie auch nie erfahren würden, obwohl er keine Ahnung hatte, wie dies im Falle irgendwelcher Komplikationen zu vermeiden wäre. Er hatte eine Natur, die sich nie gerne über die nächste Zukunft hinaus Sorgen machte.

Und wenn die Griffiths und ihre Bekannten ihn gesellschaftlich nicht anerkennen wollten, so taten alle jene, die ihn kannten und außerhalb der Gesellschaft standen, dies um so mehr. Vielleicht, weil er seit Frühling Abteilungschef hieß und Samuel Griffiths kürzlich stehen geblieben war, um ihn

anzusprechen, hatte erst heute kein Geringerer als Mr. Rudolph Smillie, einer der derzeitigen Vizepräsidenten, ihn sehr verbindlich und freundlich gefragt, ob er Golf spiele, und wenn ja, ob er nicht im Frühling dem Amoskeag, einem der beiden größten Golfklubs auf sechs Meilen im Umkreis, beitreten wolle. Was konnte das bedeuten, wenn nicht, daß Mr. Smillie gesellschaftliche Möglichkeiten in ihm entdeckte und wie so manche andere in der Fabrik mit ihm als mit jemandem zu rechnen begann, der für die Griffiths und für den Betrieb von Bedeutung war. Dieser Gedanke zugleich mit jenem, daß er Roberta nach dem Essen, um elf Uhr oder sogar noch früher auf ihrem Zimmer wiedersehen sollte, erfüllte ihn mit Freude und ließ ihn rascher und fröhlicher ausschreiten. Seit sie sich in ihr Abenteuer eingelassen hatten, waren beide kühner geworden und dachten ihr bisher unentdeckt gebliebenes Geheimnis auch weiter zu bewahren. Wenn nicht, so konnte man Clyde als ihren Bruder oder Vetter ausgeben, um zum mindesten fürs erste einen Skandal zu vermeiden. Späterhin — so waren sie nach einigem Reden übereingekommen — müßte Roberta irgendwo ein anderes Zimmer beziehen, wo dasselbe Manöver wiederholt werden sollte. Das wäre nicht schwer und immerhin besser, als gar keine Freiheit zu besitzen, und damit hatte sich Roberta einverstanden erklären müssen.

Hier aber wurden Clydes Gedanken durch etwas unterbrochen, das ihnen eine wesentlich andere Richtung gab. Als er das erste größere Haus in der Wykeagy Avenue erreichte, starrte er, ahnungslos, wer darin wohnte, gebannt auf das hohe schmiedeeiserne Gitter und den wohlgepflegten Rasen, auf welchem ganze Haufen frischgefallener gelber Blätter von einem leichten, übermütigen Wind im schwachen Schein der Straßenlaternen hin- und hergetrieben wurden. Das Ganze erschien ihm von einer ruhigen und feierlichen Schönheit und

jener strenge Reichtum machte ihm tiefen Eindruck. Als er sich dem Haupteingang näherte, über den zwei brennende Laternen einen runden Lichtschein warfen, hielt ein großes, schweres, geschlossenes Auto davor. Der Chauffeur stieg ab, öffnete den Schlag, und Clyde erkannte Sondra Finchley, die aus dem Wagen sah.

„Bitte, David, gehen Sie zum Nebeneingang und sagen Sie Mirjam, daß ich nicht auf sie warten kann, weil ich zum Abendessen zu Trumbulls fahre; ich werde aber gegen neun zurück sein. Wenn sie nicht zu Hause ist, so geben Sie den Zettel ab und beeilen Sie sich!" Stimme und Benehmen waren von jener herrischen und dabei liebenswürdigen Art, die ihm schon im Frühling aufgefallen war.

In der Meinung, den auf dem Trottoir nähertretenden Gilbert Griffiths vor sich zu haben, rief sie: „Hallo, sind Sie heute zu Fuß? Wenn Sie einen Augenblick warten wollen, können Sie mitfahren. Ich habe David mit einer Nachricht hineingeschickt, aber er wird nicht lange ausbleiben."

So gut Sondra Finchley Bella und Reichtum und Stellung der Griffiths im allgemeinen gefielen, so wenig konnte sie Gilbert leiden. Er war ablehnend gewesen, als sie sich anfänglich um ihn bemüht hatte, und war es auch weiterhin geblieben. Er hatte ihren Stolz verletzt und das war für sie, die von Eitelkeit und Dünkel überfloß, die ärgste aller Beleidigungen gewesen, die sie ihm niemals verziehen hatte. Sie konnte und wollte nicht die geringste Spur von Selbstgefühl an anderen gelten lassen, ganz besonders nicht an Bellas eitlem, kaltem, egoistischem Bruder. Er hatte eine allzu gute Meinung von sich und platzte ihrer Ansicht nach zu sehr vor Einbildung, um anderen eine Gefälligkeit zu erweisen. „So ein Stock!" war ihre unfehlbare Meinung von ihm. „Was glaubt er denn, wer er eigentlich ist? Er denkt bestimmt,

weiß Gott, wer zu sein. Man könnte glauben, er sei ein Rockefeller oder Morgan. Ich für meinen Teil kann nichts an ihm finden, rein gar nichts. Bella habe ich gern und finde sie reizend, aber dieser Besserwisser! Ich glaube, er möchte, daß man ihm den Hof macht. Nun, ich tu's nicht!" So klangen im allgemeinen Sondras Erklärungen zu den Aussprüchen und Taten Gilberts, die ihr von anderen hinterbracht wurden.

Wenn Gilbert seinerseits durch Bella von Sondras Wünschen und Wendungen hörte, pflegte er zu sagen: „Was denkt denn das nichtssagende kleine Ding, wer sie eigentlich ist? So ein eingebildetes Persönchen."

Doch waren die gesellschaftlichen Grenzen von Lycurgus so strenge gezogen und der „Dazugehörigen" so wenige, daß es eine zwingende Notwendigkeit für sie war, mit den anderen „Dazugehörigen" so gut als möglich auszukommen. So geschah es, daß sie nun den vermeintlichen Gilbert begrüßte. Als sie sich leicht zurückbog, um ihm Platz zu machen, trat Clyde näher. Fast versteinert über dieses unerwartete Wiedererkennen und völlig aus seiner Ruhe und Selbstbetrachtung gebracht, war er nicht sicher, ob er auch richtig gehört habe. In seinem Betragen war er das Ebenbild eines hochrassigen, gutmütigen Hundes mit wedelndem Schweif und sehnsuchtsvollen Augen.

„Guten Abend", sagte er, nahm seine Kappe ab und grüßte. „Guten Abend." Dabei nahm sein Verstand zur Kenntnis, daß dies wirklich die schöne, elegante Sondra sei, die er vor Monaten bei seinem Onkel getroffen und deren gesellschaftliches Tun und Lassen er letzten Sommer in den Zeitungen verfolgt hatte. Hier saß sie nun in dem schönen Wagen, war reizender denn je und sprach ihn augenscheinlich an. Aber Sondra, die ihren Irrtum sofort erkannt und bemerkt

hatte, daß dies nicht Gilbert war, blieb im Augenblick ganz verwirrt und wußte nicht, wie sie sich aus einer zumindest etwas heikligen Situation ziehen sollte.

„Verzeihen Sie, ich sehe erst jetzt, daß Sie Mr. Clyde Griffiths sind. Es ist meine Schuld, ich habe Sie für Gilbert gehalten, ich konnte Sie in dem schwachen Licht nicht deutlich erkennen."

Clyde bemerkte ihre Verlegenheit, ihr unsicheres zögerndes Wesen und fühlte, daß ihr Irrtum weder sehr schmeichelhaft für ihn noch angenehm für sie war, weshalb auch er verlegen wurde und sich zurückziehen wollte.

„Verzeihen Sie, das macht gar nichts. Ich wollte mich nicht aufdrängen. Ich glaubte —" Er errötete und trat ehrlich beschämt zurück.

Sondra hatte sofort bemerkt, daß Clyde entschieden anziehender und weitaus bescheidener war als sein Vetter und dabei sichtlich unter dem Banne ihrer Schönheit und gesellschaftlichen Stellung stand. Daher erwärmte sie sich jetzt soweit, um mit einem reizenden Lächeln zu sagen: „Ach, wollen Sie nicht einsteigen und mir erlauben, Sie dorthin zu führen, wohin Sie gehen? Bitte, tun Sie es doch, ich würde mich so darüber freuen." Denn von dem Augenblick an, da er erfahren, daß er dieses Wiedersehen nur einem Irrtum verdankt hatte, lag in Clydes Benehmen etwas, das auch sie erkennen ließ, wie verletzt, enttäuscht und gedemütigt er war. Seine Augen bekamen einen gekränkten Ausdruck und ein zitterndes, entschuldigendes und betrübtes Lächeln spielte um seine Lippen.

„Ja," sprach er abgerissen, „wenn Sie es nämlich wollen. Ich verstehe ganz gut, wie es kam. Es macht nichts und Sie müssen nicht, wenn Sie nicht wollen. Ich dachte —." Er hatte sich halb zum Gehen gewendet, aber es zog ihn so sehr

zu ihr, daß er sich nicht losreißen konnte, ehe sie wiederholte: „Kommen Sie doch und steigen Sie ein, Mr. Griffiths. Ich würde mich so darüber freuen. Es kostet David sicher gar keine Zeit, Sie hinzuführen, wohin Sie wollen. Und das andere tut mir aufrichtig leid. Ich habe wirklich nicht sagen wollen, daß, weil Sie nicht Gilbert Griffiths sind —"

Er blieb stehen, trat verlegen näher, stieg ein und setzte sich neben sie. Da er ihr gefiel, begann sie ihn zu betrachten und freute sich, daß er nicht Gilbert war, und um ihn besser zu sehen und ihre, wie sie glaubte, für Clyde betörenden Reize deutlicher zu zeigen, drehte sie das Licht auf. Als der Chauffeur zurückkehrte, fragte sie Clyde, wohin er fahren wolle, und er gab nur zögernd seine Adresse an, da sie so sehr von der Straße abstach, in der sie wohnte. Während der Fahrt beherrschte ihn der fieberhafte Wunsch, diese kurze Gelegenheit so auszunützen, daß sie gerne an ihn dachte, und — wer weiß — vielleicht den leisen Wunsch empfand, ihn früher oder später einmal wiederzusehen. Wünschte er doch so sehnlich, ihrer Welt anzugehören!

„Es ist zu lieb von Ihnen, mich mitzunehmen", sagte er zu ihr gewendet und bemerkte lächelnd: „Ich hatte nicht daran gedacht, daß Sie mich für meinen Vetter halten könnten, sonst wäre ich nicht auf Sie zugekommen."

„Ach, reden Sie nicht davon", entgegnete Sondra kokett und mit übergroßer Liebenswürdigkeit. Sie bemerkte jetzt, daß ihr erster Eindruck von ihm lange nicht so lebhaft gewesen war. „Es war meine Schuld, nicht die Ihre. Jedenfalls freue ich mich, daß ich mich geirrt habe", fügte sie entschieden und mit einem gewinnenden Lächeln hinzu. „Ich nehme Sie jedenfalls lieber mit als Gilbert. Wir beide vertragen uns nicht allzu gut und streiten immer, wenn wir uns irgendwo treffen." Sie hatte ihre volle Sicherheit wiedergewonnen,

lächelte und lehnte sich auf höchst prinzessinnenhafte Art zurück, während sie Clydes sehr regelmäßige Züge mit Interesse musterte. Er hatte so sanfte, freundliche Augen und schließlich war er Gilberts Vetter und sah gut aus.

„Das ist sehr schade", bemerkte er steif mit einem schwachen und sehr ungeschickten Versuch, in ihrer Gegenwart sicher und fröhlich zu erscheinen.

„Ach, es macht eigentlich gar nichts. Wir streiten eben manchmal, das ist alles."

Sie bemerkte, daß er nervös und verlegen und schweigsam durch ihre Gegenwart wurde, und es freute sie, daß sie ihn so sehr verwirren und aus der Fassung bringen konnte.

„Sind Sie noch bei Ihrem Onkel angestellt?"

„Ja", erwiderte Clyde rasch, als wäre das von enormer Tragweite für sie. „Ich leite jetzt eine Abteilung."

„Ach, das wußte ich nicht. Ich habe Sie ja seit dem einen Male nicht mehr gesehen. Vermutlich haben Sie nicht viel Zeit auszugehen?" Sie sah ihn verständnisvoll an, als wollte sie sagen: „Ihre Verwandten interessieren sich nicht sehr für Sie", da er ihr aber nun wirklich gefiel, sagte sie: „Sie waren wohl den ganzen Sommer in der Stadt?"

„Ja", antwortete Clyde offen und gewinnend. „Das muß ich wohl, die Arbeit hält mich hier fest. Aber ich habe Ihren Namen oft in der Zeitung gefunden und über Ihre Reit- und Tennisturniere gelesen und im Juni habe ich Sie bei der Blumenschlacht gesehen. Ich fand Sie wundervoll, fast überirdisch schön."

In seinen Augen lag ein bewunderndes, bittendes Leuchten, das sie jetzt ganz bezauberte. So ein netter junger Mann und so ganz anders als Gilbert. Und dabei war er so ehrlich und hoffnungslos in sie verliebt, und sie könnte doch nie mehr als nur ein vorübergehendes Interesse für ihn haben.

Er tat ihr ein wenig leid und sie wollte freundlich mit ihm sein. Was würde Gilbert sagen, wenn er erfuhr, daß sie seinen Vetter so völlig unterworfen hatte, wie würde er sich ärgern, er, der sie für so nichtssagend hielt! Es geschähe ihm ganz recht, wenn Clyde von jemandem lanciert und besser behandelt würde, als er — Gilbert — es je hoffen konnte. Der Gedanke hatte einen angenehmen Kitzel für sie. Leider bog hier der Wagen ein und hielt vor Mrs. Peytons Tür. Anscheinend war das Abenteuer für sie und Clyde zu Ende.

„Es ist sehr lieb von Ihnen, mir das zu sagen; ich werde es nicht vergessen." Sie lächelte kokett, als der Chauffeur den Schlag öffnete und Clyde in höchster Aufregung wegen der Größe und Wichtigkeit dieser Begegnung ausstieg. „Hier wohnen Sie also? Werden Sie den ganzen Winter in Lycurgus bleiben?"

„Ja, ganz bestimmt — ich hoffe wenigstens", fügte er schmachtend hinzu und seine Augen drückten es noch klarer aus.

„Nun, vielleicht sehe ich Sie wieder einmal, ich würde mich sehr darüber freuen." Sie nickte, gab ihm die Fingerspitzen und lächelte ihr bezauberndstes und rätselhaftestes Lächeln, so daß er vor lauter Sehnsucht fast den Kopf verlor und hinzusetzte: „Ich auch —"

„Gute Nacht, gute Nacht", rief sie, als der Wagen davonfuhr und Clyde ihr nachblickte und sich fragte, ob er je wieder so nahe und so ungezwungen mit ihr beisammen sein würde. Daß er sie auf diese Weise wieder getroffen hatte! Und dabei war sie so anders gewesen als jenes erste Mal, wo sie nach seiner deutlichen Erinnerung gar kein Interesse für ihn gezeigt hatte.

Hoffnungsfreudig und sehnsuchtsvoll betrat er sein Zimmer.

Und Sondra? „Warum — warum setzen sich die Griffiths so wenig für ihn ein?" grübelte sie, während das Auto seine Fahrt fortsetzte.

Vierundzwanzigstes Kapitel

Die Wirkung dieser rein zufälligen Begegnung war in mehr als einer Hinsicht verhängnisvoll. Denn trotz seiner Liebe zu Roberta und der Befriedigung darüber wurde noch einmal und in dieser für ihn so bezaubernden Form die Frage seiner gesellschaftlichen Zukunft in dieser Stadt aufgerollt. Und merkwürdigerweise gerade durch dasselbe Mädchen jener oberen Schichte, das ihm deren Bedeutung am stärksten und deutlichsten zum Bewußtsein gebracht hatte. Die schöne Sondra Finchley! Ihr reizendes Gesicht, ihre schönen Kleider, ihr heiteres und überlegenes Benehmen! Wenn es ihm nur bei ihrer ersten Begegnung gelungen wäre, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln! Oder wenn es ihm jetzt gelingen könnte!

Die Tatsache, daß seine Beziehungen zu Roberta solche waren, wie sie eben waren, schien ihm nicht schwerwiegend genug, um die Wirkung eines Mädchens wie Sondra und all dessen, was sie verkörperte, in seinem Herzen, seinen Sinnen wettzumachen. Allein zu denken, daß die Wimblinger Finchley-Staubsaugerfabrik eines der größten Unternehmen der Stadt war. Ihre hohen Mauern und Schornsteine bildeten einen wesentlichen Teil der eindrucksvollen Silhouette gegen den Mohawk. Und das Wohnhaus der Finchleys in der Wykeagy Avenue war eines der großartigsten in jener vornehmen Häuserreihe, die durch den neuesten und sorgfältigsten Geschmack hier entstanden war. Die Finchleys gehörten zu den angesehensten Familien der Stadt.

Ach, wer dieses herrliche Mädchen näher kennenlernen dürfte! Wer von ihr gerne gesehen würde und so ein Teil jener großen

Welt werden dürfte, der sie angehörte! War er nicht ein Griffiths und sah er nicht reichlich so gut aus wie Gilbert? Und wäre er nicht ebenso hübsch, wenn er ebensoviel oder auch nur einen Teil seines Geldes hätte! Wer sich wie Gilbert Griffiths anziehen und einen seiner schönen Wagen lenken könnte, der würde von so einem Mädchen totsicher nur allzu gerne gesehen und — wer weiß — vielleicht würde sie sich sogar in ihn verlieben!

So aber blieb ihm nichts als zu hoffen, zu hoffen und wieder zu hoffen. Teufel noch einmal, er würde heute abend nicht zu Roberta gehen. Er würde irgendeine Ausrede erfinden und ihr am Morgen sagen, daß sein Onkel oder sein Vetter ihm eine Arbeit aufgetragen hatten. In seiner jetzigen Stimmung konnte und wollte er nicht zu ihr gehen. Das war die Wirkung von Reichtum, Schönheit und der sehnsüchtig angestrebten gesellschaftlichen Stellung auf ein Gemüt, das fließend und unbeständig war wie Wasser.

Als Sondra später über ihre Begegnung mit Clyde nachdachte, stand sie unter dem Banne dessen, was man nur als seinen Charme bezeichnen konnte, der um so stärker wirkte, als er in geradem Gegensatz zu allem stand, was sie an seinem Vetter ärgerte. Seine Kleider und sein Benehmen sowie eine Bemerkung, die er fallen gelassen, daß er eine Beamtenstelle in der Fabrik innehabe, schienen anzudeuten, daß es ihm besser ginge, als sie gedacht hatte. Trotzdem erinnerte sie sich nicht, Clydes Namen je gehört zu haben, obwohl sie Bella den ganzen Sommer gesehen und Gilbert und Myra sowie deren Eltern zuzeiten getroffen hatte. Sie wußte auch nicht mehr über ihn, als was Mrs. Griffiths ursprünglich erzählt hatte, nämlich, daß er ein armer Neffe war, den ihr Mann aus dem Westen hierhergebracht, um ihm behilflich zu sein. Aber diesmal war ihr Clyde keineswegs so ärmlich und un-

bedeutend erschienen; er mochte sogar recht interessant, elegant und sehr anziehend sein und war sichtlich darauf bedacht, von einem Mädchen wie sie ernst genommen zu werden. Und daß ein Griffiths und Vetter Gilberts so dachte, war entschieden schmeichelhaft.

Bei den Trumbulls — einer Familie, die sich um einen gewissen Douglas Trumbull, Witwer, erfolgreichen Rechtsanwalt und Spekulanten, scharte, der es durch seine Kinder sowohl als durch sein eigenes gutes Benehmen und seine geschäftliche Tüchtigkeit dahin gebracht hatte, in die beste Gesellschaft von Lycurgus aufgenommen zu werden — gestand sie plötzlich Jill, der älteren Tochter: „Denke dir, was für ein komisches Erlebnis ich heute gehabt habe". Und sie gab ihr eine genaue Schilderung der vorgefallenen Ereignisse. Da Jill diese anscheinend sehr spannend gefunden, wiederholte sie ihren Bericht vor Gertrud, der jüngeren Tochter, und Tracy, dem einzigen Sohn des Hauses.

„Ach ja", bemerkte Tracy Trumbull, der in seines Vaters Kanzlei praktizierte. „Ich glaube, ich habe den Burschen drei- oder viermal in der Central Avenue gesehen. Er sieht Gilbert sehr ähnlich, nicht wahr, nur gibt er sich nicht so großartig. Ich habe ihn ein paarmal in diesem Sommer gegrüßt, weil ich ihn im Augenblick für Gilbert gehalten hatte."

„Ich kenne ihn auch", bemerkte Gertrud. „Manchmal trägt er eine Kappe und einen Mantel mit Gürtel wie Gilbert. Arabella Stark hat ihn mir einmal gezeigt und dann haben Jill und ich ihn an einem Samstagnachmittag bei Stark vorübergehen sehen. Jedenfalls finde ich ihn bedeutend hübscher als Gilbert."

Dies bestärkte Sondra innerlich in ihrer Meinung über Clyde, so daß sie hinzufügte: „Bertine und ich haben ihn im vergangenen Frühjahr eines Abends bei Griffiths getroffen.

Wir fanden ihn damals zu schüchtern, aber ich wünschte, Ihr könntet ihn jetzt sehen. Er ist entschieden hübsch und hat die schönsten Augen und das netteste Lachen der Welt."

„Nun, Sondra," bemerkte Jill, die nebst Bertine und Bella zu Sondras intimsten Freundinnen zählte und schon in der Snedeker-Schule mit ihr in dieselbe Klasse gegangen war, „ich weiß jemanden, der eifersüchtig wäre, wenn er dich hören könnte."

„Würde Gilbert Griffiths nicht gerne hören, daß sein Vetter hübscher ist als er?" rief Tracy Trumbull dazwischen. „Sagen Sie."

„Ach der," rief Sondra gereizt, „der hält sich für etwas ganz Besonderes. Ich möchte wetten, daß die Griffiths nur seinetwegen von ihrem Vetter nichts wissen wollen. Jetzt, da ich daran denke, bin ich ganz überzeugt davon. Bella täte es selbstverständlich, denn sie hat mir damals gesagt, daß sie ihn hübsch findet. Und Myra tut keiner Fliege wehe. Es wäre ein Hauptspaß, wenn ein paar von uns ihn empfangen und hie und da einladen würden — nur von Zeit zu Zeit und zum Scherz, um zu sehen, wie er sich machen würde und was sie dazu sagen. Ich weiß ganz genau, daß bei Mr. Griffiths und Bella und Myra alles glatt ginge, aber Gilbert würde sich sicher schrecklich ärgern. Ich selber kann es nicht gut tun, weil ich mit Bella so befreundet bin, aber ich weiß jemanden, der es ohne weiteres täte und wogegen sie gar nichts einwenden könnten." Sie hielt inne und dachte an Bertine Cranston, die Gilbert und Mrs. Griffiths nicht ausstehen konnte. Ob er tanzen, reiten, Tennis spielen oder irgend so etwas konnte? Sie schwieg und sann vergnügt nach, während die anderen sie beobachteten. Jill Trumbull, die ebenso rastlos und lebhaft, wenn auch nicht so hübsch und klug war wie sie, bemerkte: „Das wäre eine tolle Sache. Glaubst du wirklich, daß es den Griffiths unangenehm wäre?"

„Nun, und wenn", fuhr Sondra fort. „Sie können ja nicht mehr als ihn ignorieren. Und wer soll sich etwas daraus machen? Diejenigen, die ihn eingeladen haben, sicher nicht."

„Wollt ihr durchaus einen Skandal heraufbeschwören, ihr Mädchen?" unterbrach sie Tracy Trumbull. „Denn dazu wird es sicher schließlich kommen. Gilbert Griffiths wird nicht sehr erfreut sein, darauf könnt ihr Gift nehmen. Ich wäre es an seiner Stelle auch nicht. Wenn ihr eine Menge Beleidigungen hervorrufen wollt, dann tut es, aber ich wette, daß es damit enden wird."

Sondra war zwar so veranlagt, daß ein solcher Gedanke sie ganz besonders reizte, aber so sehr sie die Sache an sich auch lockte, es wäre doch nichts daraus geworden, wäre nicht der Bericht über ihre Begegnung mit einigen Kommentaren über Gilberts Person als Folge dieses und ähnlicher Gespräche mit Bertine Cranston, Jill Trumbull, Patricia Anthony und Arabella Stark durch Constance Wynant, mit der Gilbert angeblich verlobt war, zu diesem gedrungen. Constance aber, die Gilbert gerne heiraten wollte, hatte sich geärgert, daß es Sondra beliebte, sich für Clyde zu interessieren und dann, nach ihrer Meinung grundlos, zu verbreiten, daß er sympathischer wäre als Gilbert. Um sich auszusprechen und sich wenn möglich gleichzeitig an Sondra zu rächen, erzählte sie Gilbert die ganze Angelegenheit, der sofort daran ging, mehrere scharfe Bemerkungen über Clyde und Sondra zu machen. Mit einigen Verschönerungen von seiten Constances zu Sondra zurückgetragen, hatten sie den gewünschten Effekt, dienten aber dazu, in Sondra den brennenden Wunsch nach Wiedervergeltung zu wecken. Denn warum sollte sie nicht nett mit Clyde sein und auch die anderen dazu veranlassen, wenn es ihr paßte? Vielleicht würde es so weit kommen, daß Gilbert sich einem richtigen Rivalen auf gesellschaftlichem Gebiet gegen-

übersähe, noch dazu seinem eigenen Vetter, der es trotz seiner Armut doch zu größerer Beliebtheit gebracht hatte als er. So ein Heidenspaß! Gleichzeitig fiel ihr ein, wie sie Clyde am leichtesten und unauffälligsten einführen könnte, ohne sich selbst zu sehr zu exponieren, wenn nicht alles nach ihrem Wunsche ausfiele.

In Lycurgus bestand unter den jüngeren Mitgliedern der angesehenen Familien, die in der Snedeker-Schule gewesen, ein ziemlich belangloser Verein, der „Hie-und-da-Klub" genannt. Er hatte keinerlei bestimmte Statuten, Funktionäre und Klublokal, und jeder, der durch Stellung und gesellschaftliche Verbindungen dazu befähigt war und dem Verein angehörte, konnte eine Mitgliederversammlung einberufen und sie veranlassen, eine Gesellschaft oder ein Tanzfest in einem ihrer Häuser zu veranstalten. Wie einfach wäre es, überlegte Sondra, während sie über eine passende Möglichkeit nachdachte, Clyde einzuführen, wenn irgendein anderes Mitglied bewogen werden könnte, ein Fest zu veranstalten und Clyde dazu einzuladen. Wie leicht war es zum Beispiel für Jill Trumbull, dem „Hie-und-da" ein Dinner mit Tanz zu geben, zu dem man auch Clyde aufforderte. Durch diese List könnte sie ihn wiedersehen und bei dieser Gelegenheit herausfinden, wie er ihr gefiel und was für ein Mensch er eigentlich war.

So wurde ein kleines Dinner für den Klub und seine Freunde mit Jill Trumbull als Hausfrau für den ersten Donnerstag im Dezember angesetzt. Es wurden eingeladen: Sondra und ihr Bruder Stuart, Tracy und Gertrud Trumbull, Arabella Stark, Bertine und ihr Bruder und noch ein paar Bekannte aus Utica und Gloversville. Und Clyde. Um Clyde gegen mögliche Mißerfolge und irgendwelche unangenehme Bemerkungen zu schützen, sollten nicht nur sie, sondern auch Bertine, Jill und Gertrud sich um ihn kümmern. Sie würden darauf

sehen, daß seine Tänze vergeben waren, daß er weder während des Essens noch beim Tanzen sich selbst überlassen blieb, sondern für die Dauer des ganzen Abends nach einem kunstvollen System von einer der anderen übergeben wurde. So konnten auch weitere auf ihn aufmerksam werden, wodurch nicht nur der Tatsache die Spitze abgebrochen wurde, daß Sondra allein von allen Leuten der Gesellschaft nett mit ihm gewesen, sondern die neue Wendung wurde dadurch auch für Gilbert und Bella und die anderen Griffiths um so deutlicher betont. Dementsprechend wurde der Plan durchgeführt.

Als Clyde ungefähr vierzehn Tage nach seiner Begegnung mit Sondra eines Abends nach Hause kam, fand er zu seiner Überraschung einen elfenbeinfarbenen Brief an den Spiegel seines Toilettetisches gelehnt. Die Adresse war in einer großen kritzeligen und unbekannten Schrift geschrieben. Er nahm den Brief und drehte ihn hin und her, ohne zu erraten, von wem er kommen mochte. Auf der Rückseite standen die Buchstaben B. J. oder J. T., die man wegen des kunstvoll verschlungenen Monogramms nicht genau erkennen konnte. Er riß ihn auf und entnahm ihm folgende Karte:

„Der Hie-und-da-Klub ladet Sie hiemit höflichst zu seinem diesjährigen, Donnerstag, den 4. Dezember, im Hause von Douglas Trumbull, Wykeagy Avenue 135, stattfindenden Tanzfest ein. Antwort erbeten an Miß Jill Trumbull."

Auf der Rückseite stand in derselben kritzeligen Schrift wie auf dem Umschlage: „Lieber Mr. Griffiths, ich dachte, daß es Ihnen vielleicht Spaß machen würde, zu kommen, da es ein ganz intimes Fest ist und Sie sich bestimmt unterhalten werden. Wenn ja, dann lassen Sie es Jill Trumbull wissen. Sondra Finchley."

Clyde war vollkommen überrascht und starr vor Staunen. Seit jener zweiten Begegnung stand er stärker denn je im

Banne jenes Traumes, daß er irgendwie und irgendwann aus der Niedrigkeit, in der er jetzt lebte, emporgehoben würde. Er taugte doch wirklich nicht für die Durchschnittswelt seines jetzigen Daseins. Und nun kam diese Einladung des „Hie-und-da-Klubs", der, obwohl er nie von ihm gehört hatte, doch etwas sehr Wichtiges sein mußte, wenn so vornehme Leute ihm angehörten. Und war das nicht Sondras eigene Schrift auf der Rückseite? Wie wunderbar war dies alles! Er konnte vor lauter Freude und Überraschung gar nicht still bleiben, mußte hin- und hergehen, sich im Spiegel betrachten, Hände und Gesicht waschen, prüfen, ob seine Krawatte paßte und eine andere nehmen, überlegen, was er anziehen solle, und sich zurückrufen, wie Sondra ihn das letzte Mal angeblickt und ihm zugelächelt hatte. Aber selbst jetzt mußte er daran denken, was Roberta dazu sagen würde, wenn sie durch eine hellseherische Gabe seine Freude über diese Einladung wahrnehmen könnte. Denn seit er nicht länger die strengen Grundsätze seiner Eltern befolgte, hatte er sich ja in Beziehungen zu ihr eingelassen, in denen seine augenblickliche Stimmung Folterqualen für sie bedeuten mußte, wenn sie sie entdeckte. Diese Vorstellung beschäftigte ihn zwar sehr, vermochte aber seine Gedanken über Sondra nicht im geringsten zu ändern. Dieses herrliche Mädchen! Ihre wunderbare Schönheit! Ihr reiches und angesehenes Leben!

So vollkommen frei und von keinerlei Konvention gebunden waren seine Moralbegriffe, daß er sich ziemlich ernsthaft die Frage vorlegte, warum er seine Gedanken nicht von Roberta weg und Sondra zuwenden könnte, da ihm diese doch viel größere Freuden verhieß. Roberta konnte es unmöglich wissen; sie konnte nicht in seinem Herzen lesen und etwas so Ungewöhnliches nachempfinden, wenn er es ihr nicht erzählen wollte. Und das würde er ganz bestimmt nicht tun. War es

denn ein Unrecht, wenn ein armer Junge solchen Höhen zustrebte? Andere, die ebenso arm waren wie er, hatten reiche Mädchen wie Sondra geheiratet.

Er erinnerte sich jetzt deutlich, daß er trotz allem, was zwischen ihnen vorgefallen, Roberta niemals versprochen hatte, sie zu heiraten, außer unter einer einzigen Bedingung. Und die würde, besonders gemäß seinen in Kansas City erworbenen Kenntnissen, wie er meinte, nie eintreten.

Da er sie so plötzlich wiedergefunden hatte, wirkte Sondra wie ein berauschendes Gift auf ihn. Diese in ihrem Schrein von Gold und Flitter thronende, für ihn so bezaubernde Göttin hatte geruht, sich seiner zu erinnern und vorzuschlagen, daß er eingeladen werden solle. Zweifelsohne würde auch sie dort sein, und das versetzte ihn in maßlose Erregung. Aber der Gedanke daran, was Gilbert und die Griffiths dazu sagen würden, wenn sie — wie er annahm — erfuhren, daß er zu diesem Feste ging? Oder wenn sie ihn späterhin auf einem anderen Feste trafen, zu dem Sondra ihn aufgefordert hatte! Würden sie sich ärgern oder freuen? Würden sie dann mehr oder weniger von ihm halten? Denn schließlich hatte er sich ja nicht darum bemüht. War er nicht durch Leute ihrer eigenen Kreise, die sie doch sicher gelten lassen mußten, gebührend eingeladen worden? Ohne sein Dazutun, nur durch reinen Zufall, so daß er sicher nicht als zudringlich erscheinen konnte. Obwohl ihm die feineren psychologischen Unterscheidungsmöglichkeiten fehlten, empfand er eine leise Schadenfreude bei dem Gedanken, daß Gilbert und seine Familie jetzt gezwungen sein würden, ihn wohl oder übel anzuerkennen, vielleicht sogar, ihn in ihr Haus einzuladen. Denn konnten sie es vermeiden, wenn andere es für gut befanden? Herrlich! Und das alles, trotz Gilberts großer Verachtung für ihn. Er mußte lachen, wenn er daran dachte, fühlte aber, daß, wenn auch Gilbert

sich ärgern mochte, dies weder bei seinem Onkel noch bei Myra der Fall sein würde, so daß er vor einem heimlichen Wunsch nach Rache von seiten Gilberts sicher sein konnte.

Diese Einladung war etwas Wunderbares! Wozu war Sondras spannendes Gekritzel, wenn sie sich nicht ein wenig für ihn interessierte? Wozu? Dieser Gedanke war so aufregend, daß er kaum essen konnte. Er nahm die Karte und küßte die Schrift. Statt wie gewöhnlich zu Roberta zu gehen, beschloß er, wie in der Zeit vor ihrer Bekanntschaft, einen kurzen Spaziergang zu machen und dann heimzukehren und bald schlafen zu gehen. Und wie das letzte Mal würde er sich morgen ausreden und sagen, daß er bei Griffiths oder bei einem der Fabrikdirektoren zu einer Besprechung über eine bestimmte Angelegenheit der Fabrik gewesen sei. Solche Sitzungen fanden oft statt, und angesichts dieses Erlebnisses hatte er keine Lust, Roberta zu sehen. Er konnte einfach nicht. Jener andere Gedanke an Sondra und ihre Teilnahme für ihn war zu berückend!

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Einstweilen aber machte er gegen Roberta nicht die geringste Anspielung auf Sondra, obwohl er selbst in ihrer Nähe, in der Fabrik oder in ihrem Zimmer, seinen Gedanken nicht verbieten konnte, dorthin zu wandern, wo seiner Meinung nach Sondra in ihrer höheren Welt jetzt weilen mochte. Roberta fühlte, daß er mit seinem Denken fern von ihr war, und wunderte sich nur, was ihn seit kurzem so vollkommen beschäftigen mochte. Sowie sie nur wegsah, dachte er: wenn, wenn es ihm nur gelänge, ein Mädchen wie Sondra zu fesseln, da sie sich doch bemüht hatte, sich seiner zu erinnern!! Aber was sollte dann mit Roberta geschehen? Noch dazu angesichts ihrer jetzigen Beziehungen (zum Kuckuck noch einmal!) und seiner Liebe? Denn er hatte sie wirklich noch immer lieb, wenn er auch jetzt, im Scheine dieses neuen strahlenden Gestirnes, Roberta kaum mehr bemerkte, so stark war das Leuchten, das von jener anderen ausging. War er im Unrecht? War es Sünde, so zu sein? Seine Mutter würde es bejahen, auch sein Vater und möglicherweise jeder rechtlich denkende Mensch, Sondra, die Griffiths und alle.

Und doch! Und doch! Der erste leise Schnee des Jahres fiel vom Himmel, als Clyde mit einem neuen, seidenen Regenschirm, einem neuen Claquehut und weißseidenem Schal, welche ihm Orrin Short angeraten hatte, ein freundlicher Modewarenhändler, den er kürzlich kennengelernt, auf das hübsche, wenn auch nicht so imposante Haus der Trumbulls in der Wykeagy Avenue zuschritt. Es war ein originelles, niederes und winkliges Gebäude, das mit den vielen von

innen erleuchteten Fenstern wie ein Bild auf einer Weihnachtskarte aussah. Trotz der frühen Stunde standen einige verschiedenfarbige und verschieden gebaute Autos davor. Ihr Anblick mit den von frisch gefallenem Schnee bedeckten Dächern und Kotflügeln weckte in Clyde das schmerzliche Gefühl eines Mangels, den er nicht so bald beheben konnte: das Fehlen jener reichlichen Mittel, die ihm gestatten würden, ein ähnliches Fahrzeug zu besitzen. Vor der Haustür angelangt, hörte er Stimmengewirr und Lachen von drinnen.

Ein schlanker Diener nahm ihm Mantel, Hut und Schirm ab und dann stand er Jill Trumbull gegenüber, die augenscheinlich auf ihn gewartet hatte. Sie war ein freundliches, blondlockiges, nicht auffallend hübsches, aber lebhaftes und elegantes Mädchen in einem ausgeschnittenen weißen Seidenkleid mit einem Diadem um die Stirne.

„Sie brauchen mir Ihren Namen nicht zu sagen", rief sie fröhlich und gab Clyde die Hand. „Ich bin Jill Trumbull. Miß Finchley ist noch nicht hier, aber ich glaube, ich kann ebensogut die Honneurs machen wie sie. Kommen Sie nur herein." Sie führte ihn durch eine Flucht von Zimmern, die scheinbar rechtwinklig aneinanderstießen, und fügte im Gehen hinzu: „Sie sehen Gilbert Griffiths riesig ähnlich!"

„So?" antwortete Clyde mit einem mutigen Lächeln und geschmeichelt durch den Vergleich.

Die Räume waren sehr niedrig. Hübsche Lampen mit bunten Seidenschirmen hoben sich gegen dunkle Wände ab, in zwei aneinandergrenzenden Zimmern warfen Kaminfeuer einen rosigen Schein auf die behaglichen weichgepolsterten Möbel, und Bilder, Bücher und Kunstgegenstände hingen, lagen und standen umher.

„Bitte, Tracy, übernimm du die Vorstellung", rief Jill. „Mein Bruder Tracy Trumbull, Mr. Griffiths. Dies ist Mr.

Clyde Griffiths, ihr alle", fügte sie hinzu, indem sie auf die Gesellschaft im allgemeinen hindeutete, aus der sich verschiedene Blicke auf Clyde richteten, während Tracy Trumbull ihn am Arme faßte. Obwohl es ihm peinlich war, so angestarrt zu werden, zwang Clyde sich doch zu einem liebenswürdigen Lächeln. Gleichzeitig erfaßte er, daß wenigstens für den Augenblick das Gespräch unterbrochen wurde.

„Bitte, lassen Sie sich durch mich nicht stören", sagte er lächelnd, weshalb die meisten Anwesenden ihn für sehr sicher und gewandt hielten. Tracy fügte hinzu: „Ich werde Sie nicht jedem einzelnen vorführen. Wir wollen hier stehen bleiben und ich werde Ihnen von hier aus alle zeigen. Das ist meine Schwester Gertrud, die mit Scott Nicholson spricht." Clyde bemerkte ein kleines, dunkelhaariges Mädchen in Rosa mit einem herzigen, pikanten und launenhaften Gesichtchen, das ihm zunickte. Neben ihr grüßte ein sehr korrekt aussehender gutgewachsener junger Mann von bestem Äußeren und frischer Farbe mit einem kurzen „'n Abend". Unfern von ihnen stand in einer tiefen Fensternische ein großes, nicht besonders hübsches, aber graziöses dunkles Mädchen im Gespräch mit einem breitschultrigen Mann, der kleiner war als sie, und die als Arabella Stark und Frank Harriet bezeichnet wurden. „Sie debattieren über ein kürzlich stattgefundenes Fußballmatch, Cornell gegen Syrakus . . . Burchard Taylor und Miß Phant aus Utica", fuhr er fast zu schnell für Clyde fort, der Eindrücke zu gewinnen versuchte. „Perley Haynes und Miß Wanda Steele — ich glaube, das sind einstweilen alle. Nein, hier kommen Grant und Nina Temple." Clyde hielt inne und bemerkte einen großen, etwas geckenhaft aussehenden jungen Mann mit scharfen Zügen und dunklen Augen, der ein vollerblühtes junges Mädchen in einem sandfarbenen Kleid mit einer sorgfältig um die Stirn gelegten hellbraunen

Haarflechte mitten in das Zimmer führte. „Hallo, Wanda, hallo, Wynette." Mitten in ihre Begrüßungen wurde Clyde den beiden vorgestellt, die aber wenig Notiz von ihm zu nehmen schienen.

„Ich dachte nicht, daß es uns gelingen würde", fuhr ein junger Cranston zu allen gewendet fort. „Nina wollte nicht mitkommen, aber ich hatte es Bertine und Jill versprochen, sonst wäre ich auch nicht hier. Wir waren bei Bagleys drüben. Rate, wen wir dort getroffen haben, Scott! Van Peterson und Rhoda Hull. Sie sind über den Tag hinübergefahren."

„Nicht möglich", erwiderte Scott Nicholson, ein energisch und selbstsüchtig aussehender junger Mann. Clyde fiel die große gesellschaftliche Leichtigkeit und Sicherheit auf, die alle zu beherrschen schien. „Warum habt ihr sie nicht mitgebracht? Ich hätte Rhoda und auch Van gerne wiedergesehen."

„Unmöglich. Sie haben gesagt, daß sie beizeiten wieder zurückfahren müssen. Vielleicht kommen sie auf einen Sprung her. Gibt es denn noch nichts zu essen? Ich dachte, wir würden uns sofort zu Tisch setzen."

„Diese Advokaten! Es heißt doch, daß sie nur selten essen", bemerkte Frank Harriet, ein kleiner, breitschultriger, aber sehr liebenswürdiger junger Mann mit regelmäßigen weißen Zähnen, der Clyde sehr gut gefiel.

„Nun, ob ja oder nein, wenn wir nicht bald etwas zu essen bekommen, gehe ich fort. Habt ihr gehört, wer in Cornell als Schlagmann für das nächste Jahr aufgestellt wird?"

Dieses Collegegespräch über Cornell, das von Harriet, Cranston und einigen anderen geführt wurde, war für Clyde vollkommen unverständlich. Er kannte kaum die Namen der verschiedenen Colleges, die ihnen allen geläufig schienen. Aber er war klug genug, diesen schwachen Punkt zu erfassen

und allen Fragen und Gesprächen, die darauf Bezug nahmen, auszuweichen. Nur fühlte er sich gerade darum nicht als dazugehörig. Diese Leute waren alle viel gebildeter als er — hatten studiert. Vielleicht wäre es gut, zu tun, als ob er in irgendeiner Schule gewesen wäre. In Kansas City hatte er von der staatlichen Universität Kansas, die nicht allzu weit entfernt war, und auch von der Universität von Missouri gehört. In Chicago gab es auch eine Universität. Könnte er nicht sagen, daß er eine von ihnen, zum Beispiel die von Kansas, kurze Zeit besucht habe? Er beschloß, auf eine diesbezügliche Frage etwas Ähnliches zu behaupten und nachher nötigenfalls nachzuschlagen, was er darüber wissen mußte — zum Beispiel, was er studiert haben könnte. Er hatte irgendetwas von Mathematik gehört — wie wäre es damit?

Aber er sah, daß diese Menschen viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt waren, um sich für ihn zu interessieren. Er mochte ein Griffiths und darum für manchen anderen von Bedeutung sein, aber hier war dies natürlich nicht der Fall. Und da Tracy Trumbull sich gerade an Wynette gewendet hatte, um ihr etwas zu sagen, stand er gänzlich einsam und verlassen, ohne irgend jemanden, mit dem er sprechen konnte. Da sah er Gertrud, das kleine dunkelhaarige Mädchen, auf sich zukommen.

„Die Gesellschaft kommt unpünktlich wie immer; wenn man für acht Uhr einladen wollte, so kämen sie um halb neun oder neun. Es ist doch überall dasselbe, nicht wahr?"

„Gewiß", entgegnete Clyde dankbar und versuchte sich so heiter und sicher als möglich zu geben.

„Ich bin Gertrud, die Schwester der hübschen Jill", fuhr sie fort, während ein spöttisches Lächeln ihr um Mund und Augen spielte. „Sie haben mich gegrüßt, ohne mich zu kennen, aber wir haben schon eine Menge von Ihnen gehört." Sie

wollte Clyde ein wenig necken, um ihn wenn möglich in Verlegenheit zu setzen. „Ein geheimnisvoller Griffiths, den niemand kennt, hier in Lycurgus! Einmal habe ich Sie in der Central Avenue gesehen, als Sie gerade in Richs Schokoladengeschäft traten. Essen Sie gerne Bonbons?"

„O ja, sehr. Warum?" fragte Clyde, der sofort unsicher und unruhig wurde, denn die gekauften Bonbons waren für Roberta bestimmt gewesen. Trotzdem fühlte er sich in Gesellschaft dieses Mädchens wohler als mit mancher anderen, denn wenn sie auch spöttisch und nicht so hübsch war, so tat ihr freundliches Wesen ihm doch wohl und bedeutete zur Stunde die Erlösung aus seiner Isolierung und der daraus entspringenden Unsicherheit.

„Das sagen Sie nur so", meinte sie lachend mit neckendem Blick. „Gewiß haben Sie sie für ein Mädchen gekauft. Sie haben doch einen Schatz, nicht wahr?"

„Wieso?" Clyde zögerte den Bruchteil einer Sekunde, denn bei dieser Frage war ihm Roberta eingefallen und es fuhr ihm durch den Kopf, ob er jemals mit ihr gesehen worden war. Dann aber dachte er, wie sicher, klug und munter dieses Mädchen war, ganz anders als alle, die er bisher kennengelernt hatte, und setzte ohne weiteres Zögern hinzu:

„Nein. Warum fragen Sie?" Was würde Roberta wohl sagen, wenn sie ihn hören könnte? „Eine sonderbare Frage", fuhr er etwas nervös fort. „Sie necken Ihre Mitmenschen wohl sehr gerne?"

„Ich? Ach nein, das tue ich niemals. Aber Sie haben trotzdem sicher einen Schatz. Ich frage manchmal gerne, um zu sehen, was die Menschen antworten, wenn sie nicht wollen, daß man ihre Gedanken errät." Lustig und herausfordernd sah Sie in Clydes Augen. „Aber ich weiß, daß Sie einen Schatz haben. Alle hübschen jungen Leute haben einen."

„Bin ich denn hübsch?" lächelte er beruhigt, zugleich belustigt und geschmeichelt. „Wer sagt das?"

„Als ob Sie das nicht wüßten! Verschiedene Leute, ich zum Beispiel. Auch Sondra Finchley findet Sie hübsch. Ihr gefallen nur hübsche Männer. Übrigens auch meiner Schwester Jill. Ich denke anders, weil ich selbst nicht hübsch bin." Sie blinzelte ihm spöttisch und neckend zu. Er fühlte sich sehr unsicher und vollkommen unfähig, es mit einem solchen Mädchen aufzunehmen, wenn ihm auch ihre Reden schmeichelten und ihn sehr unterhielten. „Finden Sie sich denn nicht hübscher als Ihr Vetter?" fragte sie bestimmt und fast befehlend. „Es gibt nämlich Leute, die dieser Meinung sind."

Diese Frage, die aussprach, was er gerne geglaubt hätte, verwirrte ihn und schmeichelte ihm gleichzeitig. Obwohl das freundliche Wesen dieses Mädchens ihn entschieden anregte, hätte er es doch nie gewagt, eine solche Behauptung auszusprechen, selbst wenn er sie geglaubt hätte. Allzu deutlich schwebten ihm die herausfordernden, herrischen und zeitweise selbst rachsüchtigen Züge Gilberts vor, der, durch einen solchen Ausspruch gereizt, niemals zögern würde, ihm diesen heimzuzahlen.

„Ehrlich gestanden, kann ich es wirklich nicht finden", antwortete er lachend.

„Nun vielleicht Sie selbst nicht, aber es ist doch so. Nur wird Ihnen das wenig nützen, wenn Sie kein Geld haben — falls Sie es nämlich mit Leuten aufnehmen wollen, die welches haben. Die Menschen halten mehr auf Geld als auf Schönheit..."

Wie nüchtern dachte dieses Mädchen und wie hart und unerbittlich war ihre Feststellung! Sie hatte ihn tief verletzt, obwohl sie nichts dergleichen beabsichtigte.

In diesem Augenblick trat Sondra selbst mit einem Clyde

unbekannten großen, schlanken und sehr eleganten jungen Mann ein und gleich nach ihr unter anderen Bertine und Stuart Finchley.

„Da ist sie ja", bemerkte Gertrud etwas spitz, denn es ärgerte sie, daß Sondra so viel hübscher war als sie und ihre Schwester und daß sie Interesse für Clyde gezeigt hatte. „Sie wird erwarten, daß Sie bemerken, wie hübsch sie ist, enttäuschen Sie sie also nicht."

Es bedurfte dieser Aufforderung und vollkommen richtigen Bemerkung für Clyde gar nicht, um sie aufmerksam und selbst eifrig zu betrachten. Denn abgesehen von ihrem gesellschaftlichen Rang, ihrem Vermögen, ihren Toiletten und Manieren, entsprach sie vollkommen dem Typus, der ihn am allermeisten anzog — eine durch Reichtum und Stellung verfeinerte und beherrschtere, wenn auch ebenso egoistische Hortense Briggs. In ihrer Art war sie eine fordernde Aphrodite, die bereit war, jeden, den sie hübsch genug fand, die verheerende Macht ihrer Reize fühlen zu lassen, während sie sich selbst von jeder Fessel und jedem Zugeständnis frei hielt. Clyde gefiel ihr aus verschiedenen Gründen, die sie sich selbst nicht erklären konnte. Mochte er weder in finanzieller noch in gesellschaftlicher Beziehung eine Rolle spielen — er interessierte sie eben. Zunächst war sie neugierig zu sehen, ob er da wäre, wollte sich aber auch versichern, daß er ihren Blick nicht bemerkt hatte, um sich dann endlich so großartig als möglich für ihn einzusetzen — ein Vorgehen und Gedankengang, der von Hortense hätte stammen können und weitaus am geeignetsten war, Eindruck auf ihn zu machen. Er starrte sie an: da war sie nun und trippelte in einem leichten, vom Hellgelb ins Dunkelorange schattierten Ballkleid hin und her, das ihre dunklen Augen und Haare auf das vorteilhafteste hervorhob. Nachdem sie ungefähr ein Dutzend Begrüßungen

und Anspielungen auf das eine oder andere örtliche Ereignis mit dem und jenem ausgetauscht hatte, geruhte sie endlich, seine Anwesenheit zu bemerken.

„Ach, da sind Sie ja! Sie sind also doch gekommen! Ich wußte nicht, ob es Ihnen dafürstehen würde. Sind Sie allen vorgestellt?" Sie blickte umher, als wollte sie sagen, daß sie ihm dabei behilflich sein würde, wenn es noch nicht geschehen war. Obwohl Clyde selbst auf die Anwesenden keinen besonderen Eindruck gemacht hatte, interessierten sie sich brennend dafür, daß er ihr anscheinend so sehr gefiel.

„Ich glaube, ich bin fast allen vorgestellt worden."

„Bis auf Freddie Sells, der eben mit mir gekommen ist. Freddie", rief sie jenem großen, schlanken jungen Mann mit weichen Zügen und sehr lockigem Haar zu, der in seinem knapp sitzenden Frack nähertrat und auf Clyde herabsah wie ein balzender Hahn auf einen Sperling. „Freddie, dies ist Clyde Griffiths, von dem ich Ihnen erzählt habe", sagte sie munter. „Sieht er Gilbert nicht täuschend ähnlich?"

„Und wie!" entgegnete der Gefragte liebenswürdig. Er schien sehr kurzsichtig zu sein, da er ganz nahe herantrat. „Ich höre, Sie sind ein Vetter von Gilbert. Ich kenne ihn sehr gut, wir waren in Princeton zusammen. Das war, bevor ich bei der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft in Schenectady eintrat. Aber ich komme noch oft herüber. Sie sind in der Fabrik, nicht wahr?"

„Ja", antwortete Clyde, der sich vor so viel Bildung und Gelehrsamkeit sehr klein fühlte. Er fürchtete, daß jener über Dinge sprechen könnte, die er nicht verstand, Dinge, von denen er mangels planmäßiger Studien jeder Art nie etwas gehört hatte.

„Sie leiten wahrscheinlich eine Abteilung?"

„Ja", entgegnete Clyde unsicher und zurückhaltend.

„Wissen Sie," sagte Mr. Sells lebhaft, der sich sowohl

für technische als kommerzielle Fragen interessierte, „ich habe mich immer gewundert, was außer Geld an der Kragenerzeugung dran sein kann. Gilbert und ich haben während unserer Schulzeit oft darüber gesprochen. Er versuchte mir die soziale Bedeutung des Erzeugens und Verkaufens von Kragen zu beweisen, und wie durch billige Kragen Lebensart und gute Manieren den Menschen beigebracht würden, die solche sonst nicht hätten. Ich glaube, das muß er in irgendeinem Buche gelesen haben. Ich habe ihn deshalb immer ausgelacht."

Clyde war im Begriff zu antworten, obwohl dies über sein Verständnis ging. Soziale Bedeutung: was meinte er nur damit? Sicher irgendeine hohe Weisheit, die er in der Schule gelernt. Er wurde einer ausweichenden, gänzlich uninformierten Antwort durch Sondra überhoben, die gerade ausrief, ohne die Schwierigkeit zu ahnen, in der er sich befand: „Nur keine Theorien, Freddie, das ist langweilig. Ich will, daß er meinen Bruder und Bertine kennenlernt. Erinnern Sie sich an Miß Cranston? Sie war damals mit mir bei Ihrem Onkel."

Clyde wandte sich um, während Freddie den Tadel schluckte und dabei Sondra, in die er sehr verliebt war, schweigend anblickte.

„Gewiß", erwiderte Clyde, der unter anderen auch diese beiden beobachtet hatte. Abgesehen von Sondra, schien ihm Bertine besonders reizend zu sein, obwohl er auch ihr gar nicht gewachsen war. Verschlossen, raffiniert und unaufrichtig erweckte sie in ihm nichts weiter als ein Gefühl der Unzulänglichkeit und Unsicherheit vor ihrer Welt.

„Guten Abend, ich freue mich, Sie wiederzusehen", sagte sie gedehnt, während ihre graugrünen Augen freundlich, aber gleichgültig und spöttisch über ihn hinglitten. Sie fand ihn anscheinend nett, aber lange nicht so weltklug und entschlossen, als sie gewünscht hätte.

„Sie waren wahrscheinlich schrecklich fleißig. Aber da Sie einmal hergekommen sind, werden wir uns wohl öfter hier und dort treffen."

„Ich hoffe", erwiderte er.

Ihre Augen schienen zu sagen, daß weder sie noch er ihren Worten glaubten, daß es aber notwendig und vielleicht unterhaltend wäre, dergleichen zu sprechen. Eine ähnliche Begrüßung, wenn auch in etwas anderen Worten wurde ihm durch Sondras Bruder Stuart zuteil. „Guten Abend. Freut mich, Sie kennenzulernen. Meine Schwester hat mir von Ihnen erzählt. Bleiben Sie lange in Lycurgus? Hoffentlich! Dann werden wir uns vermutlich öfter treffen." Clyde war gar nicht so überzeugt davon, aber er bewunderte die gewandte oberflächliche Art, in der Stuart lachte und seine weißen Zähne zeigte — ein rasches, leichtes, unverbindliches Lachen. Ebenso wie er sich umdrehte und die Hand auf Wynette Phants weißen Arm legte, als sie vorüberging. „Einen Augenblick, Wynette, ich muß Sie etwas fragen", — und fort war er, in ein anderes Zimmer, und beugte sich zu ihr hinab, indem er lebhaft auf sie einsprach. Clyde bemerkte, wie tadellos seine Kleider paßten. „Welch lustige heitere Welt!" dachte er im stillen.

Da rief Jill: „Los, meine Herrschaften! Ich bin nicht schuld. Der Köchin ist etwas zu Kopf gestiegen und außerdem seid ihr alle zu spät gekommen. Wir werden es rasch machen und dann tanzen."

„Sie sitzen zwischen mir und Miß Trumbull, wenn sie erst allen ihre Plätze gezeigt hat", versicherte ihm Sondra. „Ist das nicht nett? Jetzt aber dürfen Sie mich zu Tische führen." Sie schob ihren weißen Arm in den seinen und Clyde war zumute, als schritte er langsam, aber sicher ins Paradies.

Sechsundzwanzigstes Kapitel

Das Dinner selbst war ein Geplauder über Orte, Menschen und Pläne, die zumeist gar keinen Zusammenhang mit irgendetwas Clyde Bekanntem hatten. Aber durch seine persönliche Liebenswürdigkeit gelang es ihm bald, das Gefühl der Fremdheit und Gleichgültigkeit zu überwinden, besonders bei den jungen Mädchen, die sich schon darum für ihn interessierten, weil er Sondra gefiel. Seine Nachbarin Jill Trumbull wollte gerne wissen, woher er kam, wer seine Eltern und Bekannten waren und warum er nach Lycurgus gekommen sei — lauter Fragen, die zwischen nichtigen Plaudereien über andere Mädchen und ihre Flirts gestellt wurden und ihm daher Zeit zu ihrer Beantwortung ließen. Er hatte die Empfindung, daß er absolut nicht die Wahrheit über seine Familie eingestehen dürfe. So erklärte er, daß sein Vater ein Hotel in Denver leite — kein sehr großes, aber immerhin ein Hotel. Ebenso, daß er nach Lycurgus gekommen sei, weil ihm sein Onkel in Chicago vorgeschlagen hätte, die Kragenerzeugung zu erlernen. Sie interessierte ihn aber nicht übermäßig und er wußte noch nicht, ob er ewig dabei bleiben würde, außer wenn es dafür stünde; einstweilen wollte er sehen, was er für Aussichten für die Zukunft hätte. Diese Bemerkung veranlaßte die ebenfalls zuhörende Sondra genau so wie Jill, an die sie gerichtet war, zu glauben, daß er trotz der angeblich durch Gilbert ausgestreuten Gerüchte gewisse Mittel und eine Stellung besitzen mußte, in die er zurückkehren könnte, falls es ihm hier nicht gefiel.

Das war an sich wichtig, nicht nur für Sondra und Jill,

sondern auch für alle anderen. Denn trotz seinem gefälligen Äußeren, seiner Liebenswürdigkeit und seinen verwandtschaftlichen Beziehungen war es störend, zu wissen, daß er der reine Niemand sei, der sich an seines Vetters Familie anzuklammern suchte, wie Constance Wynant behauptete. Mit einem armen Angestellten konnte man nicht mehr als freundlich sein, so glänzend seine Familienbeziehungen auch sein mochten, während die Situation sich wesentlich änderte, wenn er etwas Geld und eine gewisse Stellung in einer anderen Stadt sein eigen nannte.

Dadurch und durch die Feststellung, daß er sich besser hineingefunden, als sie erwartet, war Sondra nun geneigt, mehr aus ihm zu machen, als sie ursprünglich beabsichtigt hatte.

„Darf ich Sie nachher zum Tanzen auffordern?" war eine der ersten Fragen, die er auf einen ermunternden Blick mitten in einem Gespräch über ein bevorstehendes Tanzfest an sie richtete. „Selbstverständlich, wenn Sie gerne wollen", erwiderte sie kokett, denn sie wollte ihn gerne noch verliebter sehen.

„Bekomme ich nur einen einzigen Tanz?"

„Wie viele wollen Sie? Es sind ungefähr zwölf Herren hier, wie Sie sehen. Haben Sie eine Tanzkarte beim Eintreten bekommen?"

„Ich habe keine gesehen."

„Das macht nichts, Sie können sich nach dem Essen eine verschaffen und meinen Namen unter Nummer drei und acht schreiben. Da bleibt Ihnen noch Zeit genug für die anderen, denn Sie wissen, daß Sie mit allen nett sein müssen." Sie lächelte ihm betörend zu.

Er blickte sie noch immer an. „Ich weiß, aber seit ich Sie im April bei meinem Onkel getroffen, habe ich mir immer gewünscht, Sie wiederzusehen. Ich suche immer in den Zeitungen nach Ihrem Namen." Er sah sie bittend und fragend

an und wider Willen war Sondra durch dieses naive Geständnis gerührt. Offensichtlich konnte er sich ein solches Leben wie das ihre nicht leisten, aber er nahm sich doch die Mühe, ihr Kommen und Gehen in den Zeitungen zu verfolgen. Sie konnte nicht widerstehen, näher darauf einzugehen. „Wirklich? Wie nett von Ihnen! Aber was lesen Sie über mich?"

„Daß Sie am Twelfth-Lake und Greenwood-Lake und in Sharon bei den Schwimmkonkurrenzen waren, und daß Sie zu Paul Smith zu Besuch fuhren. Die Zeitungen schienen der Meinung, daß Sie sich für jemanden am Schroon-Lake interessieren, den Sie möglicherweise heiraten würden."

„So? Wie dumm! Die Zeitungen schreiben immer dummes Zeug." Ihre Stimme deutete an, daß er zu weit ginge. Er wurde verlegen. Das machte sie milder und nach ein paar Augenblicken nahm sie das Gespräch in dem früheren Tone wieder auf.

„Reiten Sie gerne?" fragte sie freundlich und versöhnlich.

„Ich bin noch nie geritten. Ich hatte keine Gelegenheit dazu, aber ich glaube, es käme nur auf einen Versuch an."

„Gewiß, es ist nicht schwer. Wenn Sie ein, zwei Stunden nehmen, könnten wir einmal zusammen ausreiten", fügte sie etwas leiser hinzu. „Wir haben eine Menge Pferde in unserem Stall, die Ihnen sicher gefallen würden."

Clydes Haarwurzeln brannten im vorhinein. Sondra lud ihn ein, mit ihr auszureiten, und erlaubte ihm obendrein, eines ihrer Pferde zu benützen! „Das wäre herrlich und würde mir eine große Freude machen", sagte er.

Man stand vom Tische auf. Das Essen selbst nahm fast niemand wichtig, denn die aus einem Quartett bestehende Musik war unterdessen gekommen, und aus dem anstoßenden Wohnzimmer, einem großen, langgestreckten Raum, aus dem

alle hinderlichen Möbel, mit Ausnahme der Stühle an den Wänden, weggeräumt waren, erklangen die Töne eines einleitenden Foxtrotts.

„Kümmern Sie sich um Ihre Tanzkarte und Ihre Tänze, bevor alles vergeben ist", mahnte Sondra.

„Sofort," erwiderte Clyde, „aber bekomme ich wirklich nur diese zwei von Ihnen?"

„Nun, sagen wir also drei, fünf und acht vor der Pause." Sie winkte ihm fröhlich zum Abschied und er ging eilig um seine Karte.

Die Tänze waren lauter rasche Foxtrotts mit eingeflochtenen Pausen und Varianten je nach Laune und Temperament der einzelnen Tänzer. Da er letzten Monat so viel mit Roberta getanzt hatte, war Clyde glänzend in Form und auf dem Gipfel der Seligkeit, daß er nun endlich in gesellschaftlichem und sogar freundschaftlichem Verkehr mit einem so wunderbaren Wesen wie Sondra stehen durfte. Und obwohl er sich bemühte, auch mit den anderen Tänzerinnen höflich und liebenswürdig zu sein, wurde ihm fast schwindlig, wenn er Sondra an sich vorübertanzen sah. Verträumt und hingegeben hing sie in Grant Cranstons Armen, während sie unmerklich in seine Richtung blickte, wenn er in der Nähe war, und ihm zu erkennen gab, was für ein entzückendes, poetisches Wesen und seltenes Juwel sie war. Und Nina Temple, mit der er eben anstandshalber tanzte, fragte ihn: „Ist sie nicht reizend?"

„Wer?" antwortete Clyde mit gespielter Unbefangenheit, die er aber durch heftiges Erröten Lügen strafte. „Ich weiß nicht, wen Sie meinen."

„Nicht? Warum werden Sie dann rot?"

Er fühlte, daß sie die Wahrheit sprach und seine Ausflucht lächerlich wirken mußte. Eben wollte er sich wegwenden,

aber da brach die Musik ab und die Tänzer strömten zu ihren Stühlen zurück. Sondra ging an Grants Seite und Clyde führte Nina zu einem der gepolsterten Stühle in einer tiefen Fensternische der Bibliothek.

Die spöttisch-kühle Überlegenheit, mit der Bertine Cranston seine Aufmerksamkeit hinnahm, brachte ihn während des nächsten Tanzes etwas aus der Fassung. Clyde interessierte sie hauptsächlich deshalb, weil er Sondra zu gefallen schien.

„Sie sind ein ausgezeichneter Tänzer. Vermutlich haben Sie an Ihrem früheren Aufenthaltsort — war es nicht Chicago? — sehr viel getanzt?" Sie sprach gelangweilt und gleichgültig.

„Ich war in Chicago, bevor ich herkam, aber getanzt habe ich dort nicht sonderlich viel. Ich mußte arbeiten." Er dachte an den Gegensatz zwischen Mädchen, die alles hatten wie sie, und solchen, die gar nichts besaßen wie Roberta. Und doch gefiel ihm in diesem Falle Roberta besser; sie war weicher, herzlicher und gütiger, nicht so kalt wie diese hier.

Als die Musik mit den zeitweise dazwischen klingenden melancholischen Tönen eines einzelnen Saxophons wieder einsetzte, kam Sondra auf ihn zu, legte ihre rechte Hand in seine Linke und gestattete ihm, seinen Arm um ihre Mitte zu legen — eine leichte, fröhliche und selbstverständliche Art der Annäherung, die auf Clyde geradezu aufregend wirkte. Dann sah sie ihm kokett lächelnd und einschmeichelnd mit einem trügerischen und doch vielversprechenden Blick in die Augen, der sein Herz schneller schlagen ließ und ihm die Kehle zusammenschnürte. Das leise Parfüm, das sie benützte, stieg ihm zu Kopf wie der Duft des Frühlings.

„Unterhalten Sie sich?"

„Ja, indem ich Sie anschaue."

„Obwohl so viele andere nette Mädchen hier sind?"

„Keine ist so nett wie Sie."

„Und ich tanze besser als alle und bin weitaus hübscher als alle. So, nun habe ich es an Ihrer Stelle gesagt. Was kommt jetzt?" Sie sah neckend zu ihm auf, er aber wurde verwirrt und verlegen, denn er begriff, daß er es hier mit einer ganz anderen Art Mädchen zu tun hatte, als Roberta es war.

„Ich verstehe", entgegnete er ernst. „Das sagt Ihnen jeder und deshalb wollen Sie nicht, daß ich es Ihnen sage."

„Ach nein, jeder nicht." Die Naivität seiner Antwort entwaffnete und fesselte sie. „Es gibt eine Menge Leute, die mich gar nicht hübsch finden."

„Wirklich?" erwiderte er ganz fröhlich, denn er merkte sofort, daß sie sich nicht über ihn lustig machte. Aber eine weitere Schmeichelei mochte er doch nicht wagen und suchte statt dessen ein anderes Gesprächsthema. „Sie lieben jeden Sport im Freien, nicht wahr?" fragte er, indem er auf das Tischgespräch über Reiten und Tennis zurückkam.

„Und ob", war die begeisterte Antwort. „Es gibt nichts, was mir ebensolche Freude macht. Reiten, Tennisspielen, Schwimmen, Motorboot- und Aquaplanfahren sind meine Leidenschaft. Sie können doch schwimmen?"

„Natürlich", antwortete Clyde großartig.

„Spielen Sie Tennis?"

„Ich habe eben angefangen", erwiderte er, da er ihr nicht zu gestehen wagte, daß er gar nicht spiele.

„Ach, ich schwärme für Tennis. Wir müssen einmal zusammen spielen."

Clydes Laune war dadurch vollkommen wiederhergestellt. Und während Sondra leicht wie eine Feder zu den melancholischen Klängen eines bekannten Liebesliedes an seinem Arme dahintrippelte, fuhr sie fort: „Bella Griffiths, Stuart,

Grant und ich sind ein glänzendes Double. Letzten Sommer haben wir fast alle Schlußrunden in Greenwood und Twelfth-Lake gewonnen. Und beim Aquaplanen und Tauchen sollten Sie mich sehen! Wir, das heißt Stuart hat jetzt das rascheste Motorboot am ganzen Twelfth-Lake, es fährt sechzig Meilen die Stunde."

Clyde verstand sofort, daß er den einen Punkt getroffen hatte, der sie nicht nur fesselte, sondern geradezu begeisterte. Denn Sport bedeutete für sie nicht nur Bewegung im Freien, die sie sichtlich heiß liebte, er gab ihr auch die Möglichkeit zu siegen und auf diese Weise Lorbeeren in derjenigen Form zu erringen, die alle, mit denen sie verkehrte, am meisten schätzten. Schließlich — aber das begriff er erst später — schwelgte sie in der dadurch entstehenden Notwendigkeit, oft die Kleider zu wechseln, und dem gesellschaftlichen Schauspiel, das sie mehr als alles interessierte. Im Badetrikot, im Reitkostüm, im Tennis- und Ballkleid und Automantel gut auszusehen!

Gehobener Stimmung, da sie aneinander, wie sie erkannten, Gefallen fanden, und in einer gewissen Wärme des Gefühls, die sich in der Form herzlicher und suchender Blicke in des anderen Augen äußerte, tanzten sie weiter. Sondra deutete an, daß sie Clyde möglicherweise hie und da einladen würde, falls er sich sportlich, finanziell und in sonstiger Weise einem solchen Leben gewachsen zeigte. Er aber war in der kühnen Selbsttäuschung des Augenblickes ganz davon überzeugt, daß er es können würde, während im Grunde seines Herzens, unter der Oberfläche seiner scheinbaren äußeren Sicherheit, die Überzeugung seiner eigenen Unzulänglichkeit ruhte. Dadurch erhielten seine Augen einen brennenden und doch leicht melancholischen Glanz und seine Stimme eine gewisse Kraft und Sicherheit, obwohl etwas in ihr lag, das nichts dergleichen bedeutete.

„Schade, daß der Tanz zu Ende ist", meinte er betrübt.

„Versuchen wir es, sie zum Weiterspielen zu bewegen", sagte sie und applaudierte.

Die Musik begann eine neue und lebhafte Melodie und wieder glitten sie dahin, bogen und wendeten sich nach links und rechts und überließen sich dem Rhythmus der Musik wie zwei Späne, die auf bewegter, aber ungefährlicher See hin- und hergetrieben werden.

„Ich freue mich so, Sie wiederzusehen und mit Ihnen zu tanzen. Es ist so herrlich... Sondra."

„Sie dürfen mich nicht so nennen, Sie kennen mich doch noch nicht so gut."

„Ich wollte sagen, Miß Finchley. Sie sind doch nicht wieder böse, nicht wahr?"

Sie bemerkte, daß sein Gesicht sehr blaß und traurig wurde. „Nein. — War ich böse auf Sie? Eigentlich nicht. Ich habe Sie — ziemlich gern, wenn Sie nicht sentimental werden."

Die Musik brach ab; aus trippelnden Füßchen wurden wieder gehende.

„Ich möchte sehen, ob es noch schneit. Kommen Sie mit?" fragte Sondra.

„Ja, gerne. Gehen wir."

Eilig huschten sie zwischen den promenierenden Paaren durch eine Nebentür in eine Welt hinaus, die schweigend in weichen, lautlosen, watteähnlichen Schnee dicht eingehüllt dalag. Leise rieselten die Flocken vom Himmel hernieder.

Siebenundzwanzigstes Kapitel

Die folgenden Dezembertage brachten Clyde einiges Angenehme, aber auch manches Schwere und Störende. Da Sondra Finchley ihn als einen angenehmen Verehrer kennengelernt hatte, wollte sie ihn von Anfang an nicht vernachlässigen oder vergessen. Aber in der ziemlich exponierten Stellung, die sie einnahm, wußte sie nicht genau, wie sie vorgehen sollte. Clyde war zu arm und wurde von den Griffiths zu sehr ignoriert, als daß sie eine deutliche Äußerung ihres Interesses wagen konnte. Nun aber kam etwas Neues zu ihrer ursprünglichen Absicht hinzu, Gilbert durch die Freundschaft mit seinem Vetter zu ärgern. Er gefiel ihr nämlich. Seine persönliche Liebenswürdigkeit, seine Verehrung für sie und ihre Stellung schmeichelten ihr und reizten sie. Denn ihr Wesen verlangte Anbetung, so viel aufrichtige, romantische Anbetung, als Clyde sie ihr bot. Auch hatte er Eigenschaften, die ihr gefielen: Verliebtheit ohne die Kühnheit, sie im gegebenen Augenblick zu sehr zu belästigen. Verehrung, die aber trotzdem ein sehr menschliches Wesen in ihr sah, und eine Lebhaftigkeit, die ihrem eigenen Wesen glich und es ergänzte.

Der Gedanke, wie sie weiterhin gegen Clyde vorgehen sollte, ohne allzuviel Aufmerksamkeit und böse Bemerkungen herauszufordern, war entschieden ein schwieriger und beschäftigte Sondras kleinen Kopf ununterbrochen jeden Abend. Wer ihn bei Trumbulls getroffen hatte, dem war einerseits ihr Interesse für ihn und andererseits sein angenehmes und liebenswürdiges Wesen so sehr aufgefallen, daß alle, insbesondere die Mädchen, ihn für gesellschaftsfähig erklärten.

Als Clyde nun vierzehn Tage später bei Stark nach billigen Weihnachtsgeschenken für seine Eltern, seine Geschwister und Roberta suchte und dort Jill Trumbull bei einigen verspäteten Einkäufen traf, wurde er von ihr zu einem vorweihnachtlichen Tanzfest eingeladen, das Wanda Steele am nächsten Abend in Gloversville gab. Jill selbst wurde von Frank Harriet abgeholt und glaubte, daß auch Sondra Finchley anwesend sein würde. Sie hatte zwar anscheinend noch eine andere Verabredung, wollte aber wenn möglich dennoch kommen. Jedenfalls aber würde ihre Schwester Gertrud sich freuen, wenn er sie begleite — eine sehr höfliche Art, dies für Clyde zu ordnen. Und wenn Sondra von Clydes Anwesenheit hörte, wäre dies vielleicht ein Grund für sie, ihren anderen Plan fallen zu lassen.

„Tracy wird sich ein Vergnügen daraus machen, Sie rechtzeitig abzuholen", fuhr sie fort. „Oder wollen Sie vorher bei uns essen? Wir sind nur unter uns, aber wir werden uns sehr freuen, Sie zu sehen. Vor elf Uhr wird bestimmt nicht getanzt."

Das Fest sollte am Freitag stattfinden, und Clyde hatte verabredet, diesen Abend mit Roberta zu verbringen, die tags darauf für drei Tage — die längste Zeit, die sie fern von ihm verbracht hatte — über Weihnachten nach Hause fuhr. Sie wollte ihm eine neue Füllfeder und einen Eversharp-Bleistift schenken und hatte ihm deshalb ausdrücklich gesagt, wie sehr sie hoffte, daß er diesen letzten Abend mit ihr verbringen würde. Er dagegen wollte sie mit einer schwarzweißen Toilette überraschen.

Nun aber war ihm die Aussicht auf ein neuerliches Zusammentreffen mit Sondra so sehr zu Kopf gestiegen, daß er dieses letzte abendliche Beisammensein mit Roberta aufzugeben beschloß, obwohl er sich einige Vorwürfe wegen dieser

Ungehörigkeit machte. Denn wenn ihn auch Sondra so sehr anzog, so liebte er Roberta doch noch immer und wollte sie nicht auf diese Weise kränken. Er wußte, wie bitter enttäuscht sie sein würde. Und doch schmeichelte ihm diese, wenn auch sehr verspätete gesellschaftliche Karriere so sehr, daß er nicht einen Augenblick daran dachte, Jill abzusagen. Wie, es versäumen, die Steeles in Gloversville zu besuchen, noch dazu in Gesellschaft der Trumbulls und ohne irgendwelches Dazutun der Griffiths? Es mochte unrecht, grausam und treulos gegen Roberta sein — aber galt es nicht, Sondra wiederzusehen?

Darum sagte er zu, wollte aber sofort zu Roberta gehen, um es ihr mitzuteilen und eine passende Entschuldigung zu erfinden — zum Beispiel, daß die Griffiths ihn zum Essen eingeladen hätten. Das würde ihr genügend wichtig und zwingend erscheinen. Aber als er hinkam und sie nicht antraf, beschloß er, sich am nächsten Morgen in der Fabrik bei ihr zu entschuldigen, nötigenfalls durch einen Brief. Er wollte ihr als Entschädigung versprechen, sie am Samstag bis Fonda zu begleiten und ihr dann das Geschenk zu überreichen. Aber statt mit Ernst und tiefer Betrübnis, wie er sie früher dabei empfunden hätte, flüsterte er ihr Freitag früh in der Fabrik zu:

„Leider kann ich heute nicht zu dir kommen, Schatz. Mein Onkel hat mich eingeladen und ich muß hingehen. Weiß auch nicht bestimmt, ob es mir nachher möglich sein wird. Wenn ich rechtzeitig loskomme, werde ich es versuchen, wenn aber nicht, fahre ich mit dir am Samstag bis nach Fonda. Ich habe ein Geschenk für dich, kränke dich also nicht zu sehr. Leider habe ich es erst heute früh erfahren, sonst hätte ich es dir mitgeteilt. Du bist doch nicht traurig, nicht wahr?" Er sah so düster als möglich drein, um sein Bedauern auszudrücken.

Roberta, deren Geschenke und letzter schöner gemeinsamer Abend auf diese Weise zum ersten Male achtlos beiseite geschoben wurden, schüttelte verneinend den Kopf, aber sie war tief betrübt und überlegte, was diese plötzliche Absage gerade jetzt bedeuten konnte. Denn bis dahin war Clyde die Aufmerksamkeit selbst gewesen und hatte seine Bekanntschaft mit Sondra hinter der Maske aufrichtiger, unverminderter Liebe verborgen, die bisher auch genügt hatte, um sie vollkommen zu täuschen. Es konnte ja sein, wie er sagte, daß eine unvorhergesehene Einladung an ihn ergangen war, aber sie hatte sich so sehr auf diesen Abend gefreut, und jetzt würden sie sich ganze drei Tage nicht sehen! Sie fuhr fort, sich in der Fabrik und nachher in ihrem Zimmer zu grämen, und fand, daß Clyde wenigstens versuchen sollte, nach dem Essen bei seinem Onkel zu ihr zu kommen, damit sie ihm ihre Geschenke überreichen könnte.

Nachdem Clyde bei Trumbulls und bei Steeles gewesen, war er hochbefriedigt und beruhigt durch eine Reihe von Dingen, die er sich noch vor einem Monat nicht hätte träumen lassen. Bei Steeles wurde er einigen Leuten vorgestellt, die ihn sofort zu sich baten oder von Aufforderungen zu künftigen Festen sprachen, nachdem sie ihn in Gesellschaft der Trumbulls gesehen und gehört hatten, daß er ein Griffiths sei. Zum Schluß erhielt er eine Einladung zu einem Neujahrsfest bei Vandams in Gloversville und zu einem Abendessen mit Tanz, das die Harriets am Weihnachtsabend in Lycurgus gaben und zu dem sowohl Gilbert und seine Schwester Bella als auch Sondra und Bertine kommen sollten.

Gegen Mitternacht erschien Sondra selbst in Gesellschaft Scott Nicholsons, Freddie Sells und Bertines und tat zuerst, als habe sie ihn gar nicht bemerkt, um ihn schließlich aber doch mit einem „Hallo, ich dachte gar nicht, Sie hier zu sehen"

zu begrüßen. Sie war sehr verführerisch in einen dunkelroten spanischen Schal gehüllt. Clyde fühlte, daß sie von Anfang an von seiner Gegenwart gewußt hatte, und so trat er bei der ersten passenden Gelegenheit auf sie zu und bat:

„Werden Sie gar nicht mit mir tanzen?"

„Selbstverständlich, wenn Sie wollen. Ich dachte, Sie hätten mich vielleicht schon vergessen."

„Als wenn ich Sie so leicht vergessen könnte! Der einzige Grund meines heutigen Hierseins ist, daß ich gehofft hatte, Sie wiederzutreffen. Ich habe an niemanden und an nichts anderes gedacht, seit ich Sie zuletzt gesehen habe." Er war so hingerissen von ihrem ganzen Wesen, daß ihre anscheinende Gleichgültigkeit, anstatt ihn zu verärgern, ihn nur noch mehr anzog, und seine Begeisterung wuchs so stark, daß sie selbst Sondra zur Anerkennung zwang. Seine Lider senkten sich und in seinen Augen brannte ein Feuer, das sie verwirrte.

„Ach, was können Sie einem für nette Dinge auf besonders nette Art sagen, wenn Sie wollen." Sie spielte mit einem großen spanischen Kamm in ihrem Haar und lächelte. „Und Sie sagen sie, als wenn Sie wirklich daran glaubten."

„Wollen Sie damit sagen, daß Sie mir nicht glauben, Sondra?" fragte er leidenschaftlich, und diese zweite Nennung ihres Namens gab ihnen beiden einen Stich. Sie wollte eine so deutliche Anmaßung ahnden, unterließ es aber, weil sie eine geheime Freude dabei empfand.

„Doch, ich glaube Ihnen", sagte sie etwas unsicher und zum ersten Male verlegen. Sie begann die Richtlinien für ihr eigenes Betragen etwas schwer zu finden: sollte sie ihn dämpfen oder nicht? „Jetzt müssen Sie mir sagen, welchen Tanz Sie haben wollen, denn ich sehe, daß jemand mich holen kommt." Kokett hielt sie ihm ihre Tanzkarte entgegen. „Sie können Nummer elf haben, das ist der nächste nach diesem."

„Nicht mehr?"

„Nun, dann Nummer vierzehn, Sie Nimmersatt." Sie blickte Clyde lachend in die Augen und dieses Lachen unterjochte ihn vollends.

Als sie während des Tanzens von Frank Harriet erfuhr, daß Clyde am Weihnachtsabend zu ihnen kommen sollte, sowie daß Jessica Phant ihn für den Silvesterabend nach Utica eingeladen hatte, wußte sie, daß er Erfolg haben und keine Last sein werde, wie sie gefürchtet. Er war reizend, das stand fest, und so verliebt in sie! Nun war es ganz gut möglich, daß ein paar Mädchen, nachdem sie gesehen hatten, daß einige der besten Familien ihn einluden, sich soweit für ihn interessierten, um sie bei ihm ausstechen zu wollen. Und da sie ein sehr eitles und selbstbewußtes Geschöpf war, nahm sie sich vor, dies nicht zuzulassen, und sagte während ihres zweiten gemeinsamen Tanzes zu Clyde: „Nicht wahr, die Harriets haben Sie für den Weihnachtsabend eingeladen?"

„Ja, und das verdanke ich nur Ihnen", erwiderte er herzlich. „Kommen Sie auch hin?"

„Es tut mir schrecklich leid, aber ich bin schon vergeben. Ich würde jetzt sehr gerne hingehen, aber ich habe schon vor einiger Zeit versprochen, über die Feiertage nach Albany und Saratoga zu fahren. Ich reise morgen ab, werde aber vor Neujahr zurück sein. Bekannte von Freddie geben am Silvester ein großes Fest in Schenectady, an dem sowohl Ihre Cousine Bella und mein Bruder Stuart als auch Grant und Bertine teilnehmen werden, und wenn Sie Lust haben, können Sie uns begleiten." Sie hatte „mich" sagen wollen, hatte aber dann doch „uns" gesagt. Das wäre für die anderen ein Beweis ihrer Macht über ihn, denn Miß Phants Einladung würde dadurch hinfällig. Da er sie dort wiedersehen sollte, nahm Clyde auch sofort mit Begeisterung an. Er wunderte

sich nur und war bestürzt über die ungemein formlose, aber sehr bestimmte Art, in der sie ohne weiteres ein Wiedersehen mit Bella für ihn verabredete, welche die Nachricht, daß er sie und die anderen begleite, ihrer Familie sofort hinterbringen würde. Was konnte dies nach sich ziehen, da ihn die Griffiths noch nie eingeladen hatten, nicht einmal für den Weihnachtstag? Die Tatsache, daß Sondra ihn in ihrem Wagen mitgenommen und der „Hie-und-da-Klub" ihn hierauf eingeladen hatte, war zwar bis zu ihren Ohren gedrungen, aber sie hatten bis jetzt noch nichts dergleichen getan. Gilbert Griffiths war geärgert und seine Eltern waren sich über ihre Stellungnahme noch nicht im klaren und rührten sich nicht.

Sondra vermutete, daß sie möglicherweise über Nacht in Schenectady bleiben würden, fand es aber einstweilen nicht notwendig, Clyde etwas davon zu sagen. Dabei hatte dieser ganz vergessen, daß Roberta bis dahin von ihrem langen Besuch in Biltz zurückgekehrt sein müsse und ihn um so bestimmter zu Silvester erwarten würde, als er sie zu Weihnachten im Stich gelassen hatte. Diese Schwierigkeit fiel ihm erst später ein, jetzt sah er nur Seligkeit in Sondras Haltung und sagte sofort begeistert und mit Freuden zu.

„Aber Sie dürfen sich weder dort noch anderswo so auffallend gegen mich benehmen und sich nichts dabei denken, wenn ich es nicht tue. Ich kön te Sie sonst nicht so oft sehen. Ich werde Ihnen das ein ant res Mal erklären. Wissen Sie, meine Eltern und einige mein.r hiesigen Bekannten sind etwas komisch. Aber wenn Sie brav sind und sich ein wenig gleichgültiger stellen, werden wir uns diesen Winter ziemlich häufig treffen können. Das sehen Sie doch ein, nicht wahr?"

Unaussprechlich beseligt durch dieses Geständnis, das er, wie er wohl wußte, seinen allzu glühenden Annäherungen verdankte, sah er sie sehnsüchtig und flehend an.

„Dann haben Sie mich also doch ein wenig lieb?" fragte er halb bittend und halb fordernd, während in seinen Augen das lockende Feuer brannte, das sie so bezauberte.

Ängstlich und doch wider Willen angezogen, von ihren Sinnen und ihrem Gefühl getrieben und doch in leisem Zweifel, ob dies auch klug von ihr sei, erwiderte sie: „Nun, ich sagte Ihnen schon: ja und nein. Das heißt, ich weiß noch nicht recht. Ich kann Sie sehr gut leiden und manchmal glaube ich, daß ich Sie lieber habe als alle anderen. Wir kennen uns ja noch nicht sehr gut. Aber Sie kommen doch mit nach Schenectady, nicht wahr?"

„Soll ich wirklich?"

„Ich schreibe Ihnen noch darüber oder ich rufe Sie an. Sie haben doch ein Telephon?" Er gab ihr die Nummer. „Und wenn sich zufällig etwas ändern sollte oder wenn ich absagen müßte, so machen Sie sich nichts daraus; wir werden uns später gewiß irgendwo wiedersehen." Sie lächelte ihm zu und Clyde glaubte zu vergehen. Der bloße Gedanke an ihr Geständnis, daß sie ihn manchmal sehr gern hatte, machte ihn fast schwindlig vor Seligkeit. Daß dieses schöne Mädchen ihn so gern an ihrem Leben teilnehmen lassen wollte — dieses wundervolle Mädchen, das von so vielen Freunden und Verehrern umschwärmt war, unter denen es nur zu wählen brauchte!

Achtundzwanzigstes Kapitel

Da er nicht länger als eine Stunde nach seiner Rückkehr aus Gloversville geschlafen hatte, stand Clyde am folgenden Tage um halb sieben Uhr voll unklarer Gedanken auf, wie er seine Angelegenheit mit Roberta ins reine bringen sollte. Heute fuhr sie nach Biltz und er hatte versprochen, sie bis Fonda zu begleiten. Nun aber hatte er keine Lust dazu und mußte natürlich eine neue Ausrede erfinden. Aber was? Glücklicherweise hatte er tags vorher gehört, wie Whiggam Liggett zu einer Versammlung der Abteilungsleiter eingeladen hatte, die nach Fabrikschluß in Smillies Bureau stattfinden sollte. Clyde wurde nicht verständigt, weil seine Abteilung in der Liggetts inbegriffen war, aber er beschloß, dies als Ausrede zu benützen und ließ gegen elf Uhr einen Zettel mit folgendem Inhalt auf Robertas Tisch fallen:

> Lieber Schatz, es tut mir schrecklich leid, aber ich habe soeben erfahren, daß ich um drei Uhr zu einer Versammlung der Abteilungsleiter hinuntergehen muß. Ich kann daher nicht mit Dir bis Fonda fahren, werde aber gleich nach Arbeitsschluß auf ein paar Minuten in Deine Wohnung kommen. Möchte Dir gerne etwas geben, bitte, warte also bestimmt auf mich. Sei nicht zu betrübt, es läßt sich leider nicht ändern. Ich sehe Dich bestimmt, wenn Du am Mittwoch zurückkommst. Clyde.

Zuerst war Roberta sehr erfreut, denn da sie nicht gleich Gelegenheit zum Lesen hatte, vermutete sie, daß es sich um

eine freudige Mitteilung wegen des Nachmittags handelte. Aber als sie nach ein paar Minuten im Erholungsraum für Frauen den Zettel geöffnet hatte, war sie über seinen Inhalt schwer betroffen. Dazu kam noch die Enttäuschung über den gestrigen Abend, an dem Clyde nicht erschienen war, und sein Betragen heute früh, wo er so in sich vertieft, wenn nicht geradezu geistesabwesend ausgesehen hatte, daß sie anfing, sich zu fragen, was diese plötzliche Veränderung hervorgerufen haben mochte. Vielleicht mußte er ebenso dringend in diese Versammlung gehen wie zu seinem Onkel, aber als er ihr tags vorher mitgeteilt hatte, daß er abends nicht kommen könne, war er vergnügter und weniger betrübt gewesen, als er bei seiner angeblichen Liebe zu ihr hätte sein dürfen. Er hatte doch gewußt, daß sie auf drei Tage fortfuhr und daß nichts ihr schwerer fiel, als von ihm getrennt zu sein.

Ihre hoffnungsfreudige Stimmung schlug sofort in das Gegenteil, in einen großen Katzenjammer um. So ging es ihr immer im Leben. Da saß sie nun drei Tage vor Weihnachten und mußte nach Biltz fahren, wo es so wenig Fröhlichkeit gab außer jener, die sie hinbrachte, und hatte kaum einen einzigen Augenblick mit ihm verbracht. Sie kehrte auf ihren Platz zurück und auf ihrem Gesicht war deutlich der ganze Schmerz zu lesen, der unerwartet über sie hereingebrochen war. Clyde bemerkte die Veränderung: ihre Bewegungen waren müde, ihr Wesen apathisch, aber trotzdem konnte er es wegen seiner plötzlichen und leidenschaftlichen Liebe zu Sondra nicht über sich bringen, seine Lüge zu bereuen.

Als die Riesensirenen einiger benachbarter Fabriken den samstägigen Arbeitsschluß verkündeten, begaben sich beide getrennt in Robertas Wohnung. Im Gehen überlegte er, was er nun weiter sagen sollte. Was tun? Wie angesichts dieser plötzlich vom Reif berührten, erstorbenen Liebe eine Neigung heucheln,

die er nicht empfand? Wie Beziehungen fortsetzen, die, so lebendig und lebenskräftig sie noch vor vierzehn Tagen gewesen, nun schrecklich blutleer und farblos erschienen? Er konnte ihr nicht sagen oder andeuten, daß er sie nicht mehr liebte, denn das wäre grausam und konnte Roberta veranlassen — wozu veranlassen? Andererseits konnte er bei seiner Sehnsucht und Hoffnung auf Sondra einen Verkehr nicht fortsetzen, der weder aufrichtig noch vernünftig war und nur dazu diente, die Dinge beim alten zu belassen. Das war unmöglich. Und war er nicht entschlossen, bei der ersten Andeutung von Sondras Gegenliebe Roberta so schnell als möglich aufzugeben? Warum auch nicht? Was hatte Roberta im Vergleich zu Sondras Stellung und Schönheit zu bieten? Und wäre es gerecht von jemandem in Robertas Lage, angesichts der Möglichkeiten und Verbindungen, die Sondra bot, eine Fortsetzung jener großen, ungeteilten Liebe zu verlangen? Das wäre doch sicher nicht recht von ihr.

So fuhr er fort zu überlegen, während Roberta ihm vorausgegangen war und sich fragte, was denn über sie und Clyde hereingebrochen wäre. Woher diese plötzliche Gleichgültigkeit, diese Bereitwilligkeit, eine getroffene Verabredung rückgängig zu machen? Warum wollte er jetzt, zu Weihnachten, wo sie nach Hause fahren und ihn drei Tage lang nicht sehen sollte, nicht einmal mit ihr bis nach Fonda fahren? Mochte er sich auf diese Sitzung ausreden, aber war es auch wahr? Sie hätte nötigenfalls auch bis vier gewartet, aber etwas in seiner Art, etwas Fremdes und Ausweichendes, hatte es als unmöglich gezeigt. Und so bald nach dem Beginn jener Beziehungen, die sie von Anfang an bis zur Stunde noch immer wie an unsichtbaren Fäden zueinander hingezogen hatten! Bedeutete dies eine Veränderung, eine drohende Gefahr oder gar das Ende ihres Liebestraumes? Ach Gott, sie hatte ihm

so viel gegeben und jetzt hing ihr Leben und ihre Zukunft nur von seiner Ehrlichkeit ab.

Sie stand in ihrem Zimmer und grübelte dieser neuen Frage nach, als Clyde mit seinem Weihnachtspaket unter dem Arm eintrat, nach wie vor entschlossen, die Art seines Verkehrs mit Roberta wenn möglich zu ändern, aber nichtsdestoweniger darauf bedacht, dem Ganzen den Stempel möglichster Harmlosigkeit aufzudrücken.

„Ach, Bert, es tut mir schrecklich leid", begann er lebhaft mit vorgetäuschter Heiterkeit und Teilnahme, doch Unsicherheit. „Bis vor zwei Stunden hatte ich keine Ahnung von dieser Sitzung. Aber du weißt, wie so etwas ist, man kann einfach nicht wegbleiben. Hoffentlich kränkst du dich nicht gar zu sehr!" Denn schon in der Fabrik hatte er ihr angesehen, daß sie sich in allerdüsterster Laune befand. „Ich bin nur froh, daß ich dir dieses geben kann", fügte er hinzu und überreichte ihr das Paket. „Ich wollte es dir gestern abend bringen, als jene andere Geschichte auftauchte. Ach Gott, mir tut das Ganze ja so schrecklich leid!"

So entzückt sie noch gestern über sein Geschenk gewesen wäre, so gründlich war ihr nun alle Freude verflogen. Sie stellte die Schachtel auf den Tisch.

„Hast du dich gut unterhalten, Liebster?" fragte sie, neugierig auf den Bericht über das Ereignis, das ihn ihr genommen.

„So ziemlich", antwortete Clyde, bestrebt, diesem Abend, der ihm so viel bedeutete und so große Gefahren für sie barg, den Anstrich möglichster Harmlosigkeit zu geben. „Wie ich dir gesagt hatte, dachte ich bloß zum Essen bei meinem Onkel zu bleiben. Aber dann begriff ich, daß sie eigentlich wollten, ich solle Bella und Myra zu einem Fest nach Gloversville begleiten. Es gibt dort eine Familie Steele, reiche Handschuhfabrikanten, bei denen ein Ball stattfand, und ich sollte mit

ihnen fahren, weil Gilbert verhindert war. Aber es ist nicht sehr lustig gewesen und ich freute mich, als es vorüber war." Er gebrauchte die Namen Bella, Myra und Gilbert, als wären sie ihm altgewohnt und vertraut, was auf Roberta immer großen Eindruck machte.

„Konntest du nicht früh genug weg, um hierher zu kommen?"

„Nein, ich mußte auf die ganze Gesellschaft warten, um zurückzufahren. Ich konnte einfach nicht weg. Aber willst du nicht dein Paket öffnen?" fuhr er fort, um sie von diesem Fernbleiben abzulenken, das ihm schwer auf der Seele lag.

Sie begann das Band aufzuknüpfen, mit dem das Paket zugebunden war, während ihre Gedanken wie festgebannt allen Möglichkeiten in jener Gesellschaft nachhingen, soweit er es für gut befunden hatte, sie ihr zu erzählen. Welche übrigen Mädchen waren außer Bella und Myra noch dort gewesen? Gab es vielleicht noch eine andere, die ihm seit neuestem gefiel? Er sprach immer von Sondra Finchley, Bertine Cranston und Jill Trumbull — waren sie vielleicht auch dabei gewesen?

„Wer war außer deinen Cousinen noch dort?" fragte sie unvermittelt.

„Ach, eine Menge Leute, die du nicht kennst, zwanzig bis dreißig Personen aus verschiedenen Orten der Umgebung."

„Noch jemand aus Lycurgus außer deinen Cousinen?" fragte sie beharrlich.

„Ein paar Leute. Wir nahmen Jill Trumbull und ihre Schwester im Vorbeifahren mit, weil Bella es haben wollte, und Arabella Stark und Perley Haynes waren schon dort, als wir hinkamen."

Er erwähnte weder Sondra noch die anderen, die ihm so gut gefielen. Aber die Art, wie er sprach, etwas in Stimme und Blick befriedigten Roberta nicht. Sie war durch diese neue

Entwicklung der Dinge aufs äußerste bekümmert, fühlte aber, daß es unter diesen Umständen klüger wäre, Clyde nicht allzu sehr zu belästigen. Er könnte es übelnehmen. Schließlich hatte er jener Welt angehört, seit sie ihn kannte, und sie wollte nicht das Gefühl in ihm wecken, als versuchte sie ihn irgendwie mit Beschlag zu belegen, obwohl es ihr innigster Wunsch war.

„Ich hatte mir so gewünscht, gestern abend mit dir beisammen zu sein, um dir dein Geschenk zu überreichen", begann sie, sowohl um sich selbst zu betäuben, als um an sein Mitgefühl zu appellieren. Clyde hörte die Kränkung aus ihrer Stimme, und wie immer, rührte sie ihn, aber er konnte und wollte sie nicht so viel Macht über sich gewinnen lassen wie sonst.

„Du weißt doch, wie es kam, Vert", erwiderte er fast herausfordernd. „Ich habe es dir ja erzählt."

„Ich weiß", entgegnete sie betrübt und versuchte ihren Schmerz zu verbergen. Sie entfernte das Papier und nahm den Deckel der Schachtel ab, die ihre Toilette enthielt. Daraufhin heiterte sich ihre Stimmung ein wenig auf, denn noch nie in ihrem Leben hatte sie etwas so Schönes und Kostbares besessen.

„Ach, ist das schön!" rief sie wider Willen erfreut. „Ich hätte nie an so etwas gedacht. Meine paar Kleinigkeiten werden daneben ganz verschwinden." Sie ging gleich um ihre Geschenke, aber Clyde fühlte, daß seine Gabe, so ungewöhnlich sie auch war, doch nicht hinreichte, um den Kummer zu vertreiben, den seine Gleichgültigkeit ihr verursacht hatte. Seine andauernde Liebe war von viel größerer Wichtigkeit als alle Geschenke.

„Gefällt sie dir?" fragte er und hoffte gegen seine bessere Überzeugung sie dadurch zu zerstreuen.

„Gewiß, Liebster", erwiderte sie und betrachtete aufmerksam

jedes einzelne Stück. „Meine Sachen sind lange nicht so schön", fügte sie niedergeschlagen und sehr betrübt über das Scheitern ihrer Pläne hinzu. „Aber du wirst sie brauchen können und sie immer bei dir, an deinem Herzen tragen, dort, wo ich sie wissen will."

Sie überreichte ihm die kleine Schachtel mit dem Eversharp-Bleistift und der silberverzierten Füllfeder, die sie gewählt hatte, weil er sie ihrer Meinung nach in der Fabrik brauchen konnte. Noch vor vierzehn Tagen hätte er sie umarmt und geküßt, um sie für allen Kummer zu trösten, den er ihr bereitete. Jetzt aber stand er da und überlegte, wie er sie ohne die üblichen Zärtlichkeiten und ohne dabei allzu unfreundlich zu erscheinen beschwichtigen konnte. Zu diesem Zweck brach er in begeisterte, aber ziemlich hohle Lobreden aus.

„Ach, Schatz, sie sind einfach bildschön — ganz das, was ich brauche! Du hättest mir nichts anderes schenken können, was mir so gerufen käme, und ich werde sie bestimmt ununterbrochen benützen." Er betrachtete Feder und Bleistift scheinbar mit größter Freude und befestigte beide an seiner Westentasche. Wie sie so traurig und sehnsüchtig neben ihm stand, der Inbegriff all dessen, was er je an ihr geliebt, legte er die Arme um sie und küßte sie. Sie war lieb, gar kein Zweifel! Und als sie an seinem Hals in Tränen ausbrach, hielt er sie fest an sich gedrückt und flüsterte ihr zu, daß gar kein Grund zu solcher Kränkung vorhanden sei, am Mittwoch wäre sie wieder zurück und alles würde wieder sein wie bisher. Dabei wußte er, daß er log, und überlegte nur, wie sonderbar dies war, da er sie doch vor kurzem noch so sehr geliebt hatte. Unglaublich, daß ein anderes Mädchen ihn so ablenken konnte! Und doch war es so! Mochte sie auch denken, daß er sie gerade so liebte wie früher, es war nicht mehr wahr und würde es auch nie wieder sein. Und sie tat ihm ehrlich leid. Etwas

von dieser Stimmung überkam auch Roberta, während sie seinen Worten lauschte und seine Liebkosungen empfing. Sie trugen nicht den Stempel der Aufrichtigkeit; er war zu unruhig, seine Küsse zu theatralisch, seine Stimme ohne innere Zärtlichkeit. Ein weiterer Beweis dafür war, daß er sich nach ein paar Minuten losmachte, auf die Uhr sah und sagte: „Ich glaube, ich muß jetzt gehen, Schatz. Es ist zwanzig Minuten vor drei und um drei beginnt die Sitzung. Ich würde gerne mit dir nach Fonda fahren, aber ich sehe dich bestimmt, wenn du zurückkommst."

Er beugte sich hinab, um sie zu küssen, und diesmal hatte Roberta das deutliche Gefühl einer Veränderung und Entfremdung. Wohl war er freundlich und teilnehmend, aber seine Gedanken waren ferne von ihr — jetzt zu dieser Festzeit! Sie bemühte sich, ihre Kraft und Selbstachtung zusammenzunehmen, was ihr auch teilweise gelang, so daß sie ziemlich kühl und gegen den Schluß sogar energisch sagte: „Geh schnell, Clyde, ich will nicht, daß du zu spät kommst. Aber ich mag nicht länger als bis zum Christtag ausbleiben. Wirst du zu mir kommen, wenn ich schon am frühen Nachmittag zurückfahre? Ich will nicht am Mittwoch zu spät in die Fabrik kommen."

„Natürlich, Schatz", erwiderte Clyde fröhlich und sogar aus vollem Herzen, denn ihn hinderte bis jetzt keine andere Verabredung und er hatte sich vorgenommen, sie nicht so bald wieder auf so unerhörte Weise im Stich zu lassen. „Um wieviel Uhr willst du hier sein?"

Sie wollte um acht Uhr ankommen und er fand, daß sich für diesen Abend ein Wiedersehen vereinbaren ließe. Dann sah er nochmals auf die Uhr, sagte: „Jetzt muß ich aber fort" und ging zur Tür. Besorgt und bekümmert, was hinter dem allen stecken mochte und was in Zukunft daraus werden

sollte, faßte sie ihn am Rockzipfel und blickte ihm halb bittend und halb fordernd in die Augen: „Ist das mit dem Christtag auch sicher, Clyde? Wirst du diesmal keine andere Einladung annehmen?"

„Beruhige dich, Schatz, du kennst mich doch, du weißt, daß ich es damals nicht ändern konnte. Am Dienstag bin ich bestimmt bei dir."

Er küßte sie und eilte davon, und obwohl er keinen anderen Ausweg wußte, hatte er doch das Gefühl, vielleicht nicht sehr klug gehandelt zu haben. Wenn man auch ohne ein gewisses Maß an Anstand und Diplomatie nicht mit einem Mädchen brechen konnte, wie er es versucht oder zum mindesten beabsichtigt hatte, so lag doch weder Vernunft noch wahre Geschicklichkeit darin und es mußte bestimmt einen anderen und besseren Weg geben. Aber schon flogen seine Gedanken zu Sondra und dem Silvesterabend. Er sollte mit ihr zu einem Fest nach Schenectady fahren: dort würde er sehen, ob ihr wirklich so viel an ihm lag, als es gestern den Anschein gehabt hatte.

Nachdem er gegangen war, trat Roberta müde und verlassen zum Fenster und blickte ihm nach. Begann er ihrer überdrüssig zu werden und wollte nichts mehr von ihr wissen? Ach, das wäre schrecklich! Was würde, was könnte sie dann tun? Hätte sie sich ihm nur nicht hingegeben und seine Bitten so leicht und rasch erfüllt! Sie blickte auf die kahlen, schneebedeckten Äste und seufzte. Die Feiertage! Und so wegfahren zu müssen! Ach, er spielte eine so große Rolle in der Gesellschaft und dort erwartete ihn so viel Besseres und Schöneres, als sie ihm bieten konnte! Sie schüttelte traurig den Kopf, betrachtete sich im Spiegel, packte ihre paar Habseligkeiten und Geschenke, die sie mitnehmen wollte, und verließ das Haus.

Neunundzwanzigstes Kapitel

Nach Clyde und Lycurgus wirkten Biltz und das sumpfige Ackerland dort sehr niederdrückend auf Roberta; alles sprach so sehr von Mangel und Entbehrung, daß ihr freudiges Gefühl beim Wiedersehen der alten Stätten ganz verblaßte. Als sie vor dem Bahnhof, einem wettergrauen Blockhaus, aus dem Zug stieg, sah sie ihren Vater in demselben alten Winterrock, den er seit zwölf Jahren trug, mit dem alten Familiengefährt, einem abgenützten, aber unzerbrochenen Karren, und einem Pferd, das ebenso mager und knöchern war wie er selbst, auf sie warten. Sie fand ihn müde und geplagt wie immer, aber sein Gesicht hellte sich auf, als er sie erblickte, denn Roberta war von jeher sein Lieblingskind gewesen; und als sie zu ihm hinaufgeklettert war und sie auf einem schlechten, schmutzigen, gewundenen Karrenweg zum Farmhaus fuhren — überall sonst waren ausgezeichnete Autostraßen eine Selbstverständlichkeit —, plauderte er ganz vergnügt. Roberta begrüßte jeden Baum, jeden Grenzstein, jede Straßenbiegung, die ihr vertraut gewesen, aber sie wurde nicht froh dabei, alles sah so trübselig aus. Die Farm war wegen Titus' andauernder Krankheit und Untüchtigkeit und wegen der Unfähigkeit ihrer Mutter und ihres jüngsten Bruders Tom, hier helfend einzugreifen, eine so große Last wie nur je. Eine vor Jahren aufgenommene Hypothek von zweitausend Dollar war nie zurückgezahlt worden, der Schornstein war noch immer nicht ausgebessert und die Stiege klaffte ärger denn je. Von den Mauern, Zäunen und Wirtschaftsgebäuden galt das gleiche, wenn sie auch jetzt durch den darauf liegenden Schnee sehr

malerisch aussahen. Selbst in den Zimmern herrschte dasselbe Durcheinander wie früher. Ihre Mutter und ihre jüngeren Geschwister, die nichts von ihren wahren Beziehungen zu Clyde wußten (hier war er nur ein Name), vermuteten, daß sie vom ganzen Herzen froh war, wieder einmal bei ihnen zu sein. Aber was sie von ihrem eigenen Leben und Clydes unklarer Haltung wußte, das wirkte auf sie noch niederdrückender als früher. Daß sie sich trotz ihres scheinbaren jetzigen Wohlergehens so bloßgestellt hatte und sich nach der Anschauung ihrer Eltern nur durch eine Heirat mit Clyde wieder aufrichten konnte, daß sie, statt zu einem langsamen, bescheidenen Aufstieg ihrer Eltern beizutragen, diejenige war, durch die sie noch tiefer sanken, ja, gänzlich vernichtet werden konnten, das war genug, um sie noch mehr zu bedrücken und leiden zu machen.

Noch ärger und schmerzlicher aber war der Gedanke, daß sie sich infolge der Illusionen, die sie sich von Anfang an über Clyde machte, nie entschlossen hatte, ihre Mutter oder sonst jemanden ins Vertrauen zu ziehen. Sie hatte gefürchtet, daß jene ihre Bestrebungen für zu hoch halten und Fragen stellen könnte, die sie in Verlegenheit setzen würden. Fand sie aber niemanden, dem sie voll und ganz vertrauen konnte, so mußten ihre Sorgen ein Geheimnis für alle bleiben. Nachdem sie ein paar Minuten mit Tom und Emily gesprochen hatte, ging sie in die Küche, wo ihre Mutter mit verschiedenen Weihnachtsvorbereitungen beschäftigt war. Sie hatte die Absicht, sich den Weg durch ein paar eigene Bemerkungen über die Farm und ihr Leben in Lycurgus zu ebnen, aber als sie eintrat, blickte die Mutter auf und fragte: „Nun, Bob, wie ist das, wenn man auf das Land zurückkommt? Wahrscheinlich sieht alles ziemlich ärmlich im Vergleich zu Lycurgus aus", fügte sie hinzu.

Roberta merkte am Tonfall der Stimme und am Blick, daß

ihre Mutter mit ihr zufrieden war und sie für jemanden hielt, der seine Lebenslage bedeutend verbessert habe. Sie ging auf sie zu, umarmte sie herzlich und rief: „O Mutter, wo du bist, ist es am allerschönsten! Weißt du das nicht?"

Ihre Mutter sah sie zärtlich und liebevoll an und klopfte ihr auf die Schulter. „Du weißt, wie ich es meine, Bobbie", fügte sie ruhig hinzu. Es lag etwas in der Stimme ihrer Mutter, das der Inbegriff eines jahrelangen Verständnisses zwischen ihnen war — eines Verständnisses, das nicht nur auf dem gegenseitigen Wunsche für des anderen Wohlergehen beruhte, sondern auf vollständiger Offenheit in allen Gefühlen und Stimmungen, die Roberta jetzt fast zu Tränen rührte. Es würgte sie in der Kehle und ihre Augen wurden feucht, obwohl sie jeden Schein von Rührung zu überwinden trachtete. Sie sehnte sich darnach, ihr alles zu gestehen, aber ihre leidenschaftliche Liebe zu Clyde wie die Tatsache, daß sie sich eben so sehr vergessen hatte, ließen sie erkennen, daß dadurch eine Mauer zwischen ihnen aufgerichtet sei, die nicht so leicht niederzureißen war. Die Grundsätze dieser kleinen Welt waren selbst bei ihrer Mutter allzu strenge. Sie zögerte einen Augenblick und wünschte, daß sie ihr rasch und deutlich den Kummer erklären könnte, der sie nun bedrückte, um sich ihr Mitgefühl und wenn möglich ihre Hilfe zu sichern. Aber sie sagte bloß: „Ach, wärst du nur die ganze Zeit bei mir in Lycurgus gewesen, Mutter. Vielleicht ..." Sie hielt inne und begriff, daß sie nahe daran gewesen war, ohne die nötige Zurückhaltung zu sprechen.

„Ich kann mir vorstellen, daß du mich vermissest", entgegnete die Mutter. „Aber es ist besser so für dich, meinst du nicht auch? Du weißt, wie es hier zugeht, und deine Arbeit macht dir Freude. Freut sie dich wirklich?"

„Ja, die Arbeit ist ganz schön und freut mich auch. Es war

sehr nett, hier ein wenig aushelfen zu können, aber es ist nicht gut, ganz allein leben zu müssen."

„Warum bist du von den Newtons fortgezogen, Bob? War Grace nicht nett mit dir? Ich dachte, sie wäre eine ganz gute Gesellschaft für dich."

„Das war sie auch zuerst," erwiderte Roberta, „aber sie hatte gar keine eigenen Bekannten und war schrecklich eifersüchtig, wenn jemand mir auch nur ein bißchen den Hof machte. Ich durfte nirgends ohne sie hingehen und sollte immer bei ihr bleiben. Du weißt, wie das ist, Mutter, zwei Mädchen können nicht mit einem jungen Mann verkehren."

„Ja, das weiß ich, Bob." Ihre Mutter lachte ein wenig und fragte dann: „Wie heißt er?"

„Es ist Mr. Griffiths, Mutter", sagte sie nach kurzem Zögern, denn blitzartig erfaßte sie den Unterschied zwischen ihrem ungewöhnlichen Verkehr mit Clyde und dieser primitiven hiesigen Welt. Trotz allen ihren Befürchtungen bedeutete die bloße Aussicht, ihr Leben mit Clyde vereint zu verbringen, höchste Seligkeit. „Aber bitte, sprich noch mit niemandem darüber, denn er erlaubt es mir nicht", fügte sie hinzu. „Seine Verwandten sind so schrecklich reich und ihnen — das heißt, seinem Onkel — gehört auch die Fabrik. Aber es gibt eine Verordnung, daß jeder, der in der Fabrik angestellt ist, ich meine, jeder, der eine Abteilung leitet, mit den dortigen Mädchen nichts zu tun haben darf. Er täte es auch mit keiner der übrigen, aber bei mir ist es etwas ganz anderes. Ich habe ihn lieb und er hat mich lieb. Außerdem will ich nächstens kündigen und mir einen anderen Posten suchen, und dann ist es ganz gleich; dann kann ich es jedem sagen und er auch."

Roberta überlegte, daß dies bei Clydes Art, sie jetzt zu behandeln, und wegen der Form, in der sie sich ihm ohne genügende Garantien für ihre schließliche Ehrenrettung durch

die Ehe hingegeben hatte, nicht ganz der Wahrheit entsprach. Vielleicht — das war vorläufig nur eine ganz unbestimmte und unklare Angst —, vielleicht würde er ihr weder jetzt noch später erlauben, davon zu sprechen. Und wenn er sie nicht weiter liebte und sie nicht heiraten wollte, dann mochte auch sie nicht, daß es irgend jemand erfuhr. In welche schreckliche, schwierige und beschämende Lage war sie geraten! Mrs. Alden, die auf so zufällige Weise die merkwürdigen und anscheinend geheimen Umstände dieses Verkehrs erfahren hatte, war nicht nur beunruhigt, sondern auch bekümmert, so nahe ging ihr Roberta und ihr Glück. Denn war es nicht doch möglich, daß Roberta, obwohl sie ein so gutes, reines Mädchen war — das liebste, selbstloseste und klügste ihrer Kinder, wie sie selber zugab —, aber nein, niemand konnte Roberta so leicht entehren und verraten! Dazu war sie viel zu gut und hielt zu sehr auf sich und so fuhr sie fort: „Ein Verwandter des Eigentümers, sagst du, des Mr. Samuel Griffiths, von dem du geschrieben hast?"

„Ja, Mutter, sein Neffe."

„Der junge Mann aus der Fabrik?" fragte die Mutter, wunderte sich aber, wodurch Roberta einem Mann in Clydes Lage gefallen konnte, denn von Anfang an hatte sie deutlich geschrieben, daß er ein Verwandter der Fabrikbesitzer sei.

Das war an sich eine Schwierigkeit. Das übliche Ende solcher Beziehungen, wie sie überall in der Welt vorkamen, ließ sie bei einer Bekanntschaft, wie Roberta sie anscheinend hatte, besonders ängstlich sein. Trotzdem war sie davon überzeugt, daß ein Mädchen von Robertas Aussehen und vernünftiger Denkungsart unter Umständen einen solchen Verkehr fortsetzen konnte, ohne Schaden zu nehmen.

„Ja", erwiderte Roberta einfach und offen.

„Wie ist er, Bob?"

„Ach, schrecklich nett, Mutter. Er ist so hübsch und er war so lieb zu mir. Ich glaube, es ginge lange nicht so nett in der Fabrik zu, wenn er nicht ein so gebildeter Mensch wäre und die Arbeiterinnen im Zaume hielte. Weil er ein Neffe des Präsidenten der Firma ist, müssen die Mädchen ihm einfach gehorchen."

„Nun, das ist entschieden sehr hübsch. Ich finde es viel angenehmer, für gebildete Menschen zu arbeiten als für den nächsten besten. Kommt er oft zu dir, Bob?"

„Ja, ziemlich oft", entgegnete Roberta, indem sie leicht errötete, denn sie begriff, daß sie nicht ganz aufrichtig gegen ihre Mutter sein konnte.

Mrs. Alden, die gerade aufblickte, hielt ihr Erröten für Verlegenheit und fragte: „Liebst du ihn?"

„Ja, Mutter", erwiderte Roberta klar und ehrlich.

„Und er, liebt er dich auch?"

Roberta trat zum Küchenfenster. Gerade davor, am Fuße des Abhanges, der zum Brunnenhaus und zu dem einzigen guten Feld der Farm führte, lagen die baufälligen Gebäude, die deutlicher als alles andere von den schlechten Verhältnissen erzählten, in die die Familie geraten war. Während der letzten zehn Jahre waren diese Dinge tatsächlich zu Sinnbildern des Mangels und der Untüchtigkeit geworden, und frostig und schneebedeckt wurden sie in diesem Augenblick in ihrem Herzen zum Gegensatz alles dessen, was sie sich wünschte und was ganz selbstverständlich mit Clyde zusammenhing: Trübseligkeit stand gegen Frohsinn, Glück in der Liebe gegen Mißerfolg in ihr. Wenn er sie zur Stunde wahrhaft liebte und sie von all dem wegführen wollte, dann wären Frost und Eis für sie und ihre Mutter gebrochen. Aber wenn er dies nicht täte, dann würden unter dem Zusammenbruch ihrer sehnsuchtsvollen, vielleicht aber trügerischen Hoffnungen

nicht nur sie, sondern auch alle anderen, in erster Linie ihre Mutter, leiden. Sie wußte nicht, was sie antworten sollte, und erklärte schließlich: „Er sagt, daß er mich liebt."

„Glaubst du, daß er dich heiraten wird?" fragte Mrs. Alden vorsichtig und freudig, denn von allen Kindern stand ihr Roberta am nächsten.

„Ich will dir sagen, Mutter ..."

Sie konnte den Satz nicht zu Ende sprechen, denn Emily kam eilig von der Haustür her und rief: „Gif ist da. Er ist mit einem Auto gekommen. Ich glaube, es hat ihn jemand mitgenommen und er hat vier oder fünf große Pakete gebracht."

Gleich darauf kam Tom mit seinem älteren Bruder in einem neuen Winterrock, dem ersten Lohn seiner Arbeit bei der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft in Schenectady. Er begrüßte zuerst seine Mutter und dann Roberta.

„Wir haben dich erst mit dem Neun-Uhr-Zug erwartet, Gif", sagte die Mutter. „Wie bist du so früh gekommen?"

„Ich rechnete auch nicht damit. Aber ich habe Mr. Rearick in Schenectady getroffen, der mich im Auto mitgenommen hat. Endlich hat der gute alte Myers in Trippetts Mills drüben den zweiten Stock auf sein Haus gesetzt, Bob", wandte er sich an Roberta. „Vermutlich wird er erst in einem weiteren Jahr das Dach aufsetzen."

„Wahrscheinlich", erwiderte Roberta, die die Art von Trippetts Mills gut kannte. Unterdessen hatte sie ihm Mantel und Pakete abgenommen und diese auf den Eßtisch gelegt, wo sie von Emily neugierig betrachtet wurden. „Hände weg", rief Gifford seiner kleinen Schwester zu. „Mit diesen Sachen hast du bis zum Weihnachtsmorgen gar nichts zu tun. Hat schon jemand einen Christbaum geholt? Das war meine Arbeit im vorigen Jahr."

Da kam Titus mit einem Arm voll Holz durch die Küchentür und bildete mit seinem hageren Gesicht und den spitzen Ellbogen und Knien einen scharfen Gegensatz zu dem verhältnismäßig hoffnungsvollen Anblick der jüngeren Generation. Roberta fiel dies auf, als er seinen Sohn lächelnd betrachtete, und weil sie sich so glühend wünschte, daß es ihnen besser gehen möge, ging sie auf ihren Vater zu und umarmte ihn.

„Ich weiß etwas, das der heilige Nikolaus dem Väterchen bringt und das ihn freuen wird."

Es war ein dunkelroter Flauschrock, der ihm während seiner häuslichen Verrichtungen warm machen sollte, und Roberta freute sich schon auf den Weihnachtsmorgen, an dem er ihn bekommen würde. Dann holte sie sich eine Schürze, um der Mutter bei den Vorbereitungen für das Abendessen zu helfen. Es gab keinen weiteren Augenblick des Alleinseins, und erst nach einigen Stunden fand sie Gelegenheit, von Clyde, dem Gegenstande, der sie beide so sehr interessierte, zu sagen: „Du darfst es aber niemandem erzählen, ich habe es ihm versprochen, und da darfst auch du es nicht."

„Ich werde bestimmt schweigen, mein Kind, ich wundere mich nur darüber. Aber ich nehme an, du weißt, was du tust. Du bist alt genug, um auf dich achtzugeben, nicht wahr, Bob?"

„Das bin ich auch. Ängstige dich nicht um mich, Mütterlein", setzte sie hinzu, da sie einen Schatten der Sorge und des Mißtrauens über das geliebte Antlitz huschen sah. Sie mußte sich sehr in acht nehmen, um ihr keine Sorgen zu bereiten, denn die Mutter hatte schon an so vieles auf der Farm zu denken.

Der Sonntagmorgen brachte die Gabels, geladen mit Neuigkeiten über ihre sozialen und finanziellen Fortschritte in Homer. Ihre Schwester war zwar lange nicht so hübsch wie sie und

Fred Gabel nicht der Mann, von dem sich Roberta vorstellen konnte, daß er ihr zu irgendeinem Zeitpunkt ihres Lebens gefallen könnte, aber jetzt, in ihrer Sorge um Clyde, genügte der Anblick dieser kleinen, aber sicheren Welt, dieser Ehe und des nicht allzu tüchtigen Mannes ihrer Schwester, der sie äußerlich und innerlich befriedigte, um in Roberta jene Abspannung und Unsicherheit wieder aufleben zu lassen, die sie seit gestern früh beherrschte. War es nicht besser, selbst mit einem wenig tüchtigen, wenig schönen, aber verläßlichen Mann, wie Fred Gabel, verheiratet zu sein, als die zweifelhafte Stellung einzunehmen, in der sie sich durch ihr Verhältnis zu Clyde befand? Wie fröhlich erzählte Gabel, wieviel besser es ihm und Agnes in dem Jahre ihrer Ehe gegangen war. Er hatte seinen Posten als Lehrer niederlegen können und eine kleine Buch- und Papierhandlung auf Raten gepachtet, deren wichtigste Nebeneinnahmen aus einer Spielwarenabteilung und dem Sodawasserverkauf bestanden. Es war ihnen gut gegangen und wenn alles weiter so bliebe, würde Agnes im nächsten Sommer eine Wohnzimmergarnitur im Missionsteil kaufen können. Ein Grammophon hatte ihr Fred schon zu Weihnachten geschenkt, und als Beweis ihres Wohlstandes hatten sie hübsche Geschenke für alle mitgebracht.

Gabel hatte eine Nummer des „Star" von Lycurgus bei sich, und da er einen Teil seiner Waren aus einem dortigen Engroshaus bezog, las er die betreffenden Berichte während des Frühstücks, das heute zu Ehren der Gäste ziemlich spät stattfand.

„In eurer Stadt geht es ja hoch her, Bob", bemerkte er. „Der ‚Star' berichtet, daß die Firma Griffiths einen Auftrag auf hundertzwanzigtausend Kragen allein aus Buffalo bekommen hat. Sie muß ganz hübsch verdienen."

„In meiner Abteilung ist immer viel zu tun, soviel ich weiß", entgegnete Roberta lebhaft. „Wir haben nie weniger Arbeit, ob das Geschäft nun gut oder schlecht geht."

„Ganz angenehm für diese Leute, sie kennen wenigstens keine Sorgen. Ich habe gehört, daß sie in Ilion eine neue Fabrik speziell für die Erzeugung von Hemden errichten wollen. Weißt du etwas davon?"

„Nein, bis jetzt nicht; vielleicht ist es eine andere Firma."

„Wie heißt übrigens der junge Mann, von dem du als deinem Abteilungsleiter gesprochen hast? Ist das nicht auch ein Griffiths?"

„Ja, er heißt Griffiths, Clyde Griffiths. Warum?"

„Ich glaube, seinen Namen eben hier gelesen zu haben, und wollte nur wissen, ob es derselbe sein kann. Hier — ist er das nicht?" Er reichte Roberta das Blatt und zeigte mit dem Finger auf folgenden Artikel:

Freitag abends gab Miß Wanda Steele in Gloversville ein kleines Tanzfest, dem mehrere hervorragende Mitglieder der hiesigen Gesellschaft, unter anderen die Damen Sondra Finchley, Bertine Cranston, Jill und Gertrud Trumbull und Perley Haynes und die Herren Clyde Griffiths, Frank Harriet, Tracy Trumbull, Grant Cranston und Scott Nicholson beiwohnten. Wie die meisten Feste mit jugendlichen Teilnehmern dauerte auch dieses bis in die frühen Morgenstunden, worauf die Gäste aus Lycurgus im Auto zurückfuhren. Wie verlautet, wird sich der größte Teil der Gesellschaft am Silvesterabend zu einem ähnlichen, ebenso fröhlichen Fest bei Ellerslies in Schenectady versammeln.

„Er scheint eine ziemliche Rolle dort zu spielen", bemerkte Gabel, während Roberta noch immer las. Was ihr auffiel, war, daß in diesem Artikel wenig, wenn überhaupt etwas, von jenem Kreise stand, von dem Clyde gesprochen hatte.

Bella Griffiths wurde überhaupt nicht genannt, andererseits waren alle jene als anwesend vermerkt, mit deren Namen Roberta durch Clydes häufige Erwähnungen in letzter Zeit sehr vertraut war: Sondra Finchley, Bertine Cranston, die Schwestern Trumbull und Perley Haynes. Er hatte gesagt, es sei nicht sehr unterhaltend gewesen, hier aber wurde von Fröhlichkeit gesprochen und er wurde als Teilnehmer an einem ähnlichen Fest am Silvesterabend genannt. Von dieser Silvestereinladung hatte er überhaupt nichts gesagt und würde vielleicht deshalb wieder in letzter Minute eine Entschuldigung erfinden so wie letzten Freitagabend. O Gott, was hatte dies alles zu bedeuten? Das bißchen Weihnachtsstimmung, das dieser Aufenthalt zuhause für sie noch gehabt hatte, war im Nu verflogen. Hatte Clyde sie wirklich so lieb, wie er vorgab? Die unsichere Lage, in die sie ihre unheilbare Leidenschaft für ihn gebracht hatte, schmerzte sie tief. Was gab es für ein Mädchen wie sie außer der Ehe, einem Heim und Kindern und einer gewissen Stellung in einer ähnlichen Welt wie dieser? Und abgesehen von seiner Liebe — falls diese wirklich noch anhielt —, welche Sicherheit hatte sie angesichts solcher Ereignisse, daß er sie gegebenenfalls nicht im Stiche lassen würde? Wenn dies aber eintrat, dann war eine eventuelle Heirat mit einem anderen sehr in Frage gestellt, vielleicht sogar unmöglich, ohne daß sie andererseits an Clyde eine Stütze hatte. Sie verfiel in Schweigen. Obwohl Gabel sie fragte: „Das ist er doch?" stand sie auf, ohne ihm zu antworten, sagte: „Entschuldige mich einen Augenblick, ich muß etwas aus meiner Tasche holen" und lief eilig in ihr ehemaliges Zimmer. Dort setzte sie sich auf ihr Bett, stützte das Kinn in die Hände, wie immer, wenn beschwerliche oder dringende Gedanken sie beschäftigten, und starrte zu Boden.

Wo war Clyde jetzt? Welches jener Mädchen hatte er zu

dem Fest bei Steeles begleitet? Gefiel sie ihm sehr? Bis zum heutigen Tage war ihr wegen seiner ungeminderten Liebe niemals der Gedanke gekommen, daß es irgendein Mädchen geben könnte, das ihm gefährlich würde.

Aber jetzt... jetzt...

Sie stand auf, ging zum Fenster und blickte auf den Obstgarten, dessen Anblick in ihr so oft das Gefühl für die Schönheit des Lebens wachgerufen hatte. Heute lag er trostlos kalt und öde da. Magere vereiste Äste, graue schwankende Zweige und hie und da ein einsames raschelndes Blatt. Schnee. Elende Wirtschaftsgebäude, die dringend einer Ausbesserung bedurften. Und Clyde wurde ihrer überdrüssig. Rasch und drängend kam ihr der Gedanke, daß sie nicht länger als unbedingt notwendig, wenn möglich nur bis heute, hier bleiben dürfe. Sie mußte nach Lycurgus zurückkehren, in Clydes Nähe sein, um seine alte Liebe wiederzugewinnen, und wenn auch nicht dies, um ihn durch ihre Gegenwart zu verhindern, sich jener anderen allzu ausschließlich zu widmen. Es war entschieden ein Unrecht gewesen, selbst nur über die Feiertage fortzufahren. Während ihrer Abwesenheit konnte er ihr gänzlich abtrünnig werden, und wäre dies nicht auch ihre Schuld? Was könnte sie für einen Grund angeben, um heute noch zurückzufahren? Aber angesichts aller Festvorbereitungen müßte das besonders ihrer Mutter unverständlich und unvernünftig erscheinen. So beschloß sie, wie sie beabsichtigt, bis zum Christtag nachmittag auszuharren und dann zurückzukehren, um nie mehr so lange auszubleiben.

Unterdessen beschäftigte sie sich ausschließlich mit dem Gedanken, wie sie sich die andauernde Liebe Clydes, seine äußere und innere Unterstützung und die zukünftige Heirat sichern konnte. Angenommen, er hatte sie angelogen — wie

konnte sie ihn dazu bringen, es nicht mehr zu tun? Wie ihn fühlen lassen, daß eine Lüge zwischen ihnen ein Unrecht war? Wie sich als Alleinherrscherin in seinem Herzen festsetzen trotz allen Wünschen, die die Schönheit einer anderen hervorrufen mochte?

Wie?

Dreißigstes Kapitel

Als Roberta am Christtagabend nach Lycurgus zurückkehrte, fand sie weder Clyde selbst noch ein Wort der Entschuldigung von ihm. Unterdessen hatten die Dinge bei Griffiths eine Wendung genommen, die sowohl Clyde als Roberta brennend interessiert hätte, wenn sie eine Ahnung davon gehabt hätten.

Am nächsten Sonntagmorgen saß Gilbert beim Frühstück und war eben im Begriff, seinen Kaffee zu trinken, als sein Auge auf jenen Artikel fiel. Automatisch schlossen sich seine Zähne, wie wenn man eine Uhr zuklappt, und statt zu trinken stellte er die Tasse hin und las ihn aufmerksam durch. Außer seiner Mutter war niemand anwesend, und da er wußte, daß sie seine Ansichten über Clyde in höherem Maße teilte als die übrigen Familienmitglieder, reichte er ihr das Blatt hinüber.

„Sieh da, wer jetzt versucht, sich in die Gesellschaft einzudrängen", sagte er scharf und spöttisch, während ein hartnäckiger und verächtlicher Widerstand aus seinen Augen sah. „Nächstens wird er auch hier auftauchen."

„Wer?" fragte Mrs. Griffiths, ergriff die Zeitung und las sie ruhig und genau durch, wenn auch nicht ohne unterdrücktes Erstaunen, als sie auf den Namen stieß. Denn obwohl sie gehört hatte, daß Sondra Clyde in ihrem Wagen mitgenommen hatte, und daß er einige Zeit nachher zu Trumbulls zum Dinner eingeladen worden war, bedeutete eine Notiz im „Star" doch etwas wesentlich anderes.

„Ich möchte wissen, wie er zu dieser Einladung gekommen ist", sagte Mrs. Griffiths, die in solchen Fällen immer die Ansicht ihres Sohnes teilte.

„Nun, wer tut so etwas, wenn nicht die kleine Finchley, die freche Kröte", fuhr Gilbert auf. „Sie hat von irgend jemandem, wahrscheinlich von Bella, gehört, daß wir nichts mit ihm zu tun haben wollen, und findet, daß dies eine gute Gelegenheit ist, um sich an mir für einiges, das ich ihr nach ihrer Meinung angetan habe, zu rächen. Jedenfalls vermutet sie, daß ich sie nicht ausstehen kann, und damit hat sie recht. Das weiß auch Bella und das gilt ebenso für die aufgeblasene kleine Cranston. Sie stecken beide immerfort mit ihr zusammen. Die ganze Gesellschaft besteht aus lauter aufgeblasenen Snobs und Verschwendern; das gilt genau so für ihre Brüder Grant Cranston und Stuart Finchley und es soll mich sehr wundern, wenn nicht bei einem von ihnen einmal etwas schief geht. Denke an mich! Sie tun das ganze liebe Jahr nichts anderes als spielen, tanzen und herumfahren, als wenn es gar nichts anderes auf der Welt zu tun gäbe. Ich kann nicht begreifen, warum du und Vater Bella so viel mit ihnen herumziehen laßt."

Hier widersprach seine Mutter. Es war unmöglich, sich einem Teil der hiesigen Gesellschaft völlig zu entfremden. Sie hingen zu sehr alle miteinander zusammen. Außerdem wurde Bella älter und hatte ihren eigenen Willen. Immerhin diente die Entschuldigung seiner Mutter angesichts dieses Artikels nicht dazu, Gilbert versöhnlicher gegen Clydes gesellschaftliche Ambitionen und Aussichten zu stimmen. So ein elender kleiner Vetter, der nicht einen Knopf besaß und die unverzeihliche Sünde begangen hatte, ihm ähnlich zu sehen und dann nach Lycurgus zu kommen, um sich in dieser hochangesehenen Familie festzusetzen! Eigentlich hatte er ihm von Anfang an recht deutlich gezeigt, daß er persönlich ihn nicht ausstehen und nicht brauchen könnte und für sein Teil ihn nicht einen Augenblick lang dulden würde.

„Er hat kein Geld und klammert sich mit aller Gewalt hier an", erklärte er seiner Mutter sehr verbittert. „Und wozu? Was kann er denn tun, selbst wenn ihn diese Leute gelten lassen wollen? Er hat doch nicht das Geld, um so wie sie aufzutreten, und wird es auch nie haben. Und selbst wenn er es hätte, würde er bei seiner Anstellung nicht weit springen, wenn sich nicht jemand findet, der für ihn zahlt. Und wie er seine Arbeit verrichten und dabei ausgehen will, das weiß der liebe Gott! Die ganze Gesellschaft ist ja fortwährend unterwegs."

Er überlegte, ob Clyde von nun an wirklich mitzählen würde, und wenn ja, wie man sich dazu verhalten sollte. Wie konnte seine Familie anders als höflich mit ihm sein, wenn er auf diese Weise eingeführt wurde? Denn wie die Erfahrung lehrte, beabsichtigte sein Vater nicht, ihn zu entlassen.

Nach diesem Gespräch hatte Mrs. Griffiths die Zeitung sogleich mit einem Bericht über Gilberts Ansicht ihrem Gatten beim Frühstück vorgelegt. Aber getreu seiner früheren Haltung gegen Clyde war dieser nicht geneigt, die Meinung seines Sohnes zu teilen, sondern schien im Gegenteil in dieser Entwicklung der Dinge eine teilweise Rechtfertigung seines ursprünglichen Urteils zu sehen.

„Ich muß sagen," begann er, nachdem er seine Frau angehört, „daß ich nichts Unrechtes dabei finden kann, wenn er dann und wann in Gesellschaft geht oder da und dort eingeladen wird, selbst wenn er kein Geld hat. Es ist sehr schmeichelhaft für ihn und für uns. Ich weiß, wie Gilbert darüber denkt, aber es kommt mir vor, als wäre Clyde ein bißchen mehr wert, als Gilbert glaubt. Jedenfalls kann und will ich nichts dagegen tun. Ich habe ihn aufgefordert hierherzukommen und das allermindeste, was ich für ihn tun kann, ist, ihm Ge-

legenheit zu geben, seine Lage zu verbessern. Er scheint seinen Posten ganz gut auszufüllen, und wie sähe es aus, wenn ich es nicht täte?"

Auf einige weitere Bemerkungen Gilberts gegen seine Mutter erwiderte er: „Mir ist es entschieden lieber, wenn er mit besseren Leuten verkehrt als mit minderen, das steht fest. Er ist nett, höflich und recht tüchtig, soviel ich in der Fabrik höre. Ich glaube, es wäre überhaupt besser gewesen, wenn wir ihn letzten Sommer auf ein paar Tage an den See eingeladen hätten, wie ich vorgeschlagen hatte. Wenn wir nicht bald etwas tun, wird es nach dem jetzigen Stand der Dinge so aussehen, als fänden wir ihn nicht gut genug für uns, obwohl andere diese Meinung nicht teilen. Wenn du mir folgst, so laden wir ihn zu Weihnachten oder zu Neujahr ein, um zu zeigen, daß wir ihn nicht geringer achten als unsere Bekannten."

Als Gilbert durch seine Mutter von diesem Vorhaben erfuhr, rief er aus: „Verflucht! Nun gut, aber glaubt nur nicht, daß ich mich bemühen werde, nett mit ihm zu sein. Wenn Vater so viel von ihm hält, ist es ein wahres Wunder, daß er ihm nicht eine richtige Stellung verschaffen will."

Trotzdem wäre vielleicht nichts daraus geworden, hätte nicht Bella, die an demselben Tage aus Albany zurückkehrte, durch Mitteilungen und Telephongespräche Sondras und Bertines die Entwicklung der Dinge um Clyde erfahren. Sie hörte auch, daß er aufgefordert war, sie am Silvesterabend zu den Ellerslies nach Schenectady zu begleiten, wohin sie selbst eingeladen worden war, bevor noch von Clyde die Rede gewesen, und berichtete ihrer Mutter von dieser unerwarteten Wendung, die immerhin so wichtig schien, daß Mrs. Griffiths und ihr Gatte ohne Gilberts Wissen beschlossen, gute Miene zum bösen Spiel zu machen und Clyde für den Weihnachtstag zum Essen einzuladen. Dies war eine sehr

feierliche Sache, zu der sehr viele Gäste gebeten waren, aber sie hielten es für die beste Form, zu beweisen, daß sie Clyde nicht so vollkommen beiseite schoben, wie manche denken mochten. Es war das einzig Vernünftige, was sie zu so später Stunde tun konnten. Als Gilbert davon erfuhr und sich geschlagen geben mußte, sprach er bitter: „Gut, ladet ihn ein, wenn ihr wollt. Constance und ich fahren auf jeden Fall über Tag nach Utica, deshalb kann ich nicht dabei sein, selbst wenn ich es wollte." Er fand es unerhört, daß ein Mädchen wie Sondra, die er so wenig litt, ihm durch bloßen Vorsatz und ihre Manöver seinen Vetter aufzwingen konnte und er dagegen völlig machtlos war. Was mußte Clyde für eine Bettlernatur sein, um sich auf diese Weise aufdrängen zu wollen, wenn man ihn nicht haben wollte! Was für ein Mensch war er überhaupt?

So kam es, daß Clyde am Montag morgen neuerlich einen Brief der Griffiths, diesmal von Myra, erhielt, worin sie ihn für den Weihnachtstag um zwei Uhr zum Essen einlud. Und da dies seine Verabredung mit Roberta um acht Uhr keinesfalls zu stören schien, gab er sich ganz seiner großen Freude darüber hin. Endlich war er den anderen gesellschaftlich gleichgestellt, denn wie wurde er überall, selbst von den Griffiths, aufgenommen, obwohl er kein Geld hatte! Sondra, die sich so sehr für ihn interessierte und wahrhaftig so tat, als wäre sie im Begriff, sich in ihn zu verlieben, und Gilbert, der durch seine gesellschaftliche Beliebtheit geschlagen wurde! Was das nur hieß! Es bedeutete nach seiner jetzigen Ansicht, daß seine Verwandten ihn mindestens nicht vergessen hatten und es wegen seiner jüngsten Erfolge für notwendig fanden, höflich gegen ihn zu sein. Das war für ihn so viel, wie der Lorbeer für einen siegreichen Krieger, und machte ihn fast ebenso stolz als hätte es überhaupt nie für ihn eine soziale Kluft gegeben.

Einunddreißigstes Kapitel

Unglücklicherweise machte das Weihnachtsessen bei Griffiths, an dem Starks mit ihrer Tochter Arabella, Mr. und Mrs. Wynant, die in Abwesenheit ihrer Tochter Constance allein kamen, Anthonys und andere hervorragende Persönlichkeiten von Lycurgus teilnahmen, einen so überwältigenden Eindruck auf Clyde, daß er nicht imstande war, aufzubrechen und an seine Pflichten gegen Roberta zu denken, obwohl es fünf und sechs Uhr wurde. Als kurz vor sechs der größere Teil der Gäste aufstand und sich verabschiedete und Violet Taylor, eines der jungen Mädchen, von einem neuen Fest zu sprechen begann, das heute abend bei Anthonys stattfinden sollte und Clyde dringend bat: „Sie kommen doch sicher mit, Mr. Griffiths", sagte er sofort zu, obwohl ihm seine frühere Verabredung mit Roberta einfiel; aber dazu blieb ihm doch noch immer Zeit genug.

Aber als er bei Anthonys angelangt war und dort mit anderen Mädchen sprach und tanzte, schwächte sich sein Gefühl der Verpflichtung immer mehr ab. Um neun Uhr wurde er etwas unruhig, denn jetzt mußte Roberta schon in ihrem Zimmer sein und sich fragen, was aus ihm und seinem Versprechen geworden wäre. Er wurde innerlich immer ratloser und bekümmerter, während er nach außen hin die frohe Laune zeigte, die ihn den ganzen Nachmittag ausgezeichnet hatte. Da die ganze Gesellschaft fast an jedem Abend der vergangenen Woche getanzt hatte und todmüde war, gaben alle unwillkürlich ihrer Erschöpfung nach und brachen zu seinem Glück um halb zwölf Uhr auf. Er begleitete Bella

nach Hause und eilte dann in die Elmstreet, um zu sehen, ob Roberta vielleicht noch wach wäre.

Als er in die Nähe ihres Hauses kam, sah er zwischen den schneebedeckten Bäumen und Sträuchern das Leuchten ihrer einsamen Lampe. Da er aber nicht recht wußte, wie er sein unerklärliches Versäumnis entschuldigen sollte, blieb er unter einem der großen Bäume an der Straße stehen und überlegte, was er sagen sollte. Sollte er dabei bleiben, daß er wieder zu Griffiths gegangen war? Nach seiner letzten Erzählung war er erst am Freitag dort gewesen. Was aber sonst? Zu der Zeit, da er noch keinen gesellschaftlichen Verkehr gehabt, sondern nur davon geträumt hatte, hatten ihm die Unwahrheiten, die er gesagt, keinerlei Gewissensbisse verursacht. Sie existierten nicht und nahmen ihm keine Zeit, noch störten sie jemals sein ersehntes Beisammensein mit Roberta. Aber jetzt zögerte er angesichts der Wahrheit und der Tatsache, daß dieser Verkehr seiner Meinung nach alles für seine Zukunft bedeutete. Rasch entschloß er sich, sein heutiges Ausbleiben durch eine zweite später gekommene Einladung zu erklären und zu betonen, daß es mehr Pflicht als Vergnügen sei, sie so auf Befehl der Griffiths im Stich zu lassen, daß er aber ihnen vor allem sein äußeres Wohlergehen verdanke. Indem er diese halbe Wahrheit in Gedanken festhielt, schritt er über die schneebedeckte Straße und klopfte an ihr Fenster.

Sofort wurde das Licht abgedreht und einen Augenblick später der Vorhang beiseite geschoben. Roberta hatte bis dahin in düsteren Gedanken gesessen. Nun zündete sie ihrer Gewohnheit nach eine Kerze an, um so wenig als möglich beobachtet zu werden, öffnete die Tür und ließ ihn ein. Sofort begann er im Flüsterton: „Ach, diese Geselligkeit wächst mir über den Kopf, Schatz. Ich habe so etwas noch nie gesehen. Geht man einmal zu diesen Leuten, gleich wollen sie

einen für etwas anderes haben. Immer sind sie unterwegs. Als ich am Freitag dort war" (er spielte auf seine Lüge an, daß er bei Griffiths gewesen), „dachte ich, das wäre das letzte Mal vor den Feiertagen, aber gestern, als ich mir gerade etwas anderes vorgenommen hatte, bekam ich einen Brief, daß sie mich bestimmt heute wieder zum Essen erwarteten. Ich dachte, es würde um zwei Uhr beginnen und so früh zu Ende sein, daß ich wie besprochen um acht Uhr hier sein könnte. Es fing aber erst um drei an und war erst vor ein paar Minuten aus. Das ist doch arg, nicht? Und während der letzten Stunden konnte ich einfach nicht weg. Wie ist es dir ergangen, Schatz? Hast du es nett gehabt? Hoffentlich! Hat ihnen mein Geschenk für dich gefallen?"

Er sprach in einem Atem und sie gab ihm kurze und sehr knappe Antworten und sah ihn dabei an, als wollte sie sagen: „O Clyde, warum tust du mir das an?" Aber Clyde war so sehr mit seinem eigenen Alibi beschäftigt und mit dem Versuch, sie von der Wahrheit seiner Reden zu überzeugen, daß er weder vorher noch nachdem er Mantel, Schal und Handschuhe abgelegt und sich das Haar zurückgestrichen hatte, Zeit fand, ihr tief und zärtlich in die Augen zu schauen oder irgendetwas zu tun, um ihr seine große Freude über ihre Wiederkehr zu beweisen. Im Gegenteil, er war so zerstreut und unruhig, daß sie trotz seinen Beteuerungen deutlich empfand, wie viel mehr er sich mit seinem nur teilweise erklärten Fernbleiben und mit sich selbst befaßte als mit ihr. Auch war seine Freude, sie wiederzusehen, sehr mäßig, und obwohl er sie nach einiger Zeit in seine Arme nahm und seine Lippen auf die ihren drückte, fühlte sie doch wie am Samstag, daß er nur teilweise im Herzen mit ihr verbunden war. Andere Dinge, die ihn am Freitag und auch heute von ihr ferngehalten, beschäftigten ihn und sie. Sie sah ihn an und konnte ihm nicht ihr volles

Vertrauen schenken, obgleich sie ihm auch wieder nicht ganz mißtrauen wollte. Vielleicht war er wirklich bei den Griffiths gewesen und von ihnen aufgehalten worden — vielleicht aber auch nicht. Sie mußte an seine Behauptung am letzten Samstag denken, daß er tags zuvor dort gewesen wäre, und dann hatte die Zeitung von seiner Anwesenheit in Gloversville berichtet. Wenn sie aber jetzt anfinge, ihn weiter auszufragen, würde er sich vielleicht ärgern und sie noch mehr anlügen. Denn sie mußte zugeben, daß sie, abgesehen von seiner Liebe, im Grunde keinerlei Anspruch auf ihn hatte.

Sie konnte sich nicht vorstellen, daß er sich so schnell geändert haben sollte.

„Deshalb bist du also nicht gekommen?" fragte sie heftiger und gereizter, als sie je gegen ihn gewesen. „Du hattest mir doch versprochen, daß nichts dazwischen kommen sollte", fügte sie etwas ruhiger hinzu.

„Gewiß," gab er zu, „und es wäre auch nicht geschehen, wenn ich nicht diesen Brief erhalten hätte. Du weißt, daß ich es für niemanden außer für meinen Onkel getan hätte, aber ich konnte ihm für den Weihnachtstag nicht absagen; es war zu wichtig. Es hätte auch keinen guten Eindruck gemacht und du solltest doch am Nachmittag gar nicht hier sein, nicht wahr?"

Art und Tonfall überzeugten Roberta mehr als alles frühere, wie wichtig ihm der Verkehr mit seinen Verwandten war und wie nichtig dagegen alles wurde, worauf sie Wert gelegt. Sie ahnte, daß sie ihm trotz seinen leidenschaftlichen Beteuerungen zu Anfang ihrer Bekanntschaft vielleicht nicht so viel war, als sie geglaubt. Aber das hieß, daß alle ihre Träume und Opfer umsonst gewesen waren. Sie erschrak.

„Ich meine nur," fuhr sie darum etwas unsicher fort, „du hättest mir einen Brief hinterlassen können, den ich bei

meiner Rückkehr vorgefunden hätte." Sie sprach ruhig, um ihn nicht sehr zu ärgern.

„Ich habe es dir doch eben erklärt, Schatz; ich hatte keine Ahnung, wie spät es würde, und dachte, bis sechs müßte die Sache auf jeden Fall vorüber sein."

„Ja, ... ich weiß ... aber doch ..."

Sie machte ein nachdenkliches, bekümmertes Gesicht; Angst, Kummer und Mißtrauen, eine Spur von Ärger und von Verzweiflung sprachen aus ihren weitaufgerissenen, ernsthaft auf ihn gerichteten Augen und gaben ihnen Glanz und Feuer.

Daraus ersah er, wie häßlich und gemein er sich gegen sie benommen hatte, und eine dunkle Röte überzog seine sonst auffallend blassen Züge. Ohne es scheinbar zu bemerken oder dem irgendwelche Bedeutung beizulegen, fuhr Roberta nach einigen Augenblicken fort: „Ich habe in der Sonntagsnummer des ‚Star' den Bericht über das Fest in Gloversville gelesen, aber deine Cousinen waren nicht genannt. Waren sie denn nicht anwesend?"

Zum ersten Male fragte sie, als ob sie seinen Worten keinen Glauben schenkte, etwas, was Clyde bisher nie für möglich gehalten hätte und was ihn mehr störte und ärgerte als alles andere.

„Doch", log er. „Warum fragst du, da ich es dir doch erzählt habe?"

„Aus gar keinem besonderen Grund, Liebster, ich wollte es nur gern wissen. Mir fiel auf, daß alle diese Leute aus Lycurgus genannt waren, von denen du immer sprichst; zum Beispiel Sondra Finchley und Bertine Cranston. Du hattest doch nur die Trumbulls erwähnt."

Sie sah, daß er sich gegen ihren Ton auflehnte und böse wurde.

„Es ist mir auch aufgefallen, aber es ist nicht wahr. Die Zeitungen bringen manchmal falsche Berichte." Trotz einer gewissen Gereiztheit und Verstimmung, auf diese Weise ertappt zu werden, sprach er ohne Überzeugung und war sich dessen bewußt. Er begann sich zu ärgern, daß sie ihn in dieser Form ausfragte. Warum tat sie das? Konnte er nicht in dieser neuen Welt verkehren, ohne daß sie ihn auf eine solche Art zurückhalten wollte?

Statt ihm zu widersprechen und ihm weitere Vorwürfe zu machen, sah sie ihn nur mit einem Ausdruck gekränkter Liebe an. Sie konnte ihm nicht vollkommen glauben, sie mißtraute ihm aber auch nicht ganz; wahrscheinlich entsprach ein Teil seiner Berichte der Wahrheit. Wichtiger war, daß er sie auch fernerhin lieb genug behielt, um sie nicht mehr anzulügen und schlecht zu behandeln. Aber wie konnte sie das erreichen, wenn er nicht herzlich und aufrichtig gegen sie war? Sie trat ein paar Schritte zurück und sagte mit einer hilflosen Bewegung: „Du weißt, daß du mir nichts vormachen mußt, Clyde. Es ist mir gleich, wohin du gehst, wenn du es mir nur vorher sagst und mich nicht am Weihnachtstag so ganz allein läßt. Das ist es, was mich so gekränkt hat."

„Ich mache dir nichts vor, Bert", entgegnete er gereizt. „Ich kann nichts dafür, wenn die Zeitungen etwas Falsches schreiben. Die Griffiths waren dort und ich kann es beweisen. Ich bin auch heute gekommen, sobald ich konnte. Warum bist du plötzlich so böse? Ich habe dir doch erklärt, wie alles kam. Ich kann nicht immer nur tun, was ich möchte, ich werde im letzten Moment verständigt, daß ich kommen soll, und kann einfach nicht absagen. Warum regst du dich so rasend darüber auf?"

Er sah Roberta herausfordernd an, und eingeschüchtert durch seine Art, wußte sie nicht, was beginnen. Sie dachte an

die Zeitungsnotiz über den Silvesterabend, fühlte aber, daß es unklug wäre, jetzt noch weiter darüber zu sprechen. Mehr denn je sah sie in ihm die Verkörperung jenes fröhlichen Lebens, dem nur er angehörte, sie aber nicht. Und doch zögerte sie auch jetzt noch, ihm die brennende Eifersucht zu zeigen, die sie zu quälen begann. Er und seine Bekannten führten ein so herrliches Leben in jener wunderbaren Welt und sie hatte so gar nichts, und dabei hörte sie durch ihn und die Zeitungen jetzt immer von dieser Sondra Finchley und Bertine Cranston. War es eine von den beiden, die ihm so gut gefiel?

„Gefällt dir Miß Finchley sehr?" fragte sie unvermittelt und blickte im Finstern zu ihm auf, denn der Wunsch irgendetwas zu erfahren und Licht in dieses Dunkel zu bringen, quälte sie noch immer.

Mehr an ihrem Tonfall als an ihrem Blick erkannte Clyde die Wichtigkeit der Frage, die ihr unterdrückte Liebe, Eifersucht und Hilflosigkeit eingegeben hatten. Manchmal, besonders wenn sie sehr niedergeschlagen war, lag etwas unendlich Weiches, Trauriges und Wohlklingendes in ihrer Stimme. Gleichzeitig war er äußerst betroffen von der scharfsinnigen und hellseherischen Art, wie sie auf Sondra gezielt hatte. Er begriff sofort, daß es sie kränken mußte, daß sie daher auf keinen Fall etwas davon erfahren durfte. Aber aus Eitelkeit über seine sich scheinbar stündlich festigende Stellung sagte er nun: „Gewiß gefällt sie mir. Sie ist sehr hübsch und eine brillante Tänzerin. Dabei hat sie sehr viel Geld und zieht sich glänzend an." Er wollte noch hinzufügen, daß ihn sonst nichts an Sondra fesselte, als Roberta in teilweiser Ahnung seiner wahren Gefühle und der Kluft, die sie von jener Welt trennte, ausrief: „Mit so viel Geld ist das keine Kunst. Wenn ich es hätte, könnte ich es auch."

Zu seiner peinlichen Überraschung begann ihre Stimme dabei zu zittern und brach, als ob sie weinen wollte. Er sah, daß sie verletzt, schwer verletzt, tieftraurig und eifersüchtig war, und obwohl ihn Zorn und Ärger wieder übermannen wollten, wurde er plötzlich weich. Es schmerzte ihn, daß sie, die er bis vor kurzem noch so sehr geliebt hatte, nun aus Eifersucht durch ihn leiden sollte. Waren ihm die Qualen der Eifersucht nicht von Hortense her bekannt? Er konnte sich so gut an Robertas Stelle denken und sagte deshalb sehr liebevoll:

„Aber, Bert, kann ich dir denn nicht von ihr oder von irgend jemandem erzählen, ohne daß du dich so sehr aufregst? Ich wollte gar nicht sagen, daß sie mich besonders interessiert. Ich habe dir nur berichtet, was du meiner Meinung nach wissen wolltest, weiter nichts; du hast mich doch selbst gefragt, ob sie mir gefällt."

„Gewiß", erwiderte Roberta. In krampfhafter Anspannung, mit blassem Gesicht und plötzlich geballten Händen, stand sie vor ihm und sah unsicher und doch bittend zu ihm auf.

„Liebster, sie haben alles im Leben, wie du weißt, und ich habe gar nichts. Und es ist so schwer für mich, obenauf zu bleiben, noch dazu gegen sie alle, mit dem, was sie besitzen." Ihre Stimme bebte und sie schwieg, denn ihre Augen füllten sich mit Tränen und ihre Lippen begannen zu zittern. Und so rasch sie sich auch abwandte und ihr Gesicht in den Händen vergrub, das Beben ihrer Schultern ließ sich nicht verbergen. Krampfhaftes Schluchzen erschütterte ihren Körper, so daß Clyde, überrascht und tief bewegt durch diese plötzliche Äußerung eines so leidenschaftlich zurückgedrängten Gefühles, eine tiefe Rührung empfand. Das war sichtlich keine Schauspielerei, um ihn zu beeinflussen, sondern die plötzliche überwältigende Erkenntnis ihrer selbst als eines einsamen, verlassenen Mädchens ohne Freunde und Aussichten für die

Zukunft, im Vergleich mit jenen anderen, die ihn jetzt so fesselten und so viel mehr besaßen als sie. Vor ihrem inneren Auge erstanden infolge ihres letzten Besuches alle jene einsamen Jahre ihrer freudlosen Jugend um so deutlicher, so daß sie aufgelöst in Hilflosigkeit und Rührung zusammenbrach.

Aus der Tiefe ihres übervollen Herzens sagte sie:

„Ach, wäre es mir nur ein einziges Mal so gut gegangen wie jenen Mädchen. Hätte ich nur jemals irgendwohin fahren und etwas sehen dürfen! Aber nur so auf dem Lande aufzuwachsen, ohne Geld, ohne Kleider, ohne alles und ohne jemanden, der einen etwas lehrt! Ach Gott, ach Gott, ach Gott!"

Kaum hatte sie dies ausgesprochen, so schämte sie sich der schwächlichen und selbstverdammenden Worte, denn zweifellos war es das, was ihm an ihr nicht recht war.

„Roberta, Liebste", sagte er sogleich im allerzärtlichsten Tone, gerührt durch seine eigene Verlassenheit. „Weine nicht so, Liebling, das sollst du nicht. Ich wollte dir ja nicht wehetun, Schatz, wirklich nicht. Ich weiß, wie dir zumute ist und wie schwer dir manches im Leben fällt. Ich weiß es genau, Bert. Aber weine nicht, Liebste, ich habe dich bestimmt genau so lieb wie früher und werde nie aufhören, dich zu lieben. Es tut mir so leid, wenn ich dich gekränkt habe. Ich konnte heute wirklich nichts dafür und Freitag auch nicht. Es war eben unmöglich. Aber von nun an werde ich nie mehr so häßlich sein, ganz gewiß nicht. Du bist mein allerliebster, bester Schatz und hast die schönsten Augen und Haare und die allerherzigste kleine Gestalt der Welt. Und glaube mir, Liebste, du kannst ebenso gut tanzen wie die anderen und siehst ebenso hübsch aus wie sie. Bitte, bitte, höre auf zu weinen, Liebling, es tut mir so leid, daß ich dich gekränkt habe."

Manchmal lag eine gewisse Zärtlichkeit in Clyde, die den

Erfahrungen, Enttäuschungen und Schwierigkeiten seines eigenen Lebens entsprang und die sich bei solchen Gelegenheiten eigentlich gegen jeden zu äußern pflegte. Dann klang seine Stimme sanft und melodisch und er konnte liebevoll und zartfühlend sein wie eine Mutter mit ihrem Kind. Auf ein Mädchen wie Roberta war das von ungeheurer Wirkung, aber so echt diese Regung auch war, so war sie doch nur von sehr kurzer Dauer. Sie kam und ging wie der Sommerwind, — ein Hauch, und schon war sie vorüber. In diesem Falle genügte sie, um in Roberta die Empfindung zu wecken, daß er sie vollkommen verstand, mit ihr fühlte und sie darum nur um so inniger liebte. Augenblicklich standen die Dinge jedenfalls nicht schlecht, denn sie besaß sowohl ihn als seine Liebe und sein Verständnis in hohem Maße, und darin und in seinen beruhigenden Worten lag ein solcher Trost, daß sie ihre Augen zu trocknen begann und sagte, wie leid es ihr täte, daß sie sich so erregt hatte. Hoffentlich konnte er ihr verzeihen, daß seine tadellos weiße Hemdbrust von ihren Tränen naß geworden war; sie würde es nie mehr tun, wenn Clyde ihr nur dieses eine Mal verzeihen konnte. Und gerührt durch eine Liebe, deren er sie in diesem Maße kaum für fähig gehalten hatte, küßte er sie immer wieder auf Hände und Wangen und endlich auch auf den Mund. Und zwischen Liebkosungen und Küssen gelobte er ihr nochmals — vollkommen sinnlos und unwahr, da er doch Sondra ebenso, wenn nicht noch mehr liebte —, daß sie die Erste, Einzige und Wichtigste in seinem Herzen sei und bleiben würde, und diese Behauptung ließ sie glauben, daß sie sich möglicherweise doch geirrt habe. Auch ihre Stellung ihm gegenüber schien gesicherter und noch herrlicher als früher — sie war ihm weit mehr als jene Mädchen, die er zwar in Gesellschaft traf, denen aber seine wunderbare Liebe doch niemals gehören konnte.

Zweiunddreißigstes Kapitel

Clyde war nun wirklich eine ständige Erscheinung bei allen winterlichen Veranstaltungen geworden. Nachdem ihn die Griffiths ihren Freunden und Bekannten vorgestellt hatten, war es nur natürlich, daß er in den meisten Häusern empfangen wurde. Aber in dieser sehr eng begrenzten Welt, in der jeder, der eine Rolle spielte, jeden anderen kannte, wurde der Inhalt der Brieftasche eines jeden ebenso hoch, wenn nicht höher eingeschätzt als seine gesellschaftlichen Verbindungen. Die angesehenen Familien der Stadt waren überzeugt, daß nicht nur die Familie, sondern das Geld Anfang und Ende jeder glücklichen Verbindung sein müßte, die auf sicherer Grundlage ruhen sollte. Und da es hieß, daß Clydes Mittel äußerst geringfügig seien, waren sie trotz seiner unbedingten Gesellschaftsfähigkeit doch nicht geneigt, ihn als einen zu betrachten, der Anspruch auf die Hand einer ihrer Töchter erheben konnte. So freigebig sie daher mit Einladungen an ihre eigenen Kinder und deren Bekannte waren, so freigebig waren sie auch in Anspielungen auf die Gefahren eines allzu häufigen Verkehrs mit ihm.

Aber Sondra und ihre Freundinnen waren ihm wohlgesinnt und die Bemerkungen ihrer Eltern noch nicht allzu deutlich, und so erhielt Clyde fortwährend Einladungen zu den Festen, von denen ihm jene die größte Freude bereiteten, bei denen ausschließlich getanzt wurde. Trotz seinen knappen Mitteln kam er ganz gut aus, denn bei näherer Bekanntschaft hatte Sondra seine finanziellen Verhältnisse bald durchschaut und sich bemüht, seinen Umgang mit ihr möglichst billig für

ihn zu gestalten. Wegen dieser ihrer Haltung, die sich wieder Bertine, Grant Cranston und anderen mitteilte, konnte Clyde besonders in Lycurgus sehr oft ohne weitere Kosten ausgehen. Und selbst wenn es sich um ein auswärtiges Fest handelte, schickten ihm Bekannte ihr Auto, um ihn abzuholen.

Nach jener Silvesterfahrt nach Schenectady, die für beide so bedeutungsvoll geworden und bei der sie sich nähergekommen waren als je zuvor, war es oft Sondra selbst, die ihn in ihrem Wagen abholte. Es war ihm tatsächlich gelungen, Eindruck auf sie zu machen, und zwar in einer Weise, die gleichzeitig ihrer Eitelkeit schmeichelte und sie bei ihrer besten Seite packte — dem innigen Wunsch nach einem jungen Menschen, der so hübsch war wie Clyde, eine gute gesellschaftliche Position hatte und doch von ihr abhing. Sie wußte, daß ihre Eltern einer Verbindung mit Clyde wegen seiner Armut nicht freundlich gegenüberstehen würden, und hatte ursprünglich auch nie an eine solche gedacht, jetzt aber ertappte sie sich bei dem Wunsch, daß es doch dazu kommen möge.

Es gab aber keine Gelegenheit zu weiterem Alleinsein, bis sie ungefähr vierzehn Tage nach Neujahr von einem ähnlichen Fest in Amsterdam zurückkehrten. Sie hatten Bella Griffiths und Bertine Cranston nach Hause gebracht, und Stuart Finchley sagte, nach hinten gewendet: „Jetzt bringen wir Sie nach Hause, Griffiths", aber selig in Clydes Nähe, wollte Sondra sich nicht so schnell von ihm trennen und fügte hinzu: „Wenn Sie zu uns kommen wollen, mache ich uns noch eine heiße Schokolade, bevor Sie nach Hause fahren, wollen Sie?"

„Sehr gerne", erwiderte Clyde fröhlich.

„Also los", rief Stuart und fuhr in die Richtung des Finchleyschen Hauses. „Aber ich für mein Teil gehe schlafen; es ist schon drei Uhr."

„So ein Bruder! Nun, Schlaf erhält die Schönheit!" entgegnete Sondra.

Als der Wagen in die Garage gebracht worden war, gingen die drei durch den Nebeneingang in die Küche, und nachdem ihr Bruder sie verlassen hatte, forderte Sondra Clyde auf, sich an den Küchentisch zu setzen, während sie alles Erforderliche holen ging. Er hatte eine solche Kücheneinrichtung noch nie gesehen und bewunderte den fest gegründeten Reichtum, der sich dies leisten konnte.

„Eine so große Küche! Und was für eine Menge Küchengeräte Sie hier haben!" sagte er.

Sie ersah daraus, daß er eine solche Einrichtung früher nicht gekannt hatte, weshalb ihm alles um so größeren Eindruck machte, und entgegnete: „Finden Sie? Sind denn nicht alle Küchen so groß?"

Clyde dachte an die ärmlichen Verhältnisse, die er gewohnt war, und da er annahm, daß sie sich etwas weniger Großartiges als ihr Heim kaum vorstellen konnte, imponierte ihm die Welt, der sie angehörte, nur noch mehr. Und das alles wurde einem selbstverständlich, wenn man ein solches Mädchen heiratete. Man hatte Diener und Koch, ein großes Haus und ein Auto, brauchte für niemand zu arbeiten, sondern nur zu befehlen, was ihm besonderen Eindruck machte. Ihre selbstbewußten Reden und Posen wurden dadurch nur noch reizvoller. Sie aber fühlte die Bedeutung dieses Reichtums für Clyde und wollte ihre Unzertrennlichkeit davon noch stärker betonen, denn sie wußte, daß sie ihm mehr als jede andere ein leuchtender Stern und der Inbegriff von Luxus und gesellschaftlicher Macht war.

Sie kochte die Schokolade in einer gewöhnlichen Aluminiumkasserolle, und um ihm noch mehr Eindruck zu machen, holte sie ein schweres Silberservice aus einem Nebenraum, goß die

Schokolade in die reich getriebene Kanne und stellte sie vor ihn hin. Dann schwang sie sich auf den Tisch, rückte zu ihm und sagte: „Ist das nicht schrecklich gemütlich? Ich breche so gerne in die Küche ein, aber ich darf es nur tun, wenn der Koch nicht zu Hause ist. Er erlaubt niemandem, in die Nähe der Küche zu kommen, so lange er hier ist."

„So?" entgegnete Clyde, dem die Denkweise der Köche in Privathaushaltungen etwas vollkommen Fremdes war, und bestärkte Sondra noch mehr in der Meinung, daß es in der Welt, aus der er kam, wenig oder gar kein Geld gegeben haben müsse. Er spielte aber jetzt eine solche Rolle in ihrem Leben, daß sie auf keinen Fall den Rückzug antreten wollte. Als er daher ausrief: „Ist es nicht herrlich, hier auf diese Weise beisammen zu sitzen, Sondra? Bedenken Sie doch, daß ich heute abend kaum Gelegenheit hatte, ein paar Worte mit Ihnen allein zu sprechen", erwiderte sie, ohne sich über seine Intimität zu ärgern: „Finden Sie? Das freut mich" und lächelte ihm etwas obenhin, aber herzlich zu.

Ihr Anblick in dem weißen Seidenkleid mit den Kristallperlen, ihre leichtbeschuhten Füße, die so verlockend nahe vor ihm schwangen, und der leise Duft, der in seine Nase drang, berauschten ihn. Sein Herz stand in Flammen. Jugend, Schönheit und Reichtum wie diese hier — was konnten sie nicht alles bedeuten? Sie aber fühlte, wie verliebt er war, und die ihn deutlich beherrschende Glut und Verzückung rissen sie selbst so weit hin, daß sie ihn als jemanden betrachtete, den sie unter Umständen sehr lieb haben könnte. Hatte er nicht große, feuchtglänzende und sehnsuchtsvolle Augen? Und sein Haar, das so berückend tief auf seine weiße Stirne fiel! Sie hätte es gerne berühren und mit den Händen glätten und seine Wangen streicheln mögen! Und ebenso wie Roberta, Hortense und Rita fielen ihr seine schlanken, wohlgebildeten und

ausdrucksvollen Hände auf. Er schwieg — ein krampfhaftes Schweigen, das er durch Worte zu brechen fürchtete — und dachte: „Könnte ich ihr nur sagen, wie schön ich sie finde. Könnte ich nur meinen Arm um sie legen und sie küssen, küssen, küssen, bis sie mich ebenso wieder küßt!!" Im Vergleich zu seiner ersten Annäherung an Roberta war es merkwürdigerweise ein ganz unsinnliches Gefühl: nur der Wunsch, einen vollendet schönen Gegenstand zu umfangen und zu liebkosen. Aus seinen Augen leuchtete die Innigkeit seines Wunsches und obwohl sie ihn bemerkte und sich etwas unsicher dabei fühlte — denn es war das, was sie am meisten an Clyde fürchtete —, lockte sie es doch, dessen weiteren Sinn zu ergründen.

Darum sagte sie neckend: „War es etwas sehr Wichtiges, was Sie mir sagen wollten?"

„Ich möchte Ihnen gerne schrecklich viel sagen, Sondra, wenn Sie es mir nur erlauben wollten", entgegnete er lebhaft. „Aber Sie haben es mir ja verboten."

„Ja, es war auch mein voller Ernst. Ich freue mich, daß Sie sich genau daran halten." Ein herausforderndes Lächeln spielte um ihre Lippen und sie blickte ihn an, als wollte sie sagen: „Du glaubst doch nicht, daß das wirklich ernst war?"

Hingerissen und überwältigt stand Clyde auf, nahm ihre beiden Hände in die seinen, blickte ihr tief in die Augen und rief:

„Es ist also nicht Ihr Ernst, Sondra? Oder doch wenigstens nicht ganz? Ach, wenn ich Ihnen nur alles sagen könnte, was ich denke."

Aber seine Augen sprachen es schon aus und sie erkannte wieder, wie leicht er sich entflammen ließ. Da sie aber fürchtete, ihm allzuviel zu gestatten, lehnte sie sich zurück und sagte:

„Gewiß war es mein Ernst. Sie nehmen fast alles im

Leben viel zu schwer." Aber wider Willen wurde ihr Gesichtsausdruck weich und sie lächelte von neuem.

„Ich kann nicht anders, Sondra, kann und kann nicht", fing er heftig und fast leidenschaftlich an. „Sie wissen nicht, was Sie mir antun. Sie sind so schön — ach, so schön —, Sie wissen es ja selbst. Ich muß immer an Sie denken, Sondra — wahrhaftig! Sie haben mich verrückt gemacht, so daß ich kaum schlafen kann. Ach, ich bin närrisch! Ich kann nirgends hingehen und Sie dort treffen, ohne nachher immerfort an Sie zu denken. Selbst heute abend, als ich Sie mit all den Jungen tanzen sah, konnte ich es kaum aushalten. Ich möchte, daß Sie nur mit mir tanzen und mit niemand anderem. Sie haben so wunderschöne Augen, Sondra, einen so süßen Mund und ein so himmlisches Lächeln!"

Er hob die Hände, als ob er sie streicheln wollte, hielt aber inne und sah ihr verklärt in die Augen, so wie ein andächtiger Beter eine Heilige betrachtet. Dann legte er plötzlich die Arme um sie und zog sie an sich. Erregt durch seine Worte und hingerissen durch seine Liebe, blickte sie ihn an, statt sich heftig zu wehren, wie sie es bei jedem anderen getan hätte. Seine Leidenschaft hatte sie so überrumpelt und gefangengenommen, daß ihr war, als könnte sie ihn so lieb haben, wie er wünschte — sehr, sehr sogar, wenn sie nur den Mut dazu hätte. Auch er war schön und zog sie an — auch er war bezaubernd trotz seiner Armut und so viel inniger und leidenschaftlicher als alle anderen jungen Leute, die sie kannte. Wäre es nicht herrlich, ein solches Gefühl ganz mit ihm zu teilen, falls Eltern und Stellung es ihr gestatteten? Aber sogleich fiel ihr ein, daß es unmöglich wäre, diesen Verkehr in irgendeiner Form aufrechtzuerhalten, geschweige denn ihn inniger zu gestalten und in Zukunft fortzusetzen, falls ihre Eltern davon erführen. Doch trotz dieser Vorstellung, die sie

einen Augenblick zögern und innehalten ließ, zog es sie immer wieder zu ihm hin. Ihr Blick war herzlich und innig und um ihre Lippen spielte ein freundliches Lächeln.

„Ich sollte Ihnen nicht erlauben, mir alle diese Dinge zu sagen. Ich weiß, daß ich es nicht sollte", widerstrebte sie leise, sah ihn aber zärtlich an. „Ich weiß, es ist nicht recht von mir, und doch . . ."

„Warum? Warum ist es nicht recht, Sondra? Warum darf ich es nicht, wenn ich Sie liebe?" Seine Augen wurden ganz traurig; sie bemerkte es und sagte: „Ach . . ich . . ich . ." und hielt inne. Sie wollte hinzufügen: „Glauben Sie, daß man es uns erlauben würde?", sagte aber nur: „Ich kenne Sie doch noch kaum."

„Ach Sondra, ich liebe Sie so sehr und sehne mich so nach Ihnen. Haben Sie mich denn nicht auch ein bißchen lieb?" Ihre unklaren Reden hatten ihn erschreckt, so daß sein Blick forschend und traurig wurde. Dies alles stimmte sie um, sie sah ihn unsicher an und überlegte, was aus einer solchen Leidenschaft werden sollte. Als er das Schwanken in ihren Augen bemerkte, zog er sie näher an sich und küßte sie, und statt sich zu wehren, lag sie einen Augenblick willig und freudig in seinen Armen. Dann aber setzte sie sich plötzlich auf. Der Gedanke, daß sie ihm erlaubt hatte, sie zu küssen, und was das für ihn bedeuten mochte, ließ sie sofort ihre Haltung wiedergewinnen. „Ich glaube, Sie müssen jetzt gehen", sagte sie bestimmt, wenn auch nicht unfreundlich.

Clyde, der selbst überrascht und etwas betroffen über seine eigene Kühnheit war, fragte jetzt ziemlich reuig und demütig: „Böse?"

Sie aber fühlte seine Ergebenheit, die Ergebenheit des Sklaven für seine Herrin, und war teils erfreut, teils geärgert darüber. Denn wie Roberta und Hortense wäre sie lieber

besiegt worden, statt zu siegen. Ein kleinwenig betrübt schüttelte sie den Kopf. „Es ist sehr spät", sagte sie mit zärtlichem Lächeln. Clyde begriff, daß er aus irgendeinem Grunde nicht mehr sagen durfte, und zugleich fehlte es ihm an Mut, Energie und Ausdauer, seine Sache weiter zu verfolgen. Er holte seinen Mantel, warf ihr einen bedauernden, aber gehorsamen Blick zu und ging.

Dreiunddreißigstes Kapitel

Roberta fand bald heraus, daß ihre aus der Luft gegriffenen Befürchtungen sich rasch bewahrheiteten. Denn es gab auch weiterhin Programmänderungen im letzten Augenblick und unangekündigtes Fernbleiben, wenn auch mit den üblichen nachträglichen Beteuerungen, daß es unvermeidlich gewesen. Und obwohl sie sich manchmal beklagte, Einsprache erhob oder sich mit schweigendem und nicht immer sehr offenkundigem ‚Katzenjammer' begnügte, führte das alles keine wesentliche Änderung oder Besserung herbei. Clyde war jetzt rettungslos in Sondra verliebt und nichts, was mit Roberta zusammenhing, vermochte ihn umzustimmen. Sondra war zu bezaubernd! Da sie sich jedoch täglich während der ganzen Arbeitszeit in demselben Raume aufhielten, drangen ganz von selbst einige Gedanken, die sie beschäftigten — traurige, trübe und verzweiflungsvolle Gedanken — bis zu ihm und packten ihn manchmal so gewaltig, als wären es trauernde oder anklagende Stimmen. Dann sagte er zu seiner Erleichterung, daß er sie gerne sehen würde und heute abend käme, wenn sie zu Hause wäre. Sie aber war so verblendet und noch immer so verliebt, daß sie freudig zugab, wie sehr sie sich über sein Kommen freute. Aber in der kindischen Erwartung einer schöneren Zukunft, als sie die Umstände versprachen, war er mehr denn je besorgt, daß seine gegenwärtigen Beziehungen zu Roberta eben jener hinderlich im Wege stehen könnten. Wenn Sondra die Sache mit Roberta entdeckte! Das wäre schrecklich! Oder wenn Roberta seine Neigung zu Sondra erfuhr und so gekränkt darüber wäre, daß sie ihn

verraten oder bloßstellen würde! Denn seit jener Silvestereinladung war er nur zu oft in der Fabrik mit der Entschuldigung erschienen, daß er wegen einer Einladung der Griffiths, Harriets und anderer die Verabredung, die sie vor ein oder zwei Tagen getroffen hatten, nicht einhalten konnte. Späterhin war er zu drei verschiedenen Malen wortlos ausgeblieben, weil Sondra ihn mit ihrem Wagen abgeholt hatte, und verließ sich darauf, was ihm am nächsten Tage als Ausrede einfallen würde.

Dieser ungewöhnliche, wenn auch nicht vollkommen neue Zustand gleichzeitiger Neigung und Abneigung erweckte endlich die Empfindung in ihm, daß er einen Weg finden müsse, um dieses Band zu zerreißen, falls Roberta ihn nicht so glatt aufgeben wollte, wie er wünschte. Und wenn er auch Roberta tödlich verletzte, was kümmerte ihn das? Er hatte ihr niemals versprochen, sie zu heiraten. Dann wieder fühlte er sich als ein berechnender, verächtlicher und grausamer Mensch, der ein Mädchen, das sich von selbst nie um ihn gekümmert hätte, auf unredliche Weise ausgenützt hatte. Aber obwohl er sie gekränkt, belogen und trotz den bündigsten Versprechungen getäuscht und vernachlässigt hatte, war es zur Wiedereinführung jenes höllischen oder himmlischen Gebotes an Adam und die Seinen gekommen: „Dein Begehren sei nach deiner Gefährtin." So seltsame Wege geht die menschliche Sinnlichkeit.

Über die Beziehungen zwischen jenen beiden muß noch gesagt werden, daß sie in ihrer Unerfahrenheit niemals andere als die einfachsten, meist ungenügenden Vorbeugungsmaßnahmen gekannt und angewendet hatte. Mitte Februar, merkwürdigerweise gerade um die Zeit, als Clyde durch Sondras andauernde Gunst zu dem Entschluß gekommen war, ein- für allemal nicht nur den rein physischen, sondern jeglichen Verkehr mit Roberta abzubrechen, begann auch sie zu erkennen, daß es trotz seiner

zeitweiligen und ihrer andauernden Verliebtheit ganz vergeblich war, ihn festzuhalten. Es wäre besser für ihren Stolz und für die Ruhe ihres Herzens, zu kündigen und sich eine andere entsprechende Stelle zu suchen, die ihr gestattete, selbst zu leben und ihre Eltern zu unterstützen und ihn wenn möglich zu vergessen. Aber unglückseligerweise mußte sie um jene Zeit die Fabrik eines Morgens mit einem Gesicht betreten, das ein Abbild weit schwererer und erschreckenderer Befürchtungen und Zweifel war als alles Bisherige. Hatte sich doch plötzlich zu ihrer eigenen schmerzlichen Erkenntnis über Clyde die dunkle, zwingende Angst gesellt, daß selbst dies möglicherweise für den Augenblick ausgeschlossen wäre. Denn wegen ihres beiderseitigen Zögerns, den anderen zu kränken, und durch ihre eigene unauslöschliche Liebe fühlte sie sich jetzt, zu diesem ihnen beiden höchst ungelegenen Zeitpunkte, guter Hoffnung.

Nie, seit sie seinen Bitten nachgegeben, hatte sie verabsäumt, die Tage zu zählen, und hatte sich immer dazu beglückwünschen können, daß alles in Ordnung sei. Jetzt aber waren achtundvierzig Stunden seit der genau berechneten Zeit verstrichen und noch war kein Anzeichen vorhanden. Seit vier Tagen war Clyde nicht bei ihr gewesen und seine Haltung in der Fabrik war kühler und gleichgültiger denn je. Und jetzt noch das! Dabei hatte sie niemanden, an den sie sich wenden konnte, außer ihm — und er zeigte sich gänzlich fremd und abweisend. In ihrer Angst, wie sie sich ohne Clydes Hilfe aus dieser bedrohlichen Lage befreien sollte, sah sie ihre Mutter, alle ihre Verwandten und Bekannten vor sich und erriet deren Gedanken für den Fall, daß ihr so etwas zustieß. Roberta hatte einen heillosen Schrecken vor der öffentlichen Meinung und vor dem, was die Leute sagen konnten. Das Stigma unerlaubten Verkehres, die Schande des unehelichen Kindes! Schlimm genug für eine Frau, wenn sie verheiratet war und

von der Liebe und Kraft eines Mannes beschützt wurde — solcher Liebe, wie sie ihr Schwager Gabel ihrer Schwester entgegenbrachte, wie sie ihre Eltern in den ersten Jahren ihrer Ehe zweifellos empfunden hatten, oder wie sie Clyde ihr einmal so glühend gestanden hatte. So hatte sie immer gedacht, wenn sie den Mädchen und Frauen zugehört, die über Liebe und Ehe, Ehebruch und das Unglück jener Mädchen sprachen, die den Männern nachgegeben hatten und dann verlassen worden waren.

Aber jetzt — jetzt! Sie konnte sich keine weiteren Vergleiche zwischen seiner früheren und seiner gegenwärtigen Haltung gestatten; ohne Rücksicht auf irgendetwas anderes mußte er ihr helfen. Sie hatte keine Ahnung, was sie unter diesen Umständen tun, noch an wen sie sich wenden sollte. Jedenfalls hatte er ihr einstmals versprochen, ihr beizustehen, falls etwas geschähe. Von Anfang an, selbst noch als sie am dritten Tage die Fabrik betrat, hoffte sie, daß sie die Gefahr übertrieben hätte und daß es vielleicht ein organischer Fehler sei, der sich wieder geben würde. Als sich aber bis zum späten Nachmittage nichts änderte, überfiel sie ein namenloser Schrecken, und das bißchen Mut, das sie noch aufrechterhalten hatte, begann zu wanken und zu schwinden. Nun war sie ganz allein, wenn er ihr nicht zu Hilfe kam! Und sie hatte Hilfe und liebenden, wohlmeinenden Rat so notwendig! O, Clyde, Clyde! Wenn er nur nicht so gleichgültig gegen sie wäre! Er durfte nicht! Es mußte etwas geschehen, schnell, schnell, sonst . . . Herrgott, wie schrecklich konnte das für sie ausgehen!

Gleich zwischen vier und fünf unterbrach sie ihre Arbeit und ging in den Erholungsraum. Dort schrieb sie einen gehetzten, aufgeregten Zettel, nicht mehr als ein bloßes Gekritzel.

Clyde, Du mußt heute abend kommen, ganz bestimmt; Du darfst mich nicht im Stich lassen! Ich muß Dir etwas sagen. Bitte, komm, sobald Du kannst, gleich nach Feierabend oder wir treffen uns irgendwo unterwegs. Ich bin weder böse noch verrückt, aber ich muß Dich heute noch sprechen, unbedingt. Bitte, sage mir gleich, wo.

Roberta.

Er fühlte augenblicklich den sonderbaren und ganz entsetzten Ton in ihrem Brief, wendete sich nach ihr um, und als er ihre blassen, verzerrten Züge sah, bedeutete er ihr, daß er sie treffen würde. Nach ihrem Gesicht zu urteilen, war die Sache, die sie ihm zu sagen hatte, von äußerster Wichtigkeit. Warum wäre sie sonst so fieberhaft aufgeregt? Und obwohl er nachher bei Starks zum Essen eingeladen war, wie ihm jetzt leider einfiel, mußte doch dies zuerst abgetan werden. Was mochte es wohl sein? War jemand von ihren Eltern oder Geschwistern erkrankt oder gestorben?

Um halb sechs machte er sich auf den Weg und überlegte von neuem, warum sie so blaß und bekümmert aussehen mochte. Gleichzeitig aber sagte er sich, daß er sich nicht durch allzu großes Mitgefühl hinreißen lassen durfte, falls jener Traum mit Sondra in Erfüllung gehen sollte; im Gegenteil, er mußte seine neue, abweisende Haltung bewahren, damit Roberta sah, daß er sie nicht mehr so liebte wie zuvor. Als er den angegebenen Ort um sechs Uhr erreichte, lehnte sie trostlos mit verzagtem und bestürztem Gesicht im Schatten eines Baumes.

„Was gibt es, Bert? Worüber bist du so aufgeregt? Was ist geschehen?" Seine im Schwinden begriffene Liebe wuchs durch ihre offenkundige große Hilflosigkeit.

„Ach, Clyde," sagte sie endlich, „ich weiß kaum, wie ich es dir sagen soll. Es ist so entsetzlich für mich, wenn es wahr

ist." Ihre krampfhaft gespannte, wenn auch leise Stimme war allein ein deutlicher Beweis ihrer Angst und Unruhe.

„Was ist es denn, Bert? Warum kannst du es mir nicht sagen?" wiederholte er rasch, aber zurückhaltend und versuchte möglichst sicher und unbeteiligt auszusehen, was ihm aber diesmal nicht recht gelingen wollte. „Warum bist du so aufgeregt? Du zitterst ja!"

Er hatte sich niemals in seinem Leben in einer ähnlichen Lage befunden, weshalb ihm auch jetzt der wahre Grund nicht einfiel. Und da er ihr durch sein Betragen fremd und verlegen gegenüberstand, wußte er nicht recht, wie er sich in einem solchen Falle, in dem sichtlich etwas nicht stimmte, benehmen sollte. Konventionelle und moralische Gründe ließ er noch immer gelten und brachte es nicht über sich, etwas Unehrenhaftes zu tun, ohne Reue oder mindestens Scham darüber zu empfinden, selbst wenn seine höchsten gesellschaftlichen Ambitionen dabei auf dem Spiele standen. Aber er hatte es so eilig, seiner Einladung zu folgen und nicht weiter belästigt zu werden, daß er ungeduldig wurde, was Roberta nicht entging.

Ernst und eifrig und durch ihre schwierige Lage bestärkt, kühn und fordernd aufzutreten, bat sie: „Du weißt, Clyde, daß du mir versprochen hast, mir zu helfen, wenn etwas passieren würde."

Jetzt erfaßte er die Schwierigkeit, die durch seine letzten, unvernünftigen Besuche auf ihrem Zimmer entstanden waren. Nun galt es eine wirkliche Schwierigkeit zu überwinden, wenn nicht eine noch größere daraus entstehen sollte. Aber — so flüsterte ihm seine jüngste, alles überwiegende Gleichgültigkeit zu, obwohl er nicht recht daran glaubte — vielleicht war es nur eine List oder ein Schachzug der Liebe, um ihn festzuhalten oder gegen seinen Willen wieder zu gewinnen.

Doch sie war zu unglücklich und zu verzweifelt. Und mit der ersten unklaren Vorstellung, wie vernichtend eine solche Verwicklung für ihn werden konnte, wurde seine Angst größer als sein Ärger, so daß er ausrief:

„Wie glaubst du, daß etwas nicht in Ordnung ist? Das kannst du doch noch gar nicht bestimmt wissen. Woher denn auch? Meinst du nicht, daß morgen alles wieder gut sein wird?"

„Ich fürchte, nein, Clyde. Ich wünschte, es wäre der Fall, aber es sind schon zwei Tage, und das war es noch nie."

Sie war so sichtlich unglücklich und niedergeschlagen über sich selbst, daß er sofort jeden Gedanken an eine List aufgab. Aber er wollte nicht gleich etwas so Erschreckendes ins Auge fassen und fügte hinzu: „Nun, das muß noch nichts weiter bedeuten. Es dauert doch bei Mädchen oft länger als zwei Tage."

Sein Ton klang so unsicher und sogar unecht — was er bis jetzt noch nie gewesen —, daß Roberta aufgeregt ausrief: „Das glaube ich nicht. Ach, wäre es nicht entsetzlich, wenn etwas passiert wäre? Was rätst du mir? Weißt du nichts, was ich einnehmen könnte?"

Auf einmal war Clyde, der diesen Verkehr mit Roberta so eilig und dringend gesucht und ihr den Eindruck eines weltklugen und erfahrenen Jünglings gemacht hatte, dem man die Schwierigkeiten und Gefahren eines solchen Umganges getrost überlassen konnte, vollkommen ratlos. Er begriff jetzt, daß er von den geheimnisvollen geschlechtlichen Beziehungen und den möglichen Schwierigkeiten so wenig wußte, als für einen jungen Mann seines Alters nur irgend denkbar war. Gewiß, bevor er hierher gekommen war, hatte er in Kansas City und Chicago so weltkluge Führer aus der Hotelwelt wie Ratterer, Higby, Hegglund und andere kennen-

gelernt und ihren prahlerischen Reden gelauscht. Aber trotz ihrer Wichtigtuerei mußte sich ihre Weisheit auf Mädchen bezogen haben, die ebenso sorglos und unerfahren waren wie sie selbst. Und — was ihm selbst im Augenblick nicht klar wurde — dahinter steckte nicht viel mehr als die angeblichen Mittel und Vorbeugungsmaßnahmen der Quacksalber und dunklen Apotheker und Drogisten, die mit Hegglund und Ratterer zu tun gehabt hatten. Aber wie konnte man in einer kleinen Stadt wie Lycurgus selbst zu diesen Dingen kommen? Seit er Dillard fallen gelassen, hatte er keine intimen, geschweige denn verläßlichen Freunde, die man in einer solchen Lage ins Vertrauen ziehen konnte.

Das einzige, was ihm augenblicklich einfiel, war, einen Apotheker hier oder in der Umgebung zu fragen, ob er ihm irgendein wirksames Mittel oder Rezept gegen Geld überlassen könnte. Aber um wieviel? Und was riskierte man in so einem Fall? Würden diese Leute ein Gespräch beginnen und ihn ausfragen? Erzählten sie solche Wünsche und Bedürfnisse auch weiter? Er sah dem in Lycurgus wohlbekannten Gilbert Griffiths so ähnlich, daß jeder, der ihn für diesen hielt und solche Dinge von ihm berichtete, Unannehmlichkeiten heraufbeschwor. Und diese schreckliche Situation mußte gerade jetzt auftauchen, wo die Dinge mit Sondra so weit gediehen waren, daß sie ihm gestattete, sie insgeheim zu küssen und, was noch erfreulicher war, ihm kleine Beweise ihrer Neigung gab, indem sie Krawatten, einen goldenen Bleistift oder eine Schachtel voll der reizendsten Taschentücher nebst einer kleinen Karte mit ihren Anfangsbuchstaben in seiner Abwesenheit bei ihm abgeben ließ. Daraus schloß er, daß seine Zukunft immer vielversprechender wurde und daß selbst eine Ehe mit ihr vielleicht im Bereich der Möglichkeiten lag, vorausgesetzt, daß ihre Familie sich nicht allzu ablehnend

verhielt und ihre Verliebtheit und diplomatische Geschicklichkeit andauerte. Natürlich war er dessen nicht sicher; ihre wahren Absichten und Neigungen lagen hinter einem Schleier, hinter quälendem Ausweichen verborgen, was sie jedoch nur noch begehrenswerter machte. Aber dies alles brachte ihn zu der Überzeugung, daß er jetzt rasch und so leicht als möglich seine Beziehungen zu Roberta lösen mußte. Deshalb erklärte er ihr sofort mit anscheinender Sicherheit: „Nun, ich würde mich an deiner Stelle nicht weiter darüber kränken. Es kann noch immer alles gut werden. Das kannst du doch gar nicht wissen. Jedenfalls muß ich ein wenig Zeit haben, um zu überlegen, was sich tun läßt. Ich glaube daß ich dir etwas verschaffen kann, aber sei nicht so aufgeregt."

Dabei war er selbst weit entfernt von jener Sicherheit, die er vorgab, er war sogar sehr erschüttert. Sein ursprünglicher Entschluß, sich so wenig als möglich um sie zu kümmern, wurde jetzt dadurch erschwert, daß hier eine Situation entstanden war, die eine wirkliche Gefahr für ihn barg, falls es ihm nicht durch irgendeine Behauptung oder Feststellung gelang, jede Verantwortung von sich zu schieben. Daß Roberta noch immer für ihn arbeitete, daß er ihr einige Briefe geschrieben hatte und daß ihr leisestes Wort eine verhängnisvolle Untersuchung heraufbeschwören mußte, das genügte, um ihn zu überzeugen, daß er ihr unbedingt helfen müsse, ohne eine Spur davon in die Öffentlichkeit dringen zu lassen.

Andererseits muß doch gerechterweise gesagt werden, daß er ihr nach allem, was zwischen ihnen vorgefallen war, gerne nach Kräften beistehen wollte. Aber wenn er es nicht konnte — seine Gedanken rasten zu einer immerhin möglichen ungünstigen Lösung — nun, dann — dann — konnte er dann nicht leugnen, daß er jemals Beziehungen zu ihr unterhalten hatte und sich so aus der Affäre ziehen? Andere Burschen

würden an seiner Stelle so handeln und vielleicht wäre es eine Lösung, wenn er nur nicht in einer so verräterischen Umgebung leben müßte.

Das Schlimmste aber war, daß er außer dem Besuch eines Arztes nichts eigentlich Wirksames wußte. Das aber bedeutete voraussichtlich Zeit, Geld, Gefahr und weiß Gott was! Er würde sie am nächsten Morgen aufsuchen und wenn sie bis dahin nicht in Ordnung war, würde er handeln.

Roberta aber, die zum ersten Male in einer solchen Krise leichtfertig und gleichgültig im Stich gelassen wurde, kehrte verzweifelter und schwerer bedrückt als je zuvor mit ihren Gedanken und Besorgnissen in ihr Zimmer zurück.

Vierunddreißigstes Kapitel

Aber der Auskunftsmittel, die Clyde in einer solchen Lage fand, gab es nur sehr wenige. Außer Liggett, Whiggam und einigen anderen untergeordneten, zwar sehr freundlichen, aber immerhin fremden Abteilungsleitern, die ihn jetzt als einen sichtlich Höherstehenden betrachteten und es nicht wagten, allzu vertraut mit ihm zu sein, gab es niemanden, an den er sich wenden konnte. Und in der Gesellschaftsklasse, zu der er jetzt eifrig hinstrebte, wäre auch der leiseste Versuch, eine Auskunft zu erlangen, ganz unsinnig gewesen. Wenn sich die jungen Leute dieser Kreise auch da- und dorthin stürzten und durch ihr Aussehen, ihre Neigungen und Mittel richtige tolle Jugendstreiche begingen und so ausschweifend lebten, wie er und seinesgleichen es sich nie hätten träumen lassen, war er doch mit keinem von ihnen so befreundet, daß er daran denken konnte, ihn um Rat und Hilfe zu bitten. Das einzig Vernünftige schien ihm, sich nicht an einen Arzt, Apotheker oder sonst jemanden in Lycurgus zu wenden, sondern sich in irgendeiner Stadt der Umgebung, am liebsten der größten und nächsten, in Schenectady, zu erkundigen, was in einer solchen Lage zu tun sei. Denn etwas mußte er finden.

Die Notwendigkeit eines raschen Entschlusses und Handelns war so groß, daß er sogar auf dem Wege zu Starks beschloß, ohne noch zu wissen, nach welchem Rezept oder Medikament er fragen sollte, am nächsten Tag nach Schenectady zu fahren. Hieß das aber nicht, daß ein ganzer Tag verstrich, ehe etwas für Roberta geschehen konnte, und sie der Gefahr überlassen blieb, die jede Verzögerung in ihrer

beider Augen bedeutete? Wenn möglich, wollte er darum lieber sofort handeln: sich bei Starks entschuldigen und dann mit der Straßenbahn nach Schenectady fahren, bevor die Apotheken geschlossen wurden. Aber war er erst dort — was dann? Wie dem dortigen Apotheker oder Provisor gegenübertreten und wonach ihn fragen? Schwere, quälende Gedanken bedrückten ihn: Was würde der Apotheker denken, sagen und wie würde er aussehen? Wenn nur Ratterer und Hegglund oder selbst Higby hier wären! Sie würden sich auskennen und ihm mit Freuden helfen. Aber hier saß er nun ganz allein, denn Roberta zählte nicht. Es mußte etwas dagegen zu machen sein, und wenn nicht, wenn es ihm mißlang, würde er nach seiner Rückkehr an Ratterer schreiben und angeben, daß es sich um einen Freund handelte, um soviel als möglich aus dem Spiel zu bleiben. Da ihn in Schenectady niemand kannte, konnte er natürlich sagen, daß er jung verheiratet sei (warum nicht? Alt genug war er dazu), daß es ihnen unmöglich sei, ein Kind zu erhalten und seine Frau „ihre Zeit überschritten habe" (er erinnerte sich, diesen Ausdruck einmal von Higby gehört zu haben) und daß er etwas haben wolle, um diesen Zustand zu vermeiden. Lag ein Unrecht darin? Ein junges Ehepaar konnte sich sehr wohl in einer solchen Lage befinden, und vielleicht würde ihm der gerührte Apotheker gerne einen Rat geben. Warum schließlich nicht? Es wäre doch kein Verbrechen. Der eine oder andere konnte es ablehnen, aber der dritte würde es tun. Und dann wäre er alles los und würde sich nie wieder zu solchen Dingen hinreißen lassen, bevor er nicht mehr darüber wußte. Niemals! Es war zu schrecklich!

In großer Unruhe kam er zu Starks. Seine Aufregung wuchs mit jedem Augenblick, so daß er gleich nach dem Essen erklärte, in letzter Stunde wäre in der Fabrik ein sehr müh-

samer Bericht über die Tätigkeit des letzten Monates von ihm verlangt worden, und da er denselben nicht im Bureau machen konnte, mußte er ihn zu Hause ausarbeiten — ein Stück geschäftlichen Ehrgeizes, das die Starks mit Bewunderung und Teilnahme erfüllte. Damit war er entschuldigt.

Aber in Schenectady blieb ihm kaum Zeit, sich umzusehen, ehe der letzte Wagen nach Lycurgus zurückkehrte. Er begann den Kopf zu verlieren. Sah er wie ein junger Ehemann aus, um als solcher auftreten zu können? Und wurden vorbeugende Mittel nicht selbst von Apothekern als etwas Unrechtes angesehen? Er durchschritt die einzige sehr lange und zu dieser Stunde noch hellbeleuchtete Hauptstraße, sah in diese und jene Apotheke und fand jede einzelne aus verschiedenen Gründen nicht geeignet.

Endlich überlegte er, daß er handeln oder mit verlorener Zeit und verschwendetem Fahrgeld unverrichteter Dinge heimkehren müsse. Er ging zu einer kleineren, abseits gelegenen Apotheke zurück, in welcher er knapp vorher einen untersetzten, unbeschäftigten Mann herumlungern gesehen, trat ein, nahm seinen ganzen Mut zusammen und sagte: „Ich möchte Sie etwas fragen. Ich möchte wissen, ob Sie ein Mittel kennen — die Sache ist nämlich die: Ich bin jung verheiratet und ich kann mir jetzt keine Kinder leisten und meine Frau hat ihre Zeit überschritten. Kann man etwas nehmen, um es zu verhindern?"

Er sprach ziemlich lebhaft und vertraulich, wenn auch etwas aufgeregt und mit der inneren Überzeugung, daß der Apotheker ihm seine Lage ansehen mußte. Aber — und das konnte er nicht wissen — er sprach mit einem überzeugten Methodisten, der glaubte, der Natur nicht in die Arme fallen zu dürfen. Das war gegen Gottes Gebot, und er führte keinerlei Mittel, die in irgendeiner Weise den Wegen des Schöpfers hinderlich sein konnten. Trotzdem war er ein zu guter Ge-

schäftsmann, um einen eventuellen späteren Kunden abzuschrecken, und sagte darum: „Es tut mir leid, junger Mann, aber ich fürchte, ich kann Ihnen in diesem Falle nicht helfen. Ich habe gar nichts Derartiges auf Lager und verkaufe es auch nicht, weil ich an diese Sachen nicht glaube. Vielleicht führen andere Apotheken hier in der Stadt ein solches Mittel. Ich kann es Ihnen leider nicht sagen."

Er sprach feierlich, mit dem ernsten und innerlich überzeugten Ton und Blick des Moralisten, der weiß, daß er im Recht ist.

Clyde erfaßte sofort, und diesmal auch ganz richtig, daß dieser Mann ihm Vorwürfe machte. Das bißchen Hoffnung, mit dem er seine Wanderung begonnen, wurde noch viel geringer. Aber da der Apotheker ihm keine direkten Vorstellungen gemacht und sogar gesagt hatte, daß andere möglicherweise etwas Derartiges führten, faßte er nach einigen Augenblicken wieder Mut, und nachdem er einige Zeit hin- und hergewandert war und da und dort in ein Fenster geblickt hatte, erspähte er endlich einen siebenten Apotheker allein in seinem Laden. Er trat ein, und als er seine Erklärung wiederholt hatte, wurde ihm sehr geheimnisvoll von dem ihn bedienenden mageren, kasuistischen Wesen mitgeteilt, daß es ein solches Mittel gab. Wünschte der Herr eine Schachtel davon? Sie kostete sechs Dollar — eine unerhörte Summe für den festbesoldeten Fragesteller. Aber die Ausgabe schien unvermeidlich und es war eine solche Erleichterung, überhaupt etwas zu finden, daß er sofort erklärte, die Schachtel zu nehmen, und nachdem ihm der Provisor etwas „unbedingt Wirksames" gebracht und verpackt hatte, bezahlte er und ging.

Er fühlte sich so erleichtert und die Anspannung war bis zu diesem Augenblick so groß gewesen, daß er am liebsten einen Luftsprung gemacht hätte. Es gab also ein Mittel, das selbst-

verständlich auch nützen würde. Der auffallend, ja unerhört hohe Preis schien dafür zu bürgen; und mußte er unter den gegebenen Umständen den Preis nicht noch als einen mäßigen betrachten, wenn er so leicht davonkam? Dabei vergaß er zu fragen, ob noch irgendwelche besondere Maßnahmen ratsam wären, und kehrte mit dem Paket sofort nach Lycurgus zurück. Dort begab er sich zu Roberta — irgendein losgelöster Teil seines inneren Ich beglückwünschte ihn zu seiner Unerschrockenheit und Tüchtigkeit.

Auch auf Roberta machte es großen Eindruck, daß es ihm gelungen war, etwas zu finden, noch dazu, nachdem sie beide gefürchtet hatten, daß es ein solches Mittel nicht gäbe oder daß es schwer zu beschaffen wäre, und auch sie fühlte sich sehr erleichtert. Wieder imponierten ihr seine Tüchtigkeit und Gewandtheit — Eigenschaften, die sie ihm bis jetzt immer zugeschrieben hatte. Außerdem war er liebenswürdiger und rücksichtsvoller, als sie unter den gegebenen Umständen erwartet hatte; wenigstens überließ er sie nicht kaltblütig ihrem Schicksal, wie sie in ihrem Schrecken befürchtet hatte. Und trotz seiner früheren Gleichgültigkeit genügte dies, um ihre Stimmung ihm gegenüber zu besänftigen. Sie öffnete das Paket, las die Vorschriften in einer Art freudiger Aufwallung und versicherte ihn währenddessen ihrer Dankbarkeit. Nie würde sie vergessen, *wie* gut er bei diesem Anlaß gegen sie gewesen sei! Aber selbst in diesem Augenblick kam ihr der Gedanke: Wie, wenn es nicht wirkte? Was dann? Was sollte sie tun, um das weitere mit Clyde zu vereinbaren? Immerhin mußte sie vorläufig dankbar und zufrieden sein und nahm sofort eine der Pillen.

Als sie ihn ihrer Dankbarkeit versicherte und Clyde begriff, daß diese möglicherweise als Vorspiel neuer Intimitäten gedeutet werden konnte, fiel er in die Haltung zurück, die er seit

Tagen in der Fabrik eingenommen hatte. Unter keinen Umständen durfte er sich zu irgendwelchen weiteren Liebkosungen oder Sentimentalitäten hinreißen lassen, und wenn jenes Medikament sich als wirksam erwies, dann mußte dies bis auf ganz zufällige und gelegentliche Begegnungen ihre letzte Zusammenkunft sein. Es hatte sich herausgestellt, daß er zu viel, eigentlich alles dabei verlieren konnte, daß ein solcher Verkehr zu große Gefahren barg und nichts als Ärger, Sorge und Ausgaben mit sich brachte. Deshalb wurde er wieder so zurückhaltend wie früher.

„Paß auf, jetzt wird alles wieder gut. Jedenfalls wollen wir es hoffen, nicht wahr? Hier steht, daß man während acht bis zehn Stunden eine Pille stündlich nehmen soll, und wenn einem ein bißchen übel dabei wird, so schadet es nichts. Du wirst ein, zwei Tage zu Hause bleiben müssen, aber ich denke, das wird dir gleich sein, wenn es dir nur hilft. Falls du morgen nicht in der Fabrik erscheinst, komme ich am Abend nachsehen, wie es dir geht."

Er lachte fröhlich, während Roberta ihn anblickte und sich fragte, wie sie seine jetzige oberflächliche Haltung mit seiner früheren Zärtlichkeit und seinem tiefen Mitgefühl in Einklang bringen sollte. Seine frühere Liebe! Und wie war er jetzt? Da sie ihm aber unter diesen Umständen wahrhaft dankbar war, lächelte sie ihm herzlich zu und er ihr auch. Nur als er hinausgegangen war und die Tür hinter sich geschlossen hatte, ohne daß es zu irgendwelchen Zärtlichkeiten zwischen ihnen gekommen war, kehrte sie kopfschüttelnd in ihr Bett zurück. Wenn dieses Mittel nicht half und er in dieser kühlen und fremden Haltung verblieb? Denn wenn es nicht wirkte, würde er vielleicht weiter so gleichgültig gegen sie bleiben und sich nicht viel um sie kümmern wollen. Oder doch? Konnte er so sein, er, der sie noch dazu gegen ihren Willen

in diese Lage gebracht und ihr so fest versichert hatte, daß nichts geschehen würde? Und nun lag sie hier allein, grämte sich und hatte niemanden, an den sie sich wenden konnte, außer ihn, und er ließ sie anderen zuliebe im Stich, mit der bloßen Versicherung, daß alles wieder gut werden würde. Und er war doch an allem schuld! War das auch recht?

„Ach, Clyde, Clyde!"

Fünfunddreißigstes Kapitel

Das Mittel half nicht. Sie fühlte sich nicht wohl und da er ihr geraten hatte, nicht in die Fabrik zu gehen, blieb sie im Bett und machte sich weiter Sorgen. Ängstlich bemüht, dem Schicksal, das sie scheinbar ereilte hatte, um jeden Preis zu entgehen, begann sie stündlich zwei Pillen statt einer zu nehmen. Daraufhin wurde ihr entsetzlich übel, so daß Clyde, der sie um halb sieben besuchte, ehrlich erschrocken war über ihr leichenblasses Gesicht, ihre verzerrten Züge und ihre großen aufgeregten Augen mit den unnatürlich erweiterten Pupillen. Sie machte sichtlich eine Krise durch, und zwar seinetwegen, und das erschreckte und rührte ihn zugleich. Aber ihr unveränderter Zustand brachte ihn so sehr aus der Fassung, daß seine Gedanken im vorhinein die verschiedenen Möglichkeiten durchliefen, die ein solcher Mißerfolg mit sich brachte. Das erforderte den Rat und die Hilfe irgendeines Arztes. Aber wie, wann und wo? Und wo sollte er das Geld für einen solchen Fall hernehmen?

Wenn ihm nichts Besseres einfiel, mußte er sofort zu dem Apotheker zurückkehren und ihn fragen, ob es nichts anderes, ein anderes Medikament oder sonst etwas gab, das nützen konnte. Und wenn nicht, dann mußte man zu einem bescheidenen Winkeldoktor gehen, der für wenig Geld oder das Versprechen einer späteren Bezahlung sich in diesem Falle bereit finden würde, zu helfen.

Aber so wichtig, ja fast tragisch diese Sache war, hob sich seine Stimmung doch etwas, als er erst draußen war. Es fiel ihm ein, daß er versprochen hatte, Sondra bei Cranstons zu treffen, wo sie beide nebst einer Menge anderer Leute um

neun Uhr zu einem der üblichen Abende zusammenkommen sollten. Doch trotz Sondras großer Anziehungskraft ließ ihn der Gedanke an Robertas Zustand nicht los und stieg wie ein Gespenst vor ihm auf. Wenn eines der hier anwesenden Mädchen, Nadine Harriet, Perley Haynes, Violet Taylor, Jill Trumbull, Bella, Bertine oder Sondra jemals auch nur das allergeringste von dem erfuhren, was er soeben mitgemacht? Obwohl ihm Sondra, die bei seinem Eintritt am Klavier saß, zur Begrüßung über die Schulter zulächelte, verblieben seine Gedanken bei Roberta. Er mußte nach Schluß des Festes noch einmal hingehen, um sein eigenes Gewissen zu beruhigen, falls es ihr besser ging. Wenn aber nicht, dann mußte er gleich an Ratterer um Rat schreiben.

Trotz seinen Sorgen bemühte er sich, so heiter und unbekümmert zu erscheinen wie nur je, tanzte zuerst mit Perley Haynes, dann mit Nadine, und während er auf die Möglichkeit wartete, mit Sondra zu tanzen, näherte er sich einer Gruppe, die Wanda Steele beim Zusammenlegen eines neuen Geduldspieles zu helfen versuchte, und behauptete, daß er auf Papier geschriebene und in Umschlägen verschlossene Mitteilungen lesen könne. Es war der alte Spaß der serienweisen Briefe, den er in einem Buche über Salontricks bei Peytons entdeckt hatte. Früher einmal hatte er sich dadurch einen Anstrich von Geist und Sicherheit geben wollen, heute abend wollte er jedoch nur die schwierigere Frage, die auf seiner Seele lastete, vergessen. Aber obwohl es ihm mit Hilfe der ins Vertrauen gezogenen Nadine Harriet glückte, die anderen vollkommen zu verblüffen, war er doch nicht ganz bei der Sache. Immer hatte er Roberta vor Augen. Angenommen, es war wirklich etwas los mit ihr und es gelang ihm nicht, sie davor zu bewahren, konnte sie sogar verlangen, daß er sie heirate, so sehr fürchtete sie Eltern und Bekannte.

Was würde dann aus ihm? Er mußte die schöne Sondra verlieren, die möglicherweise sogar erfuhr, wie und warum es geschehen war. Es wäre Wahnsinn von Roberta, so etwas zu verlangen. Er würde es nicht tun; er konnte es einfach nicht.

Eines war gewiß: er mußte sie davon befreien. Er mußte! Aber wie? Wie?

Um zwölf Uhr gab Sondra ihm zu verstehen, daß sie bereit sei zu gehen, und daß er sie begleiten und sogar auf ein paar Minuten zu ihr kommen dürfe, wenn er Lust habe. Vor ihrem Hause erlaubte sie ihm, sie im Schatten einer am Haupteingange angebrachten Pergola zu küssen, und sagte ihm, daß sie anfing, ihn für den allerreizendsten Menschen der Welt zu halten, und daß sie sich etwas ausdenken wollte, wodurch er sie im Frühling, wenn ihre Familie an den Twelfth-Lake übersiedelte, über die Weekends besuchen könnte. Aber Clyde war so voll Sorgen, daß er diesen neuen, besonders spannenden Beweis ihrer Liebe, seinen jüngsten und überraschenden Sieg über die Gesellschaft und Sondras Herz nicht voll genießen konnte. Er mußte diesen Brief an Ratterer noch heute abschicken. Vorher aber hatte er versprochen, noch einmal zu Roberta zurückzukehren und nachzusehen, ob es ihr besser ginge; jedenfalls wollte er morgen früh zu dem Apotheker nach Schenectady fahren, denn wenn sie heute abend nicht wohler war, mußte auf alle Fälle etwas geschehen.

Während Sondras Küsse noch auf seinen Lippen brannten, ging er zu Roberta, deren blasses Gesicht und bekümmerte Augen ihm schon beim Betreten ihres Zimmers sagten, daß sich noch nichts geändert habe. Es war ihr nur noch schlechter und unglücklicher zumute als früher, denn die große Dosis hatte sie sehr geschwächt. Aber das mache alles nichts, wenn sie nur die Sache selbst los werde; lieber wolle sie sterben, als die Folgen tragen. Clyde erfaßte, was sie meinte, und

da er seiner selbst wegen ehrlich bekümmert war, schien er auch teilweise besorgt um sie. Seine frühere Gleichgültigkeit und die Art, wie er sie noch heute abend verlassen hatte, ließen sie jedoch nicht glauben, daß er sich noch irgendwelche Sorgen um sie mache; das war ein großer Schmerz für sie, und obwohl er ihr jetzt sagte, daß sie sich nicht kränken solle, er werde ihr andere, wirksamere Pillen geben, wenn diese nichts nützten, und wolle gleich morgen in der Frühe zu dem Apotheker nach Schenectady fahren, um sich nach einem anderen Mittel zu erkundigen, fühlte sie, daß er sie nicht mehr liebte.

Da aber die Gilpins kein Telephon hatten und er es nie wagte, Roberta unter Tags zu besuchen oder sie zu Mrs. Peyton kommen zu lassen, wollte er am folgenden Morgen vor der Arbeit vorbeikommen. War sie wohl, so sollten die beiden vorderen Jalousien aufgezogen, sonst aber heruntergelassen sein. In letzterem Falle würde er sofort nach Schenectady fahren und Mr. Liggett telephonieren, daß er auswärts zu tun habe.

Trotzdem waren beide sehr niedergeschlagen und besorgt. Clyde war nicht ganz überzeugt, ob es ihm gegebenenfalls gelingen würde, sich ohne eine Entschädigung aus dem Staube zu machen, die nicht aus einer augenblicklichen Hilfeleistung, sondern aus mehr — vielleicht sogar aus einer Heirat — bestünde. Hatte sie ihn doch bereits an sein Versprechen gemahnt, ihr bis zum Schluß beizustehen. Er fragte sich, was er seinerzeit damit gemeint hatte. Sicher keine Ehe, nie war seine Absicht so weit gegangen; vielmehr hatte er als glücklich Verliebter mit ihr tändeln wollen, obwohl er wußte, daß sie seine damaligen eifrigen Bemühungen nicht so aufgefaßt hatte. Er mußte zugeben, daß sie seine Absichten wahrscheinlich für ernsthafter gehalten, denn sonst hätte sie sich ihm nicht hingegeben.

Zu Hause angelangt, schrieb er den Brief an Ratterer, trug ihn auf die Post und verbrachte eine unruhige Nacht. Da die Vorhänge an Robertas Fenstern herabgelassen waren, als er am nächsten Morgen vorüberging, suchte er den Apotheker in Schenectady auf. Aber leider wußte dieser kein anderes Hilfsmittel als ein heißes und schwächendes Bad, das er früher nicht erwähnt hatte, oder irgendeine anstrengende körperliche Arbeit. Als er Clydes gequälten Gesichtsausdruck bemerkte, vermutete er, daß ihm die Sache große Sorgen mache, und sagte: „Daß bei Ihrer Frau ein Monat ausgeblieben ist, muß natürlich noch nicht bedeuten, daß etwas Ernstliches los ist. Das kommt manchmal bei Frauen vor. Auf jeden Fall können Sie Ihrer Sache erst sicher sein, wenn der zweite Monat vorbei ist. Das wird Ihnen jeder Arzt sagen. Falls sie aufgeregt ist, lassen Sie sie irgendetwas versuchen, aber selbst, wenn es nicht wirkt, können Sie noch nichts Bestimmtes wissen. Sie kann trotzdem nächsten Monat vollkommen in Ordnung sein."

Leicht getröstet durch diese Auskunft, war Clyde im Begriff, fortzugehen. Roberta konnte sich irren; sie machten sich vielleicht beide überflüssige Sorgen. Immerhin konnte doch eine wirkliche Gefahr bestehen — er erschrak, wenn er nur daran dachte —, und bis zum Ende des nächsten Monats zu warten, hieß, einen ganzen Monat verstreichen lassen, ohne daß irgendetwas dagegen geschah. Entsetzliche Vorstellung! Darum bemerkte er: „Wissen Sie nicht zufällig einen Arzt, zu dem sie gehen könnte, falls es nicht von selbst gut wird? Es ist eine schwere Sache für uns beide und ich möchte ihr gerne helfen, wenn ich könnte."

Irgendetwas in Clydes Rede, seine große Aufregung, sein dringender Wunsch, sich in eine Art der Behandlung einzulassen, die der Apotheker als etwas wesentlich anderes als

das bloße Einnehmen eines Medikamentes betrachtete, ließen ihn Clyde mit leichtem Mißtrauen ansehen und brachten ihn auf den Gedanken, daß er wahrscheinlich gar nicht verheiratet war und dies einen jener Fälle von Zügellosigkeit und darauffolgenden Schwierigkeiten für ein unschuldiges Mädchen bedeutete. Seine Stimmung schlug um, und statt helfen zu wollen, sagte er nun kühl: „Vielleicht gibt es hier einen solchen Arzt, aber ich weiß von keinem und würde auch nie jemanden zu ihm schicken. Es ist verboten und sicher wäre es sehr arg für einen Arzt der Umgebung, bei einer solchen Sache ertappt zu werden. Das soll nicht heißen, daß es Ihnen nicht freisteht, selbst jemanden zu suchen, wenn Sie wollen", fügte er ernsthaft hinzu, indem er einen prüfenden und mißtrauischen Blick auf Clyde warf und überlegte, daß es am besten sei, mit solchen Leuten nichts zu tun zu haben.

Mit einer neuen Schachtel desselben Medikamentes kehrte Clyde zu Roberta zurück, obwohl sie keine weiteren Pillen mehr mochte. Aber da er darauf bestand, wollte sie es jetzt gerne ein zweites Mal versuchen. Die Behauptung, daß eine Verkühlung oder ihre Nerven die mögliche Ursache seien, genügte, um sie zu überzeugen, daß Clyde am Ende seiner Weisheit oder doch weit entfernt davon war, die Bedeutung dieser Angelegenheit für sie beide zu erfassen. Wenn aber diese neue Kur nichts nützte — was dann? Würde er die Sache dann auf sich beruhen lassen?

Aber Clyde war ein so merkwürdiger Mensch, daß er auf die Versicherung hin, durch einen einmonatigen Aufschub werde nichts versäumt, trotz seinen Befürchtungen gern und ziemlich unbekümmert warten wollte, weil es alles eher als angenehm war, sich so quälen und in seinen Interessen stören zu lassen. Vielleicht hatte Roberta sich geirrt und alle diese

Aufregungen umsonst heraufbeschworen. Man mußte abwarten, wie ihr diese neue Methode anschlug.

Aber die Behandlung versagte. Auch daß Roberta in ihrem Kummer in die Fabrik zurückkehrte und arbeitete, bis alle Mädchen ihr versicherten, sie müsse krank sein und solle sich schonen, so lange sie so elend aussah und sich darnach fühlte, nützte nichts, und daß Clyde der Versicherung des Apothekers glauben konnte, ein einmonatiges Ausbleiben habe nichts auf sich, erschreckte und bekümmerte sie nur noch mehr.

Tatsächlich bot er in dieser Krise das deutlichste Beispiel für die großen Hindernisse, die Unwissenheit, Jugend, Armut und Angst im Leben bedeuten. Praktisch genommen, kannte er nicht einmal die Bedeutung des Wortes „Hebamme" oder die Art ihres Berufes. Dabei gab es deren drei in dem Fremdenviertel von Lycurgus. Andererseits war er erst seit kurzem hier und kannte niemanden, abgesehen von den jungen Leuten der Gesellschaft, den verschiedenen Abteilungsleitern, Dillard, den er fallen gelassen, und gelegentlich den Friseuren, Modewarenhändlern, Zigarettenverkäufern und ähnlichen, die er meist für zu dumm oder zu unwissend für seine Zwecke hielt.

Was ihn aber von dem Gang zu einem Arzt abhielt, war die Frage, wie man und wer ihn aufsuchen sollte. Selbst hinzugehen, war einfach ausgeschlossen. Erstens sah er Gilbert Griffiths, der hier allgemein bekannt war und für den man ihn halten konnte, viel zu ähnlich. Zweitens stand es außer Frage, daß der Arzt, wenn er einen so wohlgekleideten Menschen sah, alle möglichen Fragen an ihn stellen und mehr von ihm verlangen würde, als er voraussichtlich bezahlen konnte. Konnte es aber durch jemand anderen geschehen und alle Einzelheiten erklärt werden, bevor Roberta hinging, dann — warum nicht durch Roberta selbst? Sie sah so ehrlich

und unschuldig, so bescheiden und gewinnend aus! Und so niedergeschlagen und betrübt sie auch sein mochte, in einer solchen Lage — Denn, wie er nun spitzfindig mit sich selbst sprach, war es schließlich nicht sie, für die diese Frage gelöst werden mußte und die sie am nächsten anging?

Und würde es für sie nicht auch weniger kosten? So wie sie jetzt aussah, so verloren — Wenn er sie nur dahin bringen könnte, zu sagen, daß sie ein Mann im Stich gelassen habe, dessen Namen sie nicht verraten wolle! Welcher Arzt würde ihre Bitte abschlagen, wenn er ein verlassenes Mädchen, um das sich niemand kümmerte, in einem solchen Zustande vor sich sah? Wer weiß, vielleicht würde er es sogar umsonst tun, und er selbst konnte dadurch ganz aus dem Spiel bleiben.

So wollte er nun Roberta darauf vorbereiten, daß sie unter den gegebenen Umständen für sich sprechen mußte, falls es ihm gelang, einen Arzt aufzutreiben. Aber bevor er noch begonnen hatte, fragte sie ihn, was er weiter erfahren oder getan hätte. Bekam man nirgends ein anderes Mittel? Da ihm dies die gewünschte Gelegenheit gab, sagte er: „Ich habe in den meisten Apotheken herumgefragt, aber man hat mir gesagt, daß kein Medikament wirken würde, wenn dieses versagt hat. Ich bin also ziemlich ratlos, wenn du dich nicht entschließen kannst, zu einem Arzt zu gehen. Diejenigen, die es tun und reinen Mund halten, sind nur leider schwer zu finden. Ich habe mit ein paar Leuten gesprochen — natürlich, ohne zu sagen, um wen es sich handelt —, aber es ist nicht leicht, denn alle haben zu viel Angst. Du weißt, daß es verboten ist. Aber ich möchte folgendes wissen: Gesetzt, ich fände einen Arzt, der es täte, wirst du den Mut haben, hinzugehen und ihm zu sagen, um was es sich handelt? Das ist's, was ich gerne wissen möchte."

Sie starrte auf ihn, ohne zu begreifen, daß er sie allein

gehen lassen wollte, sondern nahm selbstverständlich an, daß er sie begleiten würde. Als sie aber in großer Aufregung an die Notwendigkeit dachte, einen Arzt in seiner Gegenwart zu befragen, rief sie aus: „Ach Gott, ist es nicht schrecklich, daß wir deshalb zu einem Arzt gehen müssen? Dann wird er ja alles über uns wissen. Außerdem ist es doch gefährlich, wenn ich mir auch nicht denken kann, daß es viel ärger ist als diese berühmten Pillen." Sie wollte Näheres erfahren, was da geschehe, aber Clyde konnte sie nicht darüber aufklären.

„Rege dich nur jetzt nicht auf", sagte er. „Ich weiß, daß es nichts ist, was dir schaden kann. Jedenfalls können wir von Glück reden, wenn wir jemanden finden, der dazu bereit ist. Ich möchte nur wissen, ob du dich entschließen kannst, allein zu einem Arzt zu gehen, wenn ich einen finde." Sie schrak zurück, als wenn sie einen Schlag erhalten hätte, aber er fuhr fort: „So wie die Dinge liegen, kann ich dich nicht begleiten, das steht fest. Ich bin hier bekannt und sehe Gilbert, den jeder kennt, viel zu ähnlich. Sollte ich aber für ihn gehalten oder als sein Vetter und Verwandter erkannt werden, nun, dann ist die Kuh aus dem Stalle."

In seinen Augen stand nicht nur die volle Scham, die er empfinden würde, vor ganz Lycurgus dazustehen, sondern auch eine leise Empfindung der schäbigen Rolle, die er ihr gegenüber spielte, indem er sich so gänzlich hinter der für sie entstandenen Notwendigkeit verbarg. Aber er hatte solche Angst vor dem, was ihm geschehen könnte, wenn es ihm nicht gelang, Roberta zu überreden, daß er darauf bestehen wollte, wie immer sie auch reden oder denken mochte. Jedoch sie erfaßte nur das eine, daß sie allein gehen sollte, und rief ungläubig aus: „Doch nicht allein, Clyde! Nein, das könnte ich nicht! O Gott, nein, ich würde mich ja zu Tode fürchten. Nein, nein, ich hätte solche Angst, daß ich gar nicht wüßte, was ich tun muß. Stelle

dir nur vor, wie mir zumute wäre, wenn ich ihm alles erklären müßte. Ich könnte es einfach nicht. Wie sollte ich auch wissen, was ich sagen, was ich anfangen muß? Du mußt mich das erstemal begleiten und selbst sprechen, oder ich kann überhaupt nicht gehen, was immer auch geschehen mag." Ihre Augen waren weit aufgerissen und erregt und ihr Gesicht durch den ausgesprochenen Widerstand ganz verändert, wenn auch noch aller Kummer und alle Angst von früher darin zu lesen waren. Aber Clyde ließ sich nicht irremachen.

„Du weißt, wie es um mich steht, Bert. Ich kann dich eben nicht begleiten. Denke dir, wenn man mich sehen oder erkennen würde! Du weißt, wieviel ich seit meiner Ankunft herumgekommen bin. Es ist der helle Wahnsinn, zu glauben, daß ich hingehen könnte. Außerdem ist es für dich viel leichter als für mich. Kein Arzt wird sich viel dabei denken, wenn du zu ihm kommst, besonders wenn du allein bist. Er wird einfach glauben, du bist in Nöten und hast niemanden, der dir hilft. Wenn ich aber mitgehe und es ist jemand, der etwas über die Griffiths weiß, dann muß ich das Blaue vom Himmel zahlen. Er würde denken, daß ich mit Geld vollgestopft bin, und wenn ich nachher nicht bezahle, was er von mir haben will, könnte er glatt zu meinem Onkel oder Vetter gehen, und dann Gute Nacht! Das wäre mein Ende! Und was, glaubst du, soll aus mir und auch aus dir werden, wenn ich kein Geld und keine Stellung habe und mir ein solcher Skandal anhängt? In diesem Falle könnte ich mich bestimmt nicht um dich kümmern, und was würdest du dann anfangen? Ich hoffe, du wirst es dir überlegen und einsehen, was für ein unmöglicher Vorschlag das ist. Mein Name darf in dieser Sache nicht genannt werden, ohne uns beiden zu schaden. Er muß aus dem Spiel bleiben, und für mich besteht die einzige Möglich-

keit darin, jedem Arzt soweit als möglich vom Schuß zu sein. Außerdem wirst du ihm viel mehr leid tun als ich, davon wirst du mich nicht abbringen."

Kummer und Entschlossenheit sprachen aus seinen Zügen und so viel Roberta aus seinem Betragen ersehen konnte, zeigte sich in jeder seiner Bewegungen eine gewisse Härte, ein Trotz als Ergebnis der Angst. Er war entschlossen, jedenfalls seinen eigenen Namen zu schützen, was ihr in ihrer Nachgiebigkeit noch immer großen Eindruck machte.

„Ach Gott, ach Gott!" rief sie unruhig und schmerzlich bewegt, als sie der wachsende Schrecken aufs neue überfiel. „Ich weiß nicht, was wir tun sollen, ich weiß es wirklich nicht. Das kann ich nicht, ein- für allemal nicht, das ist mein letztes Wort. Es ist alles so schwer und schrecklich. Ich würde mich viel zu sehr schämen und fürchten, um allein hinzugehen."

Aber dabei begann sie zu fühlen, daß sie es könnte und täte, wenn es sein mußte. Was blieb ihr übrig und wie konnte sie ihn zwingen, angesichts der ihn selbst bedrohenden Gefahren seine hiesige Stellung aufs Spiel zu setzen?

Hauptsächlich zu seiner eigenen Verteidigung begann er nochmals:

„Ich weiß überhaupt noch nicht, was ich machen soll, wenn diese Sache sehr viel kostet, Bert. Wirklich und wahrhaftig nicht. Du weißt, daß ich bis jetzt nicht sehr viel verdiene — ganze fünfundzwanzig Dollar." (Die Notwendigkeit zwang ihn, endlich aufrichtig gegen Roberta zu sein.) „Ich habe mir nichts erspart, nicht einen Cent, das weißt du so gut wie ich. Das meiste haben wir gemeinsam ausgegeben. Wenn ich also mitginge, würde er glauben, daß ich Geld habe, und mir vielleicht mehr anrechnen, als ich auftreiben kann; wenn du aber allein bist und ihm sagst, wie die Dinge stehen, daß du

gar nichts hast, — wenn du ihm zum Beispiel sagen wolltest, daß ich durchgegangen bin ..."

Er hielt inne, denn er sah, daß eine Wolke von Scham, Verachtung und Verzweiflung wegen der Berührung mit etwas so Niedrigem und Häßlichem über Robertas Antlitz flog. Aber so groß war die einleuchtende Macht der Notwendigkeit, daß sie trotz seiner unklaren und gewundenen Ausflüchte die Wahrheit erkannte, die in seinen Reden lag. Vielleicht versuchte er, sich ihrer als Schutz oder als Maske zu bedienen, hinter der er sich verbergen wollte, aber — so beschämend es auch sein mochte — hier war das kahle unverrückbare Festland der Tatsachen, an dessen Fuß die dröhnenden und zermalmenden Wogen der Notwendigkeit schlugen.

Sie hörte ihn sagen: „Du brauchst weder deinen richtigen Namen noch deine Adresse anzugeben, denn ich habe nicht die Absicht, einen hiesigen Arzt zu wählen. Und wenn du ihm erzählst, daß du kein Geld, sondern nur deinen Wochenlohn hast —"

Ermattet setzte sie sich, während die Stichhältigkeit seiner Rede sie zum größten Teile überzeugte. Denn so unwahr und moralisch anfechtbar der ganze Plan sein mochte — sie mußte selbst einsehen, daß ihrer beider Lage eine verzweifelte war, und wenn sie es auch noch so ehrlich und genau mit der Wahrheit nahm, war dies doch klarerweise einer jener Wirbelstürme von Wirklichkeit und Tatsachen, in denen gewöhnliche Landkarten und Magnetnadeln der Seele nur wenig nützen konnten. Mit dem Beschluß, einen Arzt aus der weiteren Umgebung, aus Albany oder Utica, zu befragen, und der stillschweigenden Annahme, daß sie allein zu ihm ginge, wurde dieses Gespräch abgebrochen. Nachdem er gesiegt hatte, so daß seine Person aus dem Spiele bleiben würde, raffte er sich jetzt endlich zu dem Entschlusse auf, um jeden Preis einen

Arzt zu suchen, zu dem er sie schicken konnte. Dann hätte er diese schrecklichen Sorgen überstanden, sie konnte ihrer Wege gehen — wie sie auch mußte —, und nachdem er alles Erdenkliche für sie getan hätte, konnte er seinerseits dem herrlichen Ziel entgegenschreiten, das seiner harrte, wenn nur „diese Sache" erledigt war.

Sechsunddreißigstes Kapitel

Immerhin vergingen Stunden und Tage, eine Woche, sogar zehn Tage, ohne daß er von einem Arzt gesprochen hätte. Trotz allen seinen Reden hatte er keine Ahnung, an wen er sich wenden sollte, und jeder neue Tag, jede Stunde war ebenso bedrohlich für ihn wie für sie. Deutlich sprachen ihre Blicke und Fragen von der überwältigenden, zeitweise sogar unheimlichen Tiefe ihres Kummers, und auch ihn brachte seine Unfähigkeit, rasche und wirksame Hilfe für sie zu finden, einem nervösen Zusammenbruch nahe. Wo gab es einen solchen Arzt und wie sollte er ihn finden?

Nachdem er alle seine Bekannten gemustert hatte, dämmerte ihm ein schwacher Hoffnungsstrahl: Orrin Short, der Leiter des einzigen kleinen Ladens von Herrenmodewaren in Lycurgus, der fast alle eleganten jungen Leute der Stadt versorgte — ein Jüngling seines Alters und seiner Ansichten, dessen Ratschläge ihm in bezug auf Kleidung und Mode im allgemeinen seit seiner Ankunft sehr nützlich gewesen waren. Clyde hatte seit einiger Zeit beobachtet, daß Short ein lebhaftes, eingehendes und taktvolles Wesen und eine gewisse persönliche Anziehungskraft auf Mädchen besaß, außerdem immer sehr höflich gegen seine Kunden war, besonders gegen die Höhergestellten, zu denen er auch Clyde zählte. Nachdem er Clydes Verwandtschaft mit den Griffiths entdeckt hatte, suchte Short als Mittel zu seinem eigenen Aufstieg einen möglichst herzlichen und intimen Verkehr mit ihm, aber Clyde hatte es bis jetzt, in Hinsicht auf seine hochgestellten Verwandten, für unmöglich erachtet, einen so freundschaftlichen Umgang ernst-

lich in Erwägung zu ziehen. Da sich Short jedoch besonders hilfreich und liebenswürdig erwies, hatte er es nicht unter seiner Würde gefunden, wenigstens einen leichten und oberflächlichen Verkehr anzubahnen, den Short anscheinend gerne hinnahm. Zunächst blieb dessen Benehmen das eines Werbenden, manchmal sogar das eines Schmeichlers. Unter allen jenen, mit denen Clyde in näherem oder gesellschaftlichem Verkehr stand, war Short der einzige, bei dem die Möglichkeit eines hilfreichen Rates in Betracht kam. Clyde pflegte morgens und abends an dessen Laden vorüberzugehen, und als er ihn einmal ins Auge gefaßt hatte, begann er ihm sehr freundlich zuzunicken und zuzulächeln, bis drei Tage verstrichen waren. In dem Gefühl, seinen Weg so gut als möglich vorbereitet zu haben, trat Clyde dann ein, ohne jedoch überzeugt zu sein, ob er schon dieses erste Mal das gefährliche Thema anschneiden würde. Er wollte Short erzählen, daß ihn ein jungverheirateter Arbeiter in der Fabrik wegen eines zu erwartenden Kindes, das er nicht erhalten konnte, nach einem Arzt gefragt hatte, an den er sich wenden könnte. Das einzige, was er hinzufügen wollte, war, daß der junge Mann äußerst arm, schüchtern und nicht allzu klug sei und daß er sich nicht zu helfen wisse. Clyde kannte sich besser aus, und obwohl er hier in Lycurgus noch zu fremd war, um ihm einen Arzt zu nennen, hatte er ihm bereits ein Mittel geraten. Dieser Gedanke sollte Short davon überzeugen, daß er selbst sich niemals hilflos fühlte und voraussichtlich nie einen solchen Rat benötigen würde. Leider aber hatte dieses Mittel versagt und jetzt war etwas Verläßliches dringend notwendig — nämlich ein Arzt. Da Short schon länger hier lebte und vorher in Gloversville gewesen war, würde oder sollte er zum mindesten einen solchen kennen. Um aber jeden Verdacht von sich abzulenken, wollte Clyde hinzufügen, daß er natürlich von einem seiner Freunde eine

Adresse bekommen könnte, allein mit Rücksicht auf die ungewöhnliche Situation (jede Erwähnung einer solchen Angelegenheit würde seinen Kreis in Aufruhr versetzen) wollte er lieber jemanden wie Short fragen, der ihm zuliebe gewiß schweigen würde.

Zufällig hatte Short einen geschäftlich besonders günstigen Tag gehabt und war an diesem Nachmittag überaus guter Laune. Als Clyde eingetreten war und ein Paar Socken verlangte, sagte er: „Ich freue mich, Sie wiederzusehen, Mr. Griffiths. Wie geht es Ihnen? Eben hatte ich gehofft, Sie bald wieder begrüßen und Ihnen einige Sachen vorlegen zu dürfen, die ich bekommen habe, seit Sie zuletzt hier waren. Wie geht es der Griffiths-Company?"

Als Clyde im Laden stand und zufällig auf dieses Thema gebracht wurde, begann er: „Danke, so ziemlich. Ich kann mich nicht beklagen. Ich bin immer vollauf beschäftigt, wie Sie wissen." Gleichzeitig griff er nervös nach einigen Krawatten, die an beweglichen Nickelstangen aufgehängt waren. Aber kaum hatte er sie einen Augenblick betrachtet, eilte Mr. Short mit einigen Schachteln besonders schöner Krawatten herbei, die er einer hinter ihm stehenden Glasvitrine entnommen hatte: „Halten Sie sich damit nicht auf, Mr. Griffiths. Sehen Sie diese an. Die möchte ich Ihnen gerne zeigen und für Sie sollen sie auch nicht mehr kosten als die anderen. Ich habe sie eben aus New York erhalten." Er nahm ein paar Pakete zu je sechs Stück in die Hand — das Allerneueste, wie er erklärte. „Haben Sie schon etwas Derartiges gesehen? Sicher nicht." Lächelnd sah er Clyde an und wünschte sehnlichst, daß ein junger Mann mit so guten Verbindungen, doch weniger reich als die anderen, Freundschaft mit ihm schließen möge. Das würde seine Stellung hier festigen. Clyde spielte mit dem Dargebotenen und sagte, daß Short

vermutlich recht habe, aber er war so verlegen und aufgeregt, daß er kaum sprechen konnte. „Wirklich sehr hübsch", sagte er, drehte sie hin und her und dachte, wie gerne er zu einem anderen Zeitpunkt mindestens zwei solche Krawatten besessen hätte. „Diese nehme ich auf jeden Fall, vielleicht auch diese." Er zog zwei heraus und hielt sie in die Höhe, während er überlegte, wie er mit der viel wichtigeren Sache anfangen sollte, die ihn hergeführt hatte. Warum bemühte er sich, Krawatten zu kaufen, und tändelte herum, statt Short wegen dieser anderen Angelegenheit zu befragen? Aber es wurde ihm schwer; schrecklich schwer. Und doch mußte es geschehen, wenn auch vielleicht nicht gar zu plötzlich. Er würde erst noch etwas herumstöbern und sich wegen Socken erkundigen, um den Verdacht zu beseitigen. Wozu? Er brauchte doch nichts, denn Sondra hatte ihm erst kürzlich ein Dutzend Taschentücher und einige Kragen, Krawatten und Socken geschenkt. So oft er reden wollte, fühlte er ein Ziehen im Magen und fürchtete, die Sache nicht mit der erforderlichen Leichtigkeit und Sicherheit vorzubringen. Es war alles so fragwürdig und verräterisch, konnte so leicht zu Entdeckung und Schande führen. Wahrscheinlich würde er es nicht zustande bringen, heute mit Short darüber zu sprechen. Aber wann ergab sich eine günstigere Gelegenheit?

Short war unterdessen in den Hintergrund des Ladens gegangen und kehrte jetzt mit einem äußerst verbindlichen, ja sogar leicht unterwürfigen Lächeln zurück: „Nicht wahr, Sie sind letzten Dienstag gegen neun Uhr zu Finchley gegangen? Ein wunderschöner Besitz ist das!" Clyde bemerkte, daß seine gesellschaftliche Stellung wirklichen Eindruck auf Short machte. Es lag ein Übermaß an Bewunderung, vermischt mit etwas Servilität in ihm. Deshalb faßte er sich ein Herz und begriff, daß alles, was er in einer Lage sagen

würde, die er dem anderen gegenüber durchaus beherrschte, wenigstens teilweise durch die Wertschätzung und Bewunderung seines Verkehres gefärbt würde. Nachdem er die Socken betrachtet und überlegt hatte, daß der Ankauf zumindest eines Paares seine Frage erleichtern würde, fügte er hinzu: „Ach, nebenbei hätte ich fast vergessen, Sie um etwas zu fragen. Vielleicht können Sie mir raten. Einer der Burschen in der Fabrik, ein junger Kerl, der noch nicht lange — ich glaube, seit vier Monaten — verheiratet ist, hat ein bißchen Sorgen wegen seiner Frau." Er hielt inne und wußte nicht, ob er fortfahren sollte, da Shorts Gesichtsausdruck sich, wenn auch unmerklich, verändert hatte. Aber nun war er einmal so weit und konnte nicht gut zurück. Deshalb lachte er nervös und fuhr fort: „Ich weiß nicht, warum alle mit ihren Sorgen zu mir kommen: vermutlich glauben sie, daß ich diese Dinge wissen muß." Er lachte wieder. „Nun bin ich hier vollkommen fremd und unerfahren und daher ziemlich ratlos, aber soviel ich weiß, sind Sie länger hier als ich und deshalb wollte ich mich an Sie wenden."

Er tat so gleichgültig als möglich, überlegte aber, daß dies ein Fehler gewesen sei, denn Short würde ihn für einen Narren oder Sonderling halten. Aber wenn auch überrascht durch die Natur dieser Frage, die ihm in Clydes Munde merkwürdig vorkam (Clydes plötzlich gezwungene und leicht nervöse Art war ihm aufgefallen), war Short doch so erfreut, in einer so heiklen Frage ins Vertrauen gezogen zu werden, daß er sofort seine frühere Haltung und Liebenswürdigkeit wiedergewann und sagte: „Gerne, Mr. Griffiths, wenn ich Ihnen mit etwas dienen kann. Ich werde mich nur freuen. Bitte, um was handelt es sich?"

„Es ist folgendes", begann Clyde, sehr ermutigt durch des anderen herzliches Entgegenkommen, aber mit leiser

Stimme, um der schrecklichen Angelegenheit den Schimmer des Geheimnisvollen zu geben. „Seine Frau ist schon zwei Monate über ihre Zeit hinaus, er kann sich aber noch kein Kind leisten und weiß nicht, wie sie es loswerden kann. Als er letzten Monat zuerst bei mir war, habe ich ihm ein Medikament geraten, das gewöhnlich wirkt. Aber ich glaube, er muß nicht richtig damit umgegangen sein. Jedenfalls ist er jetzt schrecklich aufgeregt und möchte zu einem Arzt gehen, der etwas für sie tun könnte. Nun bin ich selbst noch nicht lange genug hier, um jemanden zu kennen. Wenn es Kansas City oder Chicago wäre," fügte er sehr sicher hinzu, „dann wüßte ich, an wen man sich zu wenden hätte. Dort kenne ich drei oder vier Ärzte." Er versuchte, sehr weltklug zu lächeln. „Aber hier ist es etwas ganz anderes. Wollte ich anfangen, in meinem Kreise herumzufragen, und es käme jemals meinen Verwandten zu Ohren, so würden sie es nicht begreifen, und deshalb habe ich mich an Sie gewendet. Ich hätte mich nie bemüht, aber der Bursche tut mir wirklich leid."

Er hielt inne, und ermutigt durch Shorts teilnehmenden und hilfreichen Gesichtsausdruck, sah er ihn vertrauensvoll an. Trotz seinem Staunen war Short hocherfreut, sich hilfreich erweisen zu können.

„Es ist jetzt zwei Monate her, nicht wahr?"

„Ja."

„Und das von Ihnen angeratene Mittel hat nicht gewirkt?"

„Nein."

„Hat sie es diesen Monat wieder versucht?"

„Ja."

„Nun, das ist schlimm. Vermutlich ist sie wirklich in anderen Umständen. Leider bin ich selbst noch nicht lange hier, Mr. Griffiths. Ich habe diesen Laden erst vor eineinhalb Jahren gekauft. Ja, wenn es Gloversville wäre", — er

schwieg einen Augenblick, als zweifle er ebenso wie Clyde, ob es vernünftig sei, sich in solche Einzelheiten einzulassen, fuhr aber dann fort: „Nicht wahr, so etwas ist nicht so einfach, wo immer man ist. Die Ärzte fürchten stets, Schwierigkeiten damit zu haben. Ich habe drüben einmal von einem solchen Fall gehört, in dem das Mädchen zu einem Doktor gegangen ist, der ein paar Meilen weit draußen gewohnt hat. Aber sie war aus sehr gutem Hause, und der Bursch, der sie hinbrachte, war ziemlich bekannt in der Gegend, und ich weiß nicht, ob der Arzt es auch für einen Fremden täte. Aber da diese Sachen immer wieder geschehen, könnten Sie es ja versuchen. Wenn Sie den Burschen zu ihm schicken, sagen Sie ihm, daß er meinen Namen nicht nennen und überhaupt nicht erwähnen darf, wer ihn geschickt hat, denn ich bin dort ziemlich bekannt und mag nichts mit der Sache zu tun haben, falls etwas schief gehen sollte. Sie wissen, daß es manchmal vorkommt."

Clyde entgegnete dankbar: „Gewiß, das wird er sicher verstehen. Ich werde ihm sagen, daß er keinerlei Namen nennen darf." Dann zog er Bleistift und Notizblock aus der Tasche, damit ihm die wichtige Adresse bestimmt nicht entfalle. Short fühlte seine Erleichterung und fragte sich, ob es wirklich ein Arbeiter und nicht Clyde selbst war, der in dieser Patsche saß. Warum sollte er sich für einen jungen Arbeiter aus der Fabrik einsetzen? Er freute sich zwar, ihm dienen zu können, überlegte aber, was für ein fetter Bissen an Lokalklatsch dies wäre, falls er jemals Lust bekäme, darüber zu sprechen. Wenn Clyde nicht wirklich mit einem Mädchen tändelte, das in Nöten war, war es sehr unvernünftig von ihm, jemand anderem und noch dazu einem Arbeiter helfen zu wollen. Das würde er bestimmt auch nicht tun.

Immerhin wiederholte er Namen, Vornamen und Adresse,

soweit er sich ihrer erinnerte, und gab ihm eine Beschreibung der Tramwayhaltestelle und des Hauses. Als Clyde erfahren hatte, was er wünschte, bedankte er sich und ging, während der Modewarenhändler ihm vergnügt, aber etwas mißtrauisch nachblickte. „Ach, diese reichen, jungen Leute!" dachte er. „Eine sonderbare Frage hat er da an mich gerichtet! Man sollte meinen, daß es unter all den Leuten, die er kennt und mit denen er herumläuft, jemanden geben müßte, der ihm besser raten kann als ich. Aber vielleicht hat er gerade ihretwegen Angst. Weiß Gott, wen er ins Unglück gebracht hat, vielleicht die junge Finchley selbst. Das kann man nie wissen. Ich habe ihn öfters mit ihr gesehen und sie scheint recht munter zu sein. Das wäre etwas, wenn ..."

Siebenunddreißigstes Kapitel

Die so gewonnene Auskunft war nur teilweise eine Erleichterung: denn eine wirkliche Befreiung gab es für Clyde und Roberta erst, wenn diese Frage endgültig gelöst war. Trotzdem Clyde sofort nach Empfang dieser Nachricht bei Roberta erschienen war und erklärt hatte, daß er nun endlich jemanden wußte, der ihr helfen würde, stand ihm noch immer die schwierige Aufgabe bevor, sie für den Besuch des Arztes vorzubereiten. Sie mußte allein gehen und ihm einen Bericht geben, der Clyde entlastete, und so viel Teilnahme bei ihm hervorrief, daß er seine Forderung sehr herabsetzte.

Statt zu widerstreben, wie er gefürchtet hatte, war Roberta nun bereit. Sie war durch so vieles in Clydes Betragen seit Weihnachten so tief verletzt worden, daß sie ganz irre war und nichts anderes wollte, als sich so gut als möglich, ohne Skandal für ihn und sich aus der Affäre zu ziehen und dann ihrer Wege zu gehen, so tragisch und aufreibend es auch sein mochte. Da er sie nicht mehr liebte und sichtlich von ihr wegstrebte, wollte sie nichts anderes tun, als was er selbst beabsichtigte. Mochte er gehen — sie würde ihren eigenen Weg finden. Sie hatte es früher gekonnt und würde es auch wieder können, wenn sie nur aus dieser Lage befreit wäre. Aber wenn sie so zu sich sprach, kam ihr erst alles wieder zum Bewußtsein — alle die glücklichen Tage, die nie mehr wiederkehren würden —, und sie hob die Hände vor die Augen und wischte die Tränen weg, die sie nicht mehr zurückhalten konnte. Wer hätte gedacht, daß es je so weit kommen würde?

Als er an diesem Abend voll Stolz über die gelungene

Heldentat zu ihr kam, erwiderte sie bloß, nachdem sie seinen Bericht so aufmerksam als möglich angehört hatte: „Weißt du, wo das ist, Clyde? Können wir bequem mit der Tramway hinfahren oder müssen wir ein großes Stück zu Fuß gehen?"

Er erklärte ihr, daß es eigentlich nichts anderes sei als ein Vorort von Gloversville und daß die Haltestelle der Straßenbahn nur eine Viertelmeile von dem Hause entfernt liege, worauf sie weiter fragte: „Ordiniert er auch am Abend oder müssen wir bei Tag hingehen? Am Abend wäre es besser, denn da riskieren wir viel weniger, daß man uns sieht." Und als Clyde ihr versicherte, es so von Short gehört zu haben, fuhr sie fort: „Weißt du, ob er alt oder jung ist? Es wäre mir viel lieber und beruhigender, wenn er alt wäre, ich mag keinen jungen Arzt. Zu Hause hatten wir immer einen alten Doktor und es würde mir viel leichter fallen, mit jemandem zu sprechen, der ihm ähnlich sieht."

Clyde wußte dies zwar nicht, aber um sie zu beruhigen, sagte er aufs Geratewohl, daß er in mittleren Jahren stünde, was zufällig der Wahrheit entsprach.

Am folgenden Abend fuhren sie wie gewöhnlich getrennt nach Fonda, wo man umsteigen mußte. Als sie in der Nähe des Arztes zu sein vermuteten, stiegen sie aus und schritten auf einer Straße weiter, die noch mit altem, festgefrorenem Schnee bedeckt war. Sie kamen verhältnismäßig gut und rasch vorwärts, denn es fehlte ihnen jenes zärtliche Zögern, das ihnen beiden früher eigen gewesen. Wie gerne hätte er in jenen noch kaum verflossenen Tagen an einem solchen Ort, bei einer solchen Gelegenheit seine Schritte verlangsamt, seine Arme um ihre Mitte gelegt und dabei von ganz belanglosen Dingen gesprochen: von der Nacht, der Arbeit in der Fabrik, von Mr. Liggett und seinem Onkel, von den laufenden Filmen, von einem Ausflug, den sie machen, oder sonst von etwas,

das sie unternehmen wollten. Und jetzt! Noch dazu bei dieser Gelegenheit, wo Roberta mehr denn je der vollen Kraft seiner Liebe und Fürsorge bedurft hätte! Aber er schien nur ängstlich darauf bedacht, daß sie sich bei diesem Gang, den sie allein machen sollte, nicht einschüchtern ließe, um auszukneifen: würde sie auch das rechte Wort zur rechten Zeit finden und den Arzt überzeugen, daß er ihr helfen, und zwar um einen verschwindend kleinen Betrag helfen mußte?

„Nun, Bert, wie geht es dir? Gut? Hast du kalte Füße? Hoffentlich nicht, denn heute haben wir eine glänzende Gelegenheit, um mit dieser Sache ein- für allemal fertig zu werden. Es ist auch nicht, als wenn du zu jemandem gingest, der so etwas noch nicht getan hat, denn ich weiß bestimmt, daß dies nicht der Fall ist. Du mußt nur sagen, daß du in Verlegenheit bist und nicht weißt, was du tun sollst, wenn er dir nicht helfen kann; du hast niemanden, an den du dich wenden kannst, und wie die Dinge liegen, könntest du es auch nicht, da man über dich reden würde. Und wenn er dich fragt, wer oder wo ich bin, dann sage nur, daß es ein hiesiger Bursch war, der verschwunden ist; nenne irgendeinen Namen, der dir einfällt, und sage, daß ich auf und davon bin und du nicht weißt, wohin. Du könntest ihm auch erzählen, daß du zu ihm kamst, weil du gehört hast, daß er einem Mädchen in einem ähnlichen Fall geholfen hat. Sage nur ja nicht, daß du gut bezahlt bist, denn sonst schickt er uns eine solche Rechnung, daß ich sie nicht bezahlen kann, außer wenn er uns eine Frist von ein paar Monaten läßt."

Nachdem Clyde Robertas Zustimmung erlangt hatte, war er so aufgeregt und erfüllt von der Notwendigkeit, ihr nun auch genügend Mut und Energie zur erfolgreichen Durchführung einzuflößen, daß er kaum erfaßte, wie unangebracht und sogar gemein seine verschiedenen Lehren und unerfahrenen

Ratschläge im Vergleich zu ihrer Lage und der möglichen Meinung des Arztes klangen. Sie überlegte jedoch, wie leicht es für ihn war, zurückzubleiben und gute Lehren zu erteilen, während sie allein hingehen mußte, und daß es ihm viel weniger um sie zu tun war als um sich und um eine Möglichkeit, durch die er sich auf billige und bequeme Art aus dieser Lage befreien konnte.

Aber trotz alledem fühlte sie sich auch jetzt noch zu ihm hingezogen, zu seinem blassen Gesicht, seinen schlanken Händen und seiner unsicheren Art. Sie wußte zwar, daß er nur sprach, um ihr zu etwas zuzureden, wozu er selbst nicht den Mut und die Geschicklichkeit besaß, aber sie konnte ihm nicht böse sein. Sie sagte sich nur an diesem Wendepunkt, daß sie seine allzu freigebigen Ratschläge nicht sehr beachten würde. Sie wollte nicht sagen, daß sie verlassen worden war; das schien ihr etwas zu Häßliches und eine zu große Selbstanklage; lieber wollte sie tun, als ob sie verheiratet wäre und sie und ihr Gatte noch zu arm wären, um schon ein Kind zu haben — dasselbe, was Clyde dem Apotheker in Schenectady erzählt hatte. Er wußte ja eigentlich nichts davon, wie ihr zumute war, und ging nicht mit, um es ihr zu erleichtern.

Aber in echt weiblicher Sehnsucht nach Hilfe blieb sie stehen, nahm Clydes Hände in die ihren und hoffte, daß er sie umarmen und ihr sagen würde, daß alles wieder gut würde und sie sich nicht zu fürchten brauche. Und wenn er sie auch nicht länger liebte, ließ er bei diesem unwillkürlichen Beweis ihres früheren Vertrauens ihre beiden Hände los, legte seine Arme um sie und sagte, um ihr vor allem Mut einzuflößen: „Komm, komm, Bert. So kann es doch nicht weiter gehen. Jetzt, wo wir so weit sind, wirst du doch nicht den Kopf verlieren. Wenn du einmal dort bist, wird es lange nicht so schwer sein, bestimmt nicht. Du brauchst bloß die

Stufen hinaufzugehen und anzuläuten und wenn er oder jemand anderer dir aufmacht, dann sage, daß du mit dem Doktor allein sprechen mußt. Dann wird er verstehen, daß es sich um eine diskrete Angelegenheit handelt, und es wird dir viel leichter fallen."

Er fuhr mit weiteren solchen Ratschlägen fort, und da sie aus seinem Mangel an Zärtlichkeit in diesem Augenblick die Hoffnungslosigkeit ihrer Lage erkannte, nahm sie ihre ganze Kraft zusammen und entgegnete: „Nun, dann warte hier auf mich. Bitte, geh' nicht zu weit weg, vielleicht bin ich bald wieder da." Dann huschte sie im Dunkel durch die Gartentür und zum Hauseingang hinauf.

Auf ihr Läuten wurde die Tür ganz gegen Clydes Vermutung von einem jener typischen, äußerlich und innerlich nüchternen, konservativen Landärzte geöffnet. Er war würdevoll, zurückhaltend, sittenstreng und ziemlich fromm, mit einigen Ansichten, die er für liberal hielt, und anderen, die einem Liberalen sehr engherzig und verbohrt vorgekommen wären. Aber bei der Unwissenheit und Dummheit eines großen Teiles seiner Umgebung konnte er sich für ziemlich gebildet halten. Er war klein, untersetzt, hatte einen runden Kopf mit interessanten Zügen, lebhaft graue Augen, und ein freundliches Lächeln. In einem Anflug ländlicher Eitelkeit trug er Koteletten, und Arme und Hände hingen ihm schlaff zur Seite. Er war achtundfünfzig Jahre alt, verheiratet und Vater dreier Kinder, von denen ein Sohn bereits Medizin studierte, um ihm in der Praxis nachfolgen zu können.

Er führte Roberta in ein mit Strohmatten belegtes, ziemlich gewöhnliches Wartezimmer und bat sie um Geduld, bis er mit seinem Essen fertig sei. Nach einer Weile erschien er in der Tür eines ebenso gewöhnlichen Ordinationszimmers, in dem sich sein Schreibtisch, zwei Stühle, einige ärztliche Instrumente

und Bücher befanden, bat sie einzutreten und Platz zu nehmen. Roberta wurde durch seine grauen Haare, seinen Ernst und seine Ruhe nicht wenig eingeschüchtert, wenn er ihr auch lange nicht so mißfiel, als sie gefürchtet hatte. Wenigstens war er alt und schien klug und vorsichtig, obwohl sein Benehmen nicht gerade teilnehmend und herzlich war. Einen Augenblick sah er sie forschend an, um zu sehen, ob er jemanden aus der unmittelbaren Nachbarschaft vor sich habe, dann begann er: „Nun, wen haben wir hier und was kann ich für Sie tun?" Seine Stimme war leise und beruhigend, wofür ihm Roberta sehr dankbar war. Aber erschreckt, daß nun endlich der Augenblick gekommen war, wo sie die beschämende Wahrheit über sich selbst eingestehen mußte, saß sie stumm da, die Augen zuerst auf ihn, dann auf den Fußboden richtend, während ihre Finger nervös mit ihrer kleinen Handtasche spielten.

„Es handelt sich um folgendes", begann sie ernsthaft und unruhig und ihr Benehmen verriet plötzlich die entsetzliche Spannung, unter der sie litt. „Ich kam ... ich kam ... das heißt ... nämlich ... Ich weiß nicht, ob ich Ihnen von mir erzählen soll oder nicht. Ich dachte im Herkommen, daß ich es könnte, aber jetzt, da ich hier bin und Sie sehe ..." Sie hielt inne und machte eine Bewegung in ihrem Sessel, als wollte sie aufstehen, fügte aber hinzu: „Ach, es ist ja so schrecklich, ich bin so aufgeregt und ..."

„Nun, nun, meine Liebe," entgegnete er freundlich und beruhigend, angenehm berührt durch ihr anziehendes und dabei einfaches Wesen, wobei er sich wunderte, was ein so bescheiden, rein und anständig aussehendes Mädchen so sehr aus der Fassung bringen konnte. Er entgegnete: „Was ist denn an mir, das Sie so erschreckt? Sie sehen, ich bin nur ein einfacher Landarzt und nicht so arg, als Sie zu glauben scheinen. Seien Sie überzeugt, daß Sie mir alles sagen können, was Sie

wollen — auch alles über sich selbst. Sie brauchen sich nicht zu fürchten. Wenn ich Ihnen irgendwie helfen kann, werde ich es gerne tun."

Sie fand ihn jetzt entschieden nett, doch so ernst, zurückhaltend und anscheinend altmodisch, daß ihn das, was sie ihm erzählen wollte, wahrscheinlich ziemlich erschrecken würde. Was aber dann? Würde er ihr helfen wollen? Und wenn ja, wie sollte sie es mit dem Gelde anfangen, denn das war sicher eine Hauptfrage dabei. Wenn nur Clyde hier wäre, um an ihrer Statt zu sprechen!

Da sie aber nun einmal hier war, mußte sie auch reden. Sie konnte nicht unverrichteter Dinge fortgehen. Noch einmal rutschte sie auf ihrem Sessel herum, drehte ihren Mantelknopf nervös zwischen Daumen und Zeigefinger hin und her und fuhr dann stockend fort:

„Es ist — es ist — es ist nämlich etwas ganz anderes, als was Sie vielleicht denken. Ich ... nun ..."

Sie mußte sich nochmals unterbrechen, denn sie konnte nicht weiter sprechen und wurde abwechselnd rot und blaß. Aber ihr Auftreten war so bescheiden, ihre Augen so klar, ihre Stirn so rein und ihre Kleidung und ihr Wesen so einfach, daß der Arzt es nicht über sich bringen konnte, auch nur einen Augenblick lang zu glauben, daß dies etwas anderes sei als übermäßige Scheu und Unerfahrenheit in allem, was den menschlichen Körper betrifft, die häufig für junge unverdorbene Gemüter bezeichnend sind. Eben wollte er seine gewohnte Redensart wiederholen, daß sie ihm alles ohne Zögern und Angst sagen könne, was immer es auch sei, als er sich nach einer nochmaligen, auf Robertas Schönheit und Jugendkraft bezüglichen Erwägung fragte, ob er sich nicht möglicherweise geirrt haben könnte. War das vielleicht wieder einer jener schwierigen jugendlichen Fälle, mit denen unter Um-

ständen unerlaubte Dinge und Unmoral verbunden waren? Sie sah so jung, hübsch und gesund aus; aber diese Sachen kamen immer wieder bei den anscheinend allerehrbarsten Mädchen vor und brachten dem Arzt immer Schwierigkeiten und Sorgen. Aus verschiedenen Gründen seines vorsichtigen und zurückhaltenden Charakters mochte er sie nicht leiden und zögerte, sich auch nur oberflächlich mit ihnen zu beschäftigen. Sie waren ungesetzlich, gefährlich, trugen meist wenig oder gar nichts ein und er wußte, daß die öffentliche Meinung dieser Gegend sie ablehnte. Außerdem ärgerte er sich persönlich über diese jungen Burschen und Mädchen, die zuerst so hitzig waren, um dann ebenso rasch die Verantwortung und Ehe abzulehnen. Und obwohl es ihm während der letzten zehn Jahre in einigen Fällen aus religiösen und Familiengründen ratsam erschienen war, junge Mädchen aus guter Familie, die einen Fehltritt begangen hatten und sich nicht anders helfen konnten, von den Folgen zu befreien, war er doch immer dagegen, durch seine Kunst irgendwelche Verirrungen und Verwicklungen gutzumachen, die nicht von anderen genügend verbürgt waren. Es war eine zu gefährliche Sache. Gewöhnlich pflegte er zu sofortiger Eheschließung ohne Vorbehalt zu raten, oder wenn das nicht möglich schien, weil der Urheber der bösen Tat ausgerissen war, war es seine Gewohnheit, sich auf die Angelegenheit überhaupt nicht einzulassen. Es war zu gefährlich, war vom ethischen und sozialen Standpunkt aus ein Unrecht und obendrein noch strafbar.

Deshalb blickte er jetzt besonders ernsthaft auf Roberta. Auf keinen Fall durfte er sich aus Rührung oder aus anderen Gründen in diese Sache verwickeln lassen. Und um sich und ihr zur Erlangung und Erhaltung des nötigen Gleichgewichtes zu verhelfen, das es ihnen beiden erleichtern sollte, sich aus

der Affäre zu ziehen, nahm er sein Patientenbuch aus schwarzem Leder, öffnete es und sagte: „Nun, wir wollen sehen, ob wir nicht herausfinden können, was Ihnen fehlt. Wie heißen Sie?"

„Ruth Howard, Mrs. Howard", erwiderte Roberta krampfhaft und nervös und gebrauchte den Namen, den Clyde für sie ausgedacht hatte.

Der Arzt war sehr erleichtert zu hören, daß sie verheiratet war. Warum aber dann die Tränen? Was konnte eine junge, verheiratete Frau veranlassen, so auffallend aufgeregt zu sein?

„Wie ist der Vorname Ihres Gatten?" fuhr er fort.

So einfach die Frage war und so leicht sie zu beantworten gewesen wäre, zögerte Roberta dennoch, ehe sie das Wort „Gifford", den Namen ihres älteren Bruders, über die Lippen brachte.

„Wahrscheinlich wohnen Sie hier in der Nähe?"

„In Fonda."

„Gut. Und wie alt sind Sie?"

„Zweiundzwanzig."

„Wie lange sind Sie schon verheiratet?"

Diese Frage war so eng mit der sie bedrückenden Angelegenheit verknüpft, daß sie nochmals zögerte, ehe sie sagte: „Seit drei Monaten."

Doktor Glenn wurde sofort wieder mißtrauisch, obwohl er sich nichts anmerken ließ. Ihr Zögern fiel ihm auf: warum die Unsicherheit? Er überlegte wieder, ob er es mit einem aufrichtigen Geschöpf zu tun hatte oder ob sein erster Verdacht begründet war. Deshalb fragte er weiter: „Was fehlt Ihnen, Mrs. Howard? Fürchten Sie sich nicht, mir alles zu sagen. Ich bin jahraus, jahrein an derlei Dinge gewöhnt, was immer sie auch sein mögen. Es ist ja mein Beruf, die Sorgen der Menschen anzuhören."

„Nun, es ist folgendes", begann Roberta von neuem, während sie wieder an ihrem Mantelknopf drehte und zu Boden sah; das schreckliche Geständnis trocknete ihr die Kehle aus, die Zunge klebte ihr am Gaumen. „Mein Mann hat nicht viel Geld und ich muß mithelfen, zu verdienen, und keines von uns ist besonders gut bezahlt." Sie wunderte sich selbst darüber, wie erstaunlich gut sie lügen konnte — sie, die doch die Lüge immer so gehaßt hatte. „Und so können wir uns natürlich ... keine ... keine Kinder leisten, jedenfalls nicht so bald, und ..."

Sie schwieg, um Atem zu schöpfen, sie konnte nicht so großzügig weiter lügen.

Der Arzt glaubte zu begreifen, worin die Schwierigkeit lag: sie war eine jungverheiratete Frau, die sich wahrscheinlich in einer solchen Lage befand, wie sie angedeutet hatte; und da er sich einerseits in nichts Verbotenes einlassen, andererseits aber einem jungverheirateten Paare nicht zu abschreckend erscheinen wollte, blickte er sie etwas herzlicher an als früher. Die sichtlich traurige Lage dieser jungen Frau und ihre einer so heiklen Situation angemessene Bescheidenheit stimmten ihn teilnehmend. Es war zu arg und die jungen Leute hatten es heutzutage schwer, besonders im Anfang. In diesem Falle handelte es sich zweifellos um eine drückende finanzielle Sorge. Fast bei allen jungen Paaren war dies der Fall. Aber immerhin: ein verpönter Eingriff oder eine Störung des normalen, gottgewollten Vorganges war bestenfalls eine kitzlige und unnatürliche Sache, mit der er lieber so wenig als möglich zu tun hatte. Außerdem mußten junge Leute, wenn sie es unternahmen zu heiraten, wissen, was das bedeutete. Sie konnten arbeiten, zumindest der Mann, und auf irgendeine Weise ihr Fortkommen finden.

Er setzte sich sehr würdig und feierlich in seinem Sessel

zurecht und begann: „Ich glaube Sie zu verstehen, Mrs. Howard, aber ich wüßte gerne, ob Sie auch überlegt haben, was für eine ernste und gefährliche Sache Sie da vorhaben. Wie sind Sie übrigens auf mich verfallen?" fügte er plötzlich hinzu, da ihm einfiel, ob sein eigener Ruf in dieser Gegend am Ende durch Gerüchte über ähnliche frühere Fälle gelitten habe. Etwas in dem Tonfall seiner Stimme, die Art der Frage, seine Vorsicht wie der drohende Ärger, falls es sich herausstellte, daß jemand ihn einer solchen Praxis verdächtigte, ließen Roberta zögern und fühlen, daß jede Erwähnung, daß sie zu ihm geschickt worden sei, gefährlich werden konnte, obwohl Clyde das Gegenteil behauptet hatte. Vielleicht wäre es besser, überhaupt nicht zu sagen, daß jemand ihn empfohlen hätte. Er könnte es als Kränkung in seinem Ruf als Arzt und Ehrenmann empfinden. Ein aufdämmerndes Gefühl für diplomatisches Vorgehen half ihr dabei, so daß sie entgegnete: „Ich habe ihre Tafel einige Male im Vorübergehen gelesen und von verschiedenen Leuten gehört, daß Sie ein guter Arzt sind."

Beruhigt fuhr er nun fort: „Zunächst ist das, was Sie von mir wünschen, etwas, was mir mein Gewissen nicht gestattet, Ihnen zu raten. Sie sind beide jung, haben wahrscheinlich nicht viel Geld zum Leben und glauben, daß eine solche Unterbrechung eine große Erleichterung wäre; das wäre sie auch zweifelsohne. Aber nach meiner Meinung ist die Ehe etwas Heiliges und Kinder sind ein Segen, nicht ein Fluch. Als Sie vor drei Monaten vor dem Altar standen, war es Ihnen ja wahrscheinlich nicht unbekannt, daß Sie in eine solche Lage kommen könnten. Ich glaube, das wissen alle jungen Leute." („Vor dem Altar," dachte Roberta traurig, „wenn das nur der Fall wäre!") „Nun weiß ich, daß es leider heutzutage in manchen Gegenden eine solche Richtung gibt, so

sehr ich es bedauere. Es gibt eine Menge Leute, die es ganz in der Ordnung finden, in solchen Fällen die Verantwortlichkeit von sich abzuwälzen, indem sie sich einer Operation unterziehen, aber es ist sehr gefährlich, Mrs. Howard, moralisch und gesetzlich gefährlich, und ebenso unrecht vom ärztlichen Standpunkt aus. Viele Frauen, die so der Entbindung zu entgehen versuchen, sterben daran, und Sie wissen vermutlich, daß Gefängnisstrafe für den Arzt darauf steht, ob es nun gut oder schlecht ausgeht. Jedenfalls bin ich für mein Teil von jedem Standpunkt aus vollkommen dagegen. Die einzige Entschuldigung, die ich immer gelten lassen muß, ist die, wenn das Leben der Mutter von einer solchen Operation abhängt, aber auch nur diese. In solchen Fällen ist sich auch die Ärzteschaft einig. Aber bei Ihnen ist die Situation gewiß nicht eine solche, daß dies geboten wäre. Sie scheinen mir eine kräftige, gesunde Frau zu sein und die Mutterschaft wird keine schweren Folgen für Sie haben. Und wegen des Geldes — glauben Sie nicht, daß, wenn Sie der Sache ihren natürlichen Lauf lassen und dieses Kind bekommen, Ihr Mann auch die Mittel finden wird, um Sie zu erhalten? Haben Sie mir nicht gesagt, daß er Elektriker ist?"

„Ja", erwiderte Roberta unsicher, sehr eingeschüchtert und kleinmütig durch diese feierliche Rede.

„Nun, sehen Sie," fuhr er fort, „das ist ein ganz einträglicher Beruf. Wenigstens verlangen alle Elektriker genug. Und wenn Sie bedenken, was für eine schwerwiegende Sache Sie zu tun beabsichtigen, und daß Sie tatsächlich vorhaben, ein junges Leben zu zerstören, das ebenso ein Recht auf seine Existenz hat wie Sie auf die Ihre —" er unterbrach sich, um seine Rede besser wirken zu lassen „nun, dann denke ich, daß Sie vielleicht innehalten und es nochmals überlegen werden, Sie sowohl als Ihr Mann. Und", fügte er diplomatisch in

zwar väterlichem, aber etwas schelmischem Tone hinzu, „ich glaube, wenn es erst einmal da ist, wird es Sie für alles entschädigen, was Ihnen sein Dasein an kleinen Entbehrungen auferlegen mag. Sagen Sie mir," fügte er neugierig hinzu, „weiß Ihr Mann davon oder ist es nur Ihr eigener Plan gewesen, um ihn und sich vor allzu großen Entbehrungen zu schützen?" Hier strahlte er fast liebevoll in dem Glauben, in Roberta neben der Angst einen nervösen und echt weiblichen Sparsinn entdeckt zu haben, denn wenn dies der Fall war, mußte es ein leichtes sein, sie dieser Stimmung zu entreißen.

In der Überzeugung, daß es jetzt auf eine Lüge mehr oder weniger nicht mehr ankäme, erwiderte sie: „Ja, er weiß davon."

„Nun," entgegnete er leise enttäuscht, daß seine Annahme eine falsche gewesen, aber trotzdem fest entschlossen, ihn und sie eines Besseren zu belehren, „ich bin der Meinung, daß Sie es beide doch sehr gut überlegen sollten, bevor Sie etwas Weiteres unternehmen. Ich weiß, daß junge Leute, wenn sie sich in einer solchen Lage befinden, zuerst immer nur deren Schattenseiten sehen. Meine Frau und ich haben es bei unserem ersten Kind nicht anders gemacht, aber es ist doch gegangen. Und wenn Sie jetzt warten und es miteinander besprechen, werden Sie alles gewiß in einem anderen Lichte sehen und haben auch für später ein reines Gewissen." Er schloß und war ziemlich überzeugt, Robertas Angst und den Entschluß, mit dem sie zu ihm gekommen war, vernichtet zu haben: sie war eine vernünftige Frau, sie würde ihren Vorsatz selbstverständlich aufgeben, nicht mehr daran denken und nach Hause gehen.

Aber statt freudig zuzustimmen und aufzustehen, wie er erwartet hatte, sah sie ihn aus großen, entsetzten Augen an und brach in Tränen aus. Seine Rede hatte ihr den gesellschaftlichen und konventionellen Standpunkt nur noch klarer

vor Augen geführt, den aus ihren Gedanken auszuschalten sie sich während der ganzen Zeit bemüht hatte und der genau jener Haltung entsprach, die sie selbst als verheiratete Frau eingenommen hätte. Aber die Erkenntnis, daß ihr nicht zu helfen war, wenigstens nicht durch diesen Menschen, erfaßte sie nun wie etwas, das man nur als Todesschrecken bezeichnen konnte.

Sie ballte die Hände und öffnete sie wieder, schlug sich auf die Knie, während sich ihr Antlitz vor Schmerz und Schrecken zusammenzog, und rief: „Sie verstehen mich nicht, Herr Doktor, Sie verstehen mich nicht! Ich muß diese Sache irgendwie loswerden, ich muß! Es ist gar nicht so, wie ich Ihnen gesagt habe. Ich bin gar nicht verheiratet, ich habe gar keinen Mann! Ach, Sie ahnen ja nicht, was das für mich bedeutet. Meine Familie! Mein Vater, meine Mutter! Ich kann Ihnen das nicht sagen! Ich muß es loswerden, ich muß, ich muß! Ach, Sie wissen ja gar nicht, Sie wissen nicht! Ich muß, ich muß!" Sie begann sich nach vor- und rückwärts, nach rechts und links auf ihrem Sessel hin- und herzubewegen, als wäre sie in einer Hypnose.

Erschreckt und überrascht, wenn auch gerührt durch diesen plötzlichen Gefühlsausbruch, der ihm die Richtigkeit seiner ursprünglichen Annahme bestätigte, stellte Glenn fest, daß Roberta gelogen hatte und daß er nun eine feste und selbst herzlose Haltung einnehmen mußte, wenn er aus dem Spiele bleiben wollte. Deshalb fragte er feierlich: „Sie sind also nicht verheiratet?"

Roberta schüttelte nur den Kopf zur Antwort und fuhr fort zu weinen. Als er endlich die volle Bedeutung ihrer Lage erfaßt hatte, stand Doktor Glenn auf. Sein Gesicht drückte schmerzliche, aber vorsichtige Zurückhaltung und Teilnahme aus. Wortlos betrachtete er die Weinende und sagte dann:

„Das ist sehr, sehr schlimm und tut mir sehr leid." Aber da er fürchtete, in irgendeiner Weise zu weit zu gehen, schwieg er und fügte nach einiger Zeit beruhigend und unsicher hinzu: „Hören Sie doch auf zu weinen, es nützt ja nichts." Wieder schwieg er und war noch immer entschlossen, nichts mit der Sache zu tun zu haben. Aber in leiser Neugier nach dem wahren Verhalt dieser Geschichte fragte er endlich: „Wo ist der junge Mann, der die Ursache Ihres Kummers ist? Ist er hier?"

Roberta war noch allzu sehr von Scham und Verzweiflung überwältigt, um sprechen zu können, und schüttelte nur den Kopf.

„Weiß er, wie es um Sie steht?"

„Ja", erwiderte Roberta leise.

„Und lehnt er es ab, Sie zu heiraten?"

„Er ist fort."

„Aha —, der junge Schuft! Wissen Sie auch nicht, wo er ist?"

„Nein", log Roberta leise.

„Wie lange ist es her, daß er sie verlassen hat?"

„Ungefähr eine Woche", log sie wieder.

„Und Sie wissen nicht, wo er sich aufhält?"

„Nein."

„Wie lange ist es her, daß Sie sich nicht wohl fühlen?"

„Über vierzehn Tage", schluchzte Roberta.

„War alles vorher immer regelmäßig?"

„Ja."

„Nun, zunächst muß es nicht so schlimm sein, als Sie fürchten." Sein Ton war wärmer und freundlicher als zuvor; er schien einen stichhältigen Grund zu suchen, um sich aus dieser Lage zu befreien, die wenig anderes als Gefahren und Schwierigkeiten versprach. „Ich kann mir denken, daß Sie sehr erschrocken sind, aber es ist nichts Außergewöhnliches,

daß bei Frauen manchmal ein Monat ausbleibt. Jedenfalls kann man ohne Untersuchung nichts Bestimmtes sagen, und selbst dann wäre es am vernünftigsten, noch vierzehn Tage zu warten. Vielleicht ist bis dahin alles wieder in Ordnung, was mich gar nicht wundern würde. Sie scheinen überempfindlich und nervös zu sein und das bringt manchmal solche Verschiebungen rein nervöser Natur mit sich. Wenn Sie meinen Rat befolgen wollen, gehen Sie jetzt nach Hause, ohne irgendetwas zu tun, und warten, bis Sie Ihrer Sache sicher sind. Denn selbst, wenn etwas zu geschehen hätte, wäre es nicht ratsam, es früher zu tun."

„Aber ich habe schon Pillen eingenommen und sie haben mir nichts genützt", flehte Roberta.

„Was waren das für Pillen?" fragte Doktor Glenn interessiert, doch als sie es ihm mitgeteilt hatte, bemerkte er nur: „Ach so! Nun die würden Ihnen nicht viel nützen, wenn Sie wirklich guter Hoffnung wären. Aber ich rate Ihnen, trotzdem zu warten, und wenn es auch das zweite Mal ausbleibt, ist es noch immer Zeit genug, etwas zu unternehmen, obwohl ich Sie nur ernstlich ermahnen kann, selbst dann nichts dagegen zu tun, denn ich halte es für ein Unrecht, der Natur in die Arme zu greifen. Es wäre viel besser, wenn Sie beschließen würden, das Kind zu bekommen und dafür zu sorgen. Dann würden Sie nicht die weitere Sünde auf ihr Gewissen laden, ein Menschenleben zu zerstören."

Er war sehr ernst und kam sich sehr rechtschaffen vor, während er dies sagte. Doch Roberta sah Schrecken vor sich, die er anscheinend nicht begriff, und rief ebenso leidenschaftlich wie früher: „Das kann ich nicht, Herr Doktor, ich habe es Ihnen gesagt, ich kann nicht, ich kann nicht! Ach, Sie verstehen mich nicht. Ich weiß nicht, was ich tun werde, wenn ich keinen Weg finde, ich weiß nicht, ich weiß nicht!"

Sie schüttelte den Kopf und ballte die Hände. Gerührt durch ihre Angst und durch das Mitleid mit ihrem Leichtsinn, der sie so weit getrieben hatte, gleichzeitig aber gegen solche Fälle feindlich gesinnt, die ihm nur Schwierigkeiten boten, stand Glenn entschlossen vor ihr und fügte hinzu: „Ich sagte Ihnen ja schon, Miß —" er zögerte — „Miß Howard, wenn das Ihr Name ist, ich bin sehr gegen solche Operationen, so wie ich auch gegen den Leichtsinn bin, der junge Mädchen und Männer so weit hinreißt, bis sie sie für notwendig halten. Ein Arzt darf in einem solchen Fall nur eingreifen, wenn er riskieren will, zehn Jahre seines Lebens im Gefängnis zu verbringen, und ich kann dem Gesetz nur recht geben. Nicht, daß ich nicht einsehe, wie schwierig Ihre jetzige Lage für Sie ist! Aber es gibt immer Menschen, die einem jungen Mädchen in Ihrem Zustand gerne helfen, vorausgesetzt, daß Sie nichts tun, das vom gesetzlichen und moralischen Standpunkt aus verboten ist. Darum kann ich Ihnen nur den Rat geben, weder jetzt noch später etwas dagegen zu tun. Gehen Sie lieber nach Hause zu Ihren Eltern und gestehen Sie ihnen Ihren Fehltritt. Es wird besser, viel besser für Sie sein, das versichere ich Ihnen, lange nicht so schwer oder so sündhaft wie diese andere Sache. Vergessen Sie nicht, daß es sich um ein Menschenleben handelt, wenn es so steht, wie Sie fürchten — ein Menschenleben, das Sie vernichten wollen, und dazu kann ich Ihnen nicht die Hand bieten. Ich kann es wirklich nicht. Es mag ja Ärzte geben, und ich weiß, daß es da und dort welche gibt, die ihren Beruf weniger ernst nehmen als ich, aber ich kann mich ihnen nicht anschließen. Es tut mir leid, sogar sehr leid. Das Beste, was ich Ihnen sagen kann, ist: gehen Sie nach Hause zu Ihren Eltern und bekennen Sie Ihre Schuld. Es wird Ihnen jetzt schwer fallen, aber mit der Zeit wird es leichter werden, und wenn es ihnen oder Ihren

Eltern lieber ist, sollen sie zu mir kommen und mit mir darüber sprechen. Ich will versuchen, Ihnen zu beweisen, daß es noch Ärgeres auf der Welt gibt. Aber so leid es mir tut — das, was Sie von mir verlangen, kann ich nicht tun, mein Gewissen läßt es nicht zu."

Er schwieg und blickte sie mitfühlend, aber entschlossen und verabschiedend an. Roberta, die halb von Sinnen über das Fehlschlagen aller auf ihn gesetzten Hoffnungen war, begriff, daß Clyde ihr nicht nur in bezug auf diesen Arzt falsch geraten hatte, sondern auch, daß jegliches Flehen vergeblich war. Schwankend ging sie zur Tür, während die Schrecken der Zukunft über ihr zusammenschlugen. Als sie draußen im Dunkel stand, nachdem der Arzt sie äußerst höflich und bedauernd hinausgeleitet hatte, blieb sie stehen und lehnte sich an einen Baum, denn ihre Kräfte drohten sie zu verlassen. Er wollte ihr nicht helfen. Er wollte ihr nicht helfen. Und was nun?

Achtunddreißigstes Kapitel

Die Weigerung des Arztes machte auf beide einen vollkommen niederschmetternden Eindruck. Dies war ihnen als die einzige Lösung erschienen, und jetzt warteten Schmach und Schande auf Roberta, Entdeckung und Vernichtung auf Clyde. Aber allmählich hob sich der schwere Druck ein wenig, zum mindesten für Clyde. Vielleicht war es so, wie der Doktor gemeint und sie ihm erzählt hatte, nachdem sie ihre Fassung wiedergewonnen, und das war noch nicht das Ende. Es war ja immerhin möglich, daß sie sich irrte, wie der Apotheker, Short und der Arzt gemeint hatten. Konnte diese Erwägung auch keine frohe Stimmung in Roberta hervorrufen, so hatte sie doch die unangenehme Folge, Clyde in einen lethargischen Zustand zu versetzen, der hauptsächlich aus der Furcht vor Entdeckung und der bedrückenden Angst entstand, der Sache nicht gewachsen zu sein, und der ihn von jeder Tat noch mehr zurückhielt, statt ihn zu verzweifeltem Kampfe anzuspornen. Obwohl er die voraussichtlich tragischen Folgen des Zuwartens klar erfaßte, fiel es ihm schrecklich schwer, an jemanden zu denken, den er befragen konnte, ohne sich selbst einer Gefahr auszusetzen. Allein zu denken, daß dieser Arzt sie „aufgab", wie er es nannte, und daß Shorts Rat sich als so wertlos erwiesen hatte!

Abgesehen von unklaren Vorstellungen, an wen er sich wenden sollte, fiel ihm weder während der nächsten vierzehn Tage noch nachher etwas Bestimmtes ein. Es war so schwer, aufs ungewisse jemanden um Rat zu bitten; das ging doch nicht an. Und wen konnte er fragen? So etwas brauchte

Zeit! Unterdessen vergingen die Tage und sie mußten beide überlegen, was für Schritte sie unternehmen sollten, falls sich keinerlei ärztliche Lösung fand. Roberta, die nicht so sehr mit Worten als in Miene und Stimmung fortwährend drängte, war fest überzeugt, daß er sie nicht im Stich lassen könnte und dürfte. Doch mußte sie einsehen, daß Clyde gar nichts unternahm, denn er zeigte sich nun vollkommen ratlos.

Er hatte keine Freunde und konnte daher die Frage nur als eine rein theoretische dem und jenem in der Hoffnung auf einen nützlichen Rat vorlegen. Und so unvernünftig und feig es auch war — an Samstagen und Sonntagen folgte er trotz Robertas unglückseligem Zustand und betrübter Stimmung dem Ruf aus Sondras fröhlicher Welt, die ihn von dem beständig drohenden Gespenst der Vernichtung befreite. Wenn er ihr nur helfen könnte, die Sache loszuwerden! Aber wie —, ohne Geld, ohne Freunde, ohne nähere Kenntnis der medizinischen Seite oder wenigstens der geheimnisvollen Welt des geschlechtlichen Freimaurertums, die manche, zum Beispiel die Hotelboys im Green-Davidson, zu haben schienen! Er hatte an Ratterer geschrieben, aber keine Antwort erhalten, da dieser nach Florida ausgewandert war und seinen Brief noch nicht in Händen hatte. Seine hiesigen Bekannten aber waren entweder Fabrikangestellte oder Leute der Gesellschaft — Menschen, die entweder zu unerfahren und zu gefährlich oder zu fernstehend waren, um ihr Vertrauen und ihre Diskretion in Anspruch zu nehmen.

Indessen mußte etwas geschehen, er konnte nicht nur dasitzen und träumen. Das würde ihm Roberta angesichts der sie bedrohenden Entdeckung auch nicht mehr lange gestatten. So raffte er sich von Zeit zu Zeit auf und erfaßte irgendeinen Strohhalm, etwas, das man von vornherein als vergebliche Hoffnung bezeichnen mußte. Einmal fragte er einen Kollegen

und Abteilungsleiter, der zufällig von einem Mädchen sprach, das in anderen Umständen war und deshalb kündigen mußte, was seiner Meinung nach ein Mädchen tat, das ein Kind nicht bekommen wollte oder konnte. Aber dieser Abteilungsleiter war ebenso jung und unerfahren wie er selbst und bemerkte nur, daß sie entweder zu einem Arzt gehen oder „die Sache eben durchmachen mußte", und Clyde war so klug wie zuvor. Ein anderes Mal, gelegentlich eines Gespräches beim Friseur über einen Zeitungsartikel im „Star", wonach ein Mädchen einen stadtbekannten Tunichtgut wegen nicht eingehaltenen Eheversprechens belangt hatte, fiel die Bemerkung: „Sie hätte den Kerl nie ohne Grund geklagt, darauf können Sie Gift nehmen!" Clyde ergriff die Gelegenheit und fragte in freudiger Erwartung: „Glauben Sie nicht, daß sie eine Möglichkeit hätte, ihre Sorgen loszuwerden, ohne jemanden zu heiraten, den sie nicht liebt?"

„Das ist nicht so einfach, wie Sie meinen, besonders hier in dieser Gegend", erwiderte der Weltweise, der seine Haare bearbeitete. „Erstens ist es verboten und zweitens kostet es eine Menge Geld. Und wenn man es nicht hat — nun, Sie wissen, Geld regiert die Welt." Er klapperte mit seiner Schere, während Clyde Gelegenheit hatte, über seine Lage und über die Wahrheit dieser Worte nachzudenken. Wenn er eine Menge Geld, ja selbst nur ein paar hundert Dollar hätte, könnte er — wer weiß — Roberta vielleicht überreden, allein zu verreisen und einen Eingriff an sich vornehmen zu lassen.

Jeden Tag sagte er sich, so wie am vorhergehenden, daß etwas geschehen müsse, und auch Roberta sah ein, daß sie handeln und sich nicht länger auf Clyde verlassen durfte, wenn er sich weiter so benahm. Mit einem solchen Verhängnis ließ sich nicht spaßen, noch Kompromisse schließen. Es war eine grausame Zumutung für sie, und Clyde schien

nicht zu erfassen, wie nahe es sie und auch ihn selbst traf. Denn wenn er ihr nicht half, wie er zuerst deutlich versprochen hatte, konnte er doch nicht erwarten, daß sie allein dem kommenden Sturm trotzen sollte. Niemals, niemals! Schließlich war Clyde doch ein Mann, hatte eine gute Stellung und nicht er, sondern sie war in dieser gefährlichen Lage und konnte sich nicht daraus befreien.

Und vom zweiten Tage des zweiten Monats an, als sie genau wußte, daß ihr Verdacht Wahrheit geworden war, betonte sie nicht nur auf jede Weise, wie unbeschreiblich unglücklich sie war, sondern teilte Clyde am dritten Tage in einem Briefe mit, daß sie trotz seiner Weigerung abends noch einmal zu dem Arzt nach Gloversville fahren wolle, und forderte ihn auf, sie zu begleiten. Nachdem es ihm selbst nicht gelungen war, irgendeine Lösung zu finden, willigte Clyde sofort ein und empfand trotz einer Verabredung mit Sondra, daß dies wichtiger sei als alles andere. Sondra gegenüber mußte er sich mit dringender Arbeit entschuldigen.

So fuhren sie also zum zweiten Male nach Gloversville. Ein langes und erregtes Gespräch unterwegs führte zu nichts anderem als zu einigen Erklärungen wegen seiner bisherigen Mißerfolge und zu einigen Lobreden über ihren Mut, auf diese Weise für sich einzutreten.

Aber wieder wollte der Arzt von nichts wissen. Nachdem sie fast eine Stunde auf seine Rückkehr gewartet hatte, ließ er sich nur von ihrem unveränderten Zustand und ihren vernichtenden Befürchtungen berichten, machte aber nicht die leiseste Andeutung, daß er sich bewegen ließe, einzugreifen. Es ging gegen seine Grundsätze und seine Moral. So kehrte Roberta zurück, diesmal ohne Tränen, denn ihr Unglück war zu groß, als daß sie hätte weinen können, und sie erstickte fast an der drohenden Gefahr und ihren Befürchtungen.

Als Clyde von dieser Niederlage erfuhr, verfiel er in düsteres, aufgeregtes Schweigen. Er hatte keine Ahnung, wo Hilfe zu finden sei, wußte nicht, was er sagen solle, und fürchtete vor allem, daß Roberta jetzt eine Forderung stellen könnte, die er aus gesellschaftlichen und finanziellen Gründen nicht erfüllen wollte. Sie sprach auf dem Heimweg fast gar nichts, sondern saß und starrte aus dem Fenster und dachte an ihre hilflose Lage, die von Stunde zu Stunde ärger und drohender wurde. Als Entschuldigung gab sie Kopfschmerzen an. Sie wollte allein sein, um besser denken und eine Lösung finden zu können. Sie wußte, daß sie einen Weg finden mußte. Aber wie? Was konnte sie tun? Wie konnte sie dem Schicksal entgehen? Sie war ein in die Enge getriebenes Tier, das mit allen Mitteln um sein Leben kämpft, und dachte an viele entfernte und unmögliche Lösungen, aber immer wieder kehrte sie zu dem zurück, was sie als das einzig Sichere, Vernünftige und Durchführbare erkannt hatte, und das war die Ehe. Warum auch nicht? Hatte sie ihm nicht alles gegeben, und zwar gegen ihre eigene bessere Einsicht? Hatte er sie nicht dazu überredet? Wer war er denn, um sie so beiseite zu schieben? Manchmal und besonders seit dieser letzten Krise, konnte sie deutlich fühlen, daß seine Liebe endgültig tot war, und daß er lange nicht so sehr an die Bedeutung ihres Zustandes für sie selber dachte, als an seine Person und an den Schaden, der für ihn daraus entstehen mußte. Auch wenn es sie nicht geradezu entsetzte wie zumeist, so reizte es sie und brachte sie langsam zu dem Schluß, daß sie berechtigt sei, mehr zu verlangen, als ihr sonst eingefallen wäre — auch eine Heirat, wenn es keine andere Möglichkeit gab. Warum auch nicht? War ihr Leben nicht ebensoviel wert, wie das seine? Und hatte er nicht freiwillig das seine mit dem ihren vereinigt? Warum sollte er sich jetzt nicht bemühen, ihr

zu helfen, oder, wenn dies fehlschlug, das letzte und scheinbar einzige Opfer bringen, durch das sie gerettet werden konnte? Wer waren alle diese Gesellschaftsmenschen, mit denen er verkehrte? Und mit welchem Recht konnte er von ihr verlangen, sich selbst, ihre Zukunft und ihren guten Ruf zu opfern, nur wegen seines Interesses für diese Leute? Sie hatten nie sehr viel für ihn getan, jedenfalls nicht annähernd so viel als sie. Daß er sie jetzt satt hatte, nachdem sie ihm seinen Willen getan, war doch kein Grund, um sie jetzt, bei dieser entscheidenden Wendung, zu verlassen? Würden diese Gesellschaftsmenschen, aus denen er sich so viel machte, nicht einsehen, daß sie berechtigt war, den Weg zu gehen, zu dem sie gezwungen sein könnte?

Sie dachte viel darüber nach, besonders seit ihrem zweiten Besuch bei Doktor Glenn. Manchmal bekam ihr Gesicht einen neuen, entschlossenen und trotzigen Ausdruck, der sich unter dem Druck der Verhältnisse rasch entwickelte. Ihr Mund wurde etwas härter. Sie hatte den Entschluß gefaßt, daß er sie heiraten mußte. Wenn sie an ihr Elternhaus, an ihre Mutter, an Grace Marr, die Newtons, an alle ihre Freunde und Bekannten dachte und an das Entsetzen, den Schmerz und die Schande, die alle jene treffen würde, die irgendwie mit ihr zusammenhingen! Ihr Vater, ihre Brüder und Schwestern! Unmöglich! Es konnte und durfte nicht sein! Unmöglich! Und wenn ihr Verlangen auch etwas zu hoch schien angesichts des großen Gewichtes, das Clyde bis jetzt auf seine gesellschaftlichen Aussichten gelegt hatte — was sollte, was konnte sie sonst tun?

Zu seiner großen Überraschung, da sie doch erst den gestrigen Abend gemeinsam verbracht hatten, erhielt Clyde am folgenden Tag einen Brief mit der Bitte, sie am Abend zu besuchen, da sie ihm etwas zu sagen habe. In dem Ton des

Briefes lag eine Art Trotz oder Herausforderung für den Fall einer Absage, die er bis jetzt noch nicht an ihr gekannt hatte. Der Gedanke, daß diese Situation sich als vernichtend erweisen würde, wenn sie nicht aus der Welt geschafft wurde, war ein so schwerwiegender, daß er gute Miene zum bösen Spiel machen und anhören mußte, was sie ihm als Lösung vorzuschlagen hatte oder worüber sie sich beklagen wollte.

Als er zu später Abendstunde zu ihr kam, fand er sie gefaßter, als sie seit dem Beginn jener mißlichen Sache je gewesen war. Das setzte ihn etwas in Verwunderung, denn er hatte gefürchtet, sie in Tränen zu finden. Heute aber schien sie freundlicher, denn ihre Bemühungen, eine für sie günstige Lösung herbeizuführen, hatten eine natürliche, sich jetzt äußernde Schlauheit hervorgerufen. Bevor sie mit ihrem Plan herausrückte, fragte sie: „Hast du einen zweiten Arzt oder eine andere Lösung gefunden, Clyde?"

„Nein, Bert", erwiderte er sehr betrübt und niedergeschlagen, nachdem er seine Denkkräfte bis zum äußersten angespannt hatte. „Ich habe es versucht, wie du weißt, aber es ist verdammt schwer, jemanden zu finden, der sich nicht fürchtet, sich für einen solchen Fall einzusetzen. Ehrlich gesagt, bin ich am Ende meiner Weisheit. Ich weiß nicht, was wir tun werden, wenn dir nicht etwas einfällt. Hast du von niemandem gehört, an den du dich wenden könntest?" Denn seinerzeit, unmittelbar nach ihrem ersten Besuch bei dem Arzt, hatte er ihr angedeutet, daß sie bei einem näheren Verkehr mit einer der Ausländerinnen in der Fabrik zu Erfahrungen gelangen könnte, die für sie beide von Nutzen wären. Aber Roberta hatte nicht die Art, rasche Freundschaften zu schließen, und es war nichts daraus geworden.

Sein Geständnis, daß er am Ende seiner Kenntnisse sei, gab ihr die ersehnte Gelegenheit zu dem Vorschlag, der ihrer

Meinung nach unvermeidlich war und nicht länger hinausgeschoben werden durfte. Aber sie hatte Furcht, wie Clyde ihn auffassen würde, und zögerte wegen der Form, in die sie ihn kleiden sollte. Sie schüttelte den Kopf, zeigte eine Aufregung, die ziemlich echt war, und sagte: „Ich muß dir sagen, Clyde, daß ich darüber nachgedacht habe, aber ich sehe keine andere Möglichkeit, als daß du ... nun, als daß du mich heiratest. Es ist jetzt zwei Monate her, wie du weißt, und wenn wir nicht sofort heiraten, wird es jeder wissen, nicht wahr?"

Ihr Wesen drückte sowohl äußeren Mut aus, der dem Gefühle ihres guten Rechtes entsprang, als innere Unsicherheit wegen Clydes Auffassung, und die beiden verschmolzen noch mehr durch den Ausdruck plötzlicher Überraschung, Furcht, Unklarheit und Ärgers, die in raschem Wechsel über sein Gesicht zogen. Wenn aber diesem wechselnden Mienenspiel überhaupt ein bestimmter Sinn innewohnte, so war es der einer ihm unverdient zugefügten Kränkung. Seit er Sondra näher und näher getreten war, waren seine Hoffnungen so hoch gestiegen, daß er jetzt vor Robertas Forderung die Stirn runzelte und seine relative, wenn auch etwas unsichere Liebenswürdigkeit zu Angst und Widerstreben und dem festen Willen wurde, so weitgehende Folgen zu vermeiden. Denn das bedeutete seinen völligen Ruin, den Verlust Sondras, seiner Stellung, seiner gesellschaftlichen Ambitionen und Hoffnungen in bezug auf die Griffiths, kurz den Verlust von allem und jedem, das ihm teuer war, — ein Gedanke, der ihn krank machte und sofort überlegen ließ, wie er dagegen vorgehen sollte. Nein, er wollte nicht, er wollte nicht. Nie würde er es tun! Nie, nie, nie!

Nach kurzer Pause entgegnete er: „Das ist alles recht schön und gut für dich, Bert, für dich bringt es alles mühelos in Ordnung. Aber wie steht es mit mir? Du darfst doch nicht

vergessen, daß es nicht leicht für mich wäre, wie die Dinge jetzt liegen. Du weißt, daß ich gar kein Geld habe. Ich habe nichts als meine Stellung, und meine Familie weiß bis jetzt noch nichts von dir. Wenn es nun herauskommt, daß wir uns schon so lange kennen und das geschehen ist und daß ich dich heiraten muß, dann werden sie natürlich merken, daß ich sie getäuscht habe, und beleidigt sein. Und was dann? Sie können mich auch glatt hinauswerfen."

Er hielt inne, um zu sehen, wie seine Worte auf Roberta wirkten, aber als er den etwas ungläubigen Ausdruck auf ihrem Gesicht bemerkte, den es seit kurzem immer zeigte, wenn er anfing, sich zu entschuldigen, fügte er optimistisch und ausweichend hinzu, indem er durch eine List diese plötzliche Lösung hintanzuhalten versuchte: „Übrigens hoffe ich noch immer, einen Arzt zu finden. Bis jetzt habe ich ja nicht viel Glück gehabt, aber das muß nicht heißen, daß es mir nicht doch gelingen kann. Wir haben auch noch etwas Zeit — bis zu drei Monaten, nicht wahr?" (Er hatte seither einen Brief von Ratterer mit dieser Mitteilung erhalten.) „Ich habe neulich von einem Arzt in Albany gehört, der vielleicht dafür zu haben wäre. Ich wollte nur zuerst auf alle Fälle allein hinüberfahren und mich erkundigen, bevor ich dir von ihm erzählte."

Seine Worte klangen jedoch so unecht, daß Roberta bestimmt wußte, daß er sich über ihren Vorschlag ärgerte und nur daran dachte, wie er ihr entkommen könnte. Sie wußte selbst ganz gut, daß er ihr niemals geradezu versprochen hatte, sie zu heiraten, und wenn sie ihn auch drängte, zwingen konnte sie ihn letzten Endes nicht. Er konnte auch allein von hier fortgehen, wie er einmal angedeutet hatte. Und wie viel mehr Lust mochte er jetzt dazu haben, wenn ihm diese Welt genommen würde, auf die er so große Stücke hielt, und er vor der Notwendigkeit stand, nicht nur sie, sondern

auch ein Kind in Kauf nehmen zu müssen? Deshalb änderte sie ihren ursprünglichen Entschluß, geradeheraus und energisch zu sprechen, so groß ihre Not auch war. Er aber war so verblendet durch die Aussicht auf die fröhliche Welt, die für ihn auf dem Spiele stand und Sondra zum Mittelpunkt hatte, daß er kaum klar denken konnte. Dies alles sollte er hingeben für ein Leben, wie er und Roberta es führen konnten: ein kleines Heim und ein Kind, ein Alltagsleben, das daraus bestand, mit einem Gehalt, wie er es erreichen konnte, für sie und das Kind zu sorgen, ein Leben, von dem er wahrscheinlich nie mehr loskam. Herrgott, ihm wurde fast übel davon! Das konnte und wollte er nicht tun! Und doch sah er jetzt ein, daß seine Pläne nur allzu leicht durch sie oder durch einen einzigen unberechneten Schritt seinerseits über den Haufen geworfen werden konnten. Das ließ ihn zurückhaltend sein und zum ersten Male in seinem Leben erschienen ihm Vorsicht und diplomatische Schlauheit als dringende Erfordernisse. Gleichzeitig aber kam ihm diese tiefe innere Wandlung etwas beschämend zum Bewußtsein.

Roberta antwortete: „Das begreife ich sehr gut, Clyde, aber hast du nicht selbst gesagt, daß du am Ende deiner Weisheit bist? Und mit jedem Tag, der vorübergeht, wird es schlimmer für mich, wenn es uns jetzt nicht gelingt, einen Arzt zu finden. Man kann nicht heiraten und nach ein paar Monaten ein Kind bekommen, wie du weißt. Das würde jeder merken. Und ich muß nicht nur an dich, sondern auch an mich und an das Kind denken." (Bei der bloßen Erwähnung eines zu erwartenden Kindes zuckte Clyde zusammen, als habe er eine Ohrfeige erhalten — sie bemerkte es.) „Eines von beiden muß jetzt sofort geschehen: entweder ich muß heiraten oder die Geschichte loswerden, und dazu scheinst du mir nicht verhelfen zu können. Wenn du solche Angst vor deinem Onkel hast,"

setzte sie unsicher, aber einschmeichelnd hinzu, „könnten wir doch gleich heiraten und es eine Weile geheim halten, so lange wir wollen oder du es für notwendig findest. Unterdessen fahre ich nach Hause und teile meinen Eltern mit, daß ich verheiratet bin, daß es aber eine Zeitlang geheim bleiben muß. Und wenn die Zeit kommt und es so schlimm wird, daß wir nicht länger hier bleiben können, ohne es zuzugeben, gehen wir fort, wenn wir nämlich Lust dazu haben und du nicht willst, daß dein Onkel davon erfährt. Wir könnten auch einfach sagen, daß wir vor einiger Zeit geheiratet haben, das tun eine Menge junger Leute heutzutage. Und wegen des Auskommens," fügte sie hinzu, als sie einen plötzlichen Schatten über Clydes Antlitz huschen sah, „wir finden sicher immer Arbeit, ich wenigstens ganz bestimmt, wenn nur das Kind einmal da ist."

Zu Beginn ihrer Rede hatte Clyde sich auf das Bett gesetzt und unruhig und zweifelnd ihren Vorschlägen gelauscht. Aber als sie auf das Heiraten und Fortgehen kam, stand er auf — ein unwiderstehlicher Drang nach Bewegung übermannte ihn. Und als sie mit dem üblichen Vorschlag schloß, zu arbeiten, nachdem das Kind geboren war, sah er sie mit einem geradezu panischen Schrecken in den Augen an. Daß er heiraten sollte, in einer Lage war, die dies erforderte, wo er mit ganz wenig Glück und ohne ihr Dazwischentreten Sondra gewinnen könnte!

„Ja, das ist alles schön und gut für dich, Bert. Für dich wäre es die vollkommene Lösung. Aber wie steht es mit mir? Zum Kuckuck, ich habe doch hier sozusagen erst begonnen, und wenn ich mein Bündel schnüren und weiter wandern muß — und das müßte ich, wenn man mir je darauf käme —, dann weiß ich nicht, was ich anfangen soll. Ich habe kein Geschäft oder Gewerbe, auf das ich mich werfen könnte, und

es würde uns beiden schlecht gehen. Mein Onkel hat mir diese Gelegenheit geboten, weil ich ihn darum gebeten habe, aber wenn ich von hier fortginge, würde er niemals mehr etwas für mich tun."

In seiner Aufregung vergaß er, daß er Roberta manchmal erzählt hatte, daß die Lage seiner Eltern keine ungünstige sei und daß er, wenn ihn die Dinge hier nicht mehr freuten, nach dem Westen zurückkehren und dort Arbeit finden könnte. In unklarer Erinnerung daran fragte sie jetzt: „Könnten wir nicht zum Beispiel nach Denver gehen? Würde dir dein Vater nicht eine Stelle verschaffen, wenn auch nur auf kurze Zeit?"

Sie sprach sehr sanft und bittend, um Clyde zu überzeugen, daß die Dinge nicht so schlimm stünden, als er dachte. Aber die bloße Erwähnung seines Vaters in diesem Zusammenhang, die Annahme, daß er, gerade er, der Retter aus der Not für sie sein sollte, war etwas stark. Das zeigte nur, wie schrecklich gering ihr Verständnis für seine Stellung im Leben war. Schlimmer noch, sie erwartete Hilfe von jener Seite, und — wer weiß — fand sie sie nicht, würde sie ihm später wegen seiner diesbezüglichen Lügen noch Vorwürfe machen. Die Notwendigkeit, jeden Wunsch nach dieser Heirat sofort zu unterdrücken, wurde ihm dadurch nur noch klarer. Es konnte nicht sein — niemals!

Wie aber diesem Plan mit Sicherheit entgegenwirken, da sie ihrer Meinung nach Anspruch darauf hatte, wie ihr offen und kühl sagen, daß er sie nicht heiraten konnte und wollte? Und wenn er es nicht sofort tat, konnte sie es für richtig und angemessen halten, ihn dazu zu zwingen? Sie konnte sich vielleicht sogar berechtigt fühlen, zu seinem Onkel oder Vetter zu gehen und ihn zu verraten. (Er sah Gilberts kalte Augen vor sich.) Dann brachen Ruin und Vernichtung über ihn herein. Das war das Ende aller seiner Träume von Sondra und dem

gesamten hiesigen Leben. Es fiel ihm aber nichts anderes ein, was er sagen konnte, als: „Das kann ich nicht, Bert, jedenfalls nicht sofort." Und dieses „Jedenfalls nicht sofort" ließ Roberta vermuten, daß er unter den gegebenen Umständen nicht den Mut hatte, sich dem von ihr hingeworfenen Vorschlag einer Ehe gänzlich zu widersetzen. Indessen fuhr er eilig fort: „Ich mag auch nicht so bald heiraten, es bedeutet mir zuviel. Erstens bin ich zu jung dazu und habe nichts, um heiraten zu können. Und dann kann ich auch nicht weg von hier. Es würde mir nirgends auch nur halb so gut gehen. Du ahnst nicht, was das für mich bedeutet: mein Vater in allen Ehren, aber er könnte und würde nie für mich tun, was mein Onkel tut. Das begreifst du nicht, sonst würdest du mich nicht darum bitten."

Er schwieg und sein Gesicht zeigte ängstliche Verwirrung und Widerstreben; er war wie ein gehetztes Tier, das von Hund und Jäger auf listige Weise verfolgt wird. Roberta vermutete, daß seine völlige Abkehr von ihr durch den Gegensatz zwischen dem gesellschaftlichen Leben von Lycurgus und ihrem eigenen niederen Stand, nicht aber durch die größere Anziehungskraft eines bestimmten Mädchens entstanden war, und antwortete gekränkt:

„Ich weiß, warum du nicht von hier weggehen kannst. Ich weiß, daß es nicht halb so sehr wegen deiner Stellung ist, als wegen dieser Gesellschaftsmenschen, mit denen du dich immer herumtreibst. Du hast mich nicht mehr lieb, Clyde, das ist das Ganze, und du willst die anderen Leute nicht für mich aufgeben. Ich weiß, daß es das und vieles andere ist, aber immerhin hast du mich doch vor nicht allzu langer Zeit geliebt, wenn du dich auch jetzt nicht daran zu erinnern scheinst." Ihre Wangen glühten und ihre Augen leuchteten, sie hielt einen Augenblick inne, während er sie anblickte und überlegte, was sie

beabsichtigte. „Aber du darfst mich trotzdem nicht allein einen Ausweg suchen lassen, weil ich nicht verlassen werden will, Clyde. Ich kann und kann es nicht, das sage ich dir!" Ihre Stimme wurde heiser und abgehackt. „Es ist eine viel zu wichtige Sache für mich. Ich weiß nicht, was ich allein anfangen soll; ich habe niemanden außer dir und deshalb mußt du mir helfen. Ich muß es loswerden, weiter nichts. Ich muß. Ich will nicht, daß du mich verläßt, und daß ich meinen Eltern und Bekannten allein, ohne Mann und ohne Hilfe, gegenüber treten muß." Wild und doch flehend blickte sie ihn an, wobei der Ausdruck ihrer Augen durch die sich dramatisch schließenden und öffnenden Hände unterstützt wurde. „Und wenn du mir nicht helfen kannst, wie ich geglaubt habe," fuhr sie in voller Verzweiflung fort, „dann mußt du mir eben in anderer Form helfen, wenigstens bis ich mir selbst helfen kann. Aber ich mag nicht im Stich gelassen werden, wenn ich auch nicht verlange, daß du mich auf ewig heiratest." Es fiel ihr ein, daß Clydes Gefühle, wenn sie ihm diese Forderung in einer gemilderten Weise nahelegte und ihn dadurch zu einer Heirat brachte, sich möglicherweise späterhin in freundlichere verwandeln konnten. „Meinetwegen kannst du mich nach einiger Zeit, bis alles hinter mir liegt, verlassen. Ich kann dich nicht daran hindern und würde es auch nicht tun, selbst wenn ich es könnte. Aber jetzt darfst du es nicht, du darfst nicht, du darfst nicht. Ich wollte nicht in diese Lage kommen und wäre es auch nie ohne dich. Du warst es, der mich so weit gebracht hat, indem du mich verleitet hast, dir das Hierherkommen zu erlauben. Jetzt aber möchtest du mich allein damit fertig werden lassen, nur weil du glaubst, daß du nicht länger in Gesellschaft gehen kannst, wenn man es entdeckt."

Sie schwieg, denn die Anstrengung war fast zu viel für ihre übermüdeten Nerven, aber trotz der in jeder Bewegung sicht-

baren Anstrengung, sich zu beherrschen und sich zu fassen, begann sie leise und nervös zu schluchzen. Ein paar Augenblicke standen beide einander gegenüber: er starrte ins Leere und überlegte, was er darauf antworten sollte — sie versuchte ihre Fassung wiederzugewinnen, was ihr endlich auch gelang. Sie sagte:

„Was ist denn an mir so anders als vor ein paar Monaten, Clyde? Bitte, sage es mir, ich möchte es so gern wissen. Weshalb bist du so verändert? Bis zu Weihnachten warst du so lieb mit mir, wie man nur überhaupt sein kann. Du hast fast deine ganze freie Zeit bei mir verbracht, aber seither hat es keinen gemeinsamen Abend gegeben, um den ich dich nicht bitten mußte. Wer ist es? Wer ist schuld? Ist es irgendein anderes Mädchen, jene Sondra Finchley oder Bertine Cranston oder wer sonst?"

Dabei war es sehr interessant, ihre Augen zu beobachten. Zur Befriedigung Clydes, der sich vor der Wirkung eines bestimmten Verdachtes gegen Sondra fürchtete, verriet Roberta auch jetzt nichts dergleichen, geschweige denn eine genaue Kenntnis von irgendeinem bestimmten Mädchen. Nach Art feiger Menschen fürchtete er angesichts ihrer gegenwärtigen Lage und ihrer drohenden Forderung zu bekennen, was die eigentliche Ursache seiner Veränderung war, und da er sie nicht mehr liebte, entgegnete er, ungerührt durch ihren Jammer: „Du irrst dich vollkommen, Bert; du verstehst nicht, um was es sich handelt. Es geht um meine Zukunft. Wenn ich Lycurgus verlasse, werde ich gewiß nie wieder eine solche Gelegenheit finden. Und wenn ich heiraten oder von hier weggehen muß, dann zerrinnt mir alles zwischen den Fingern. Ich will warten und zuerst eine Stellung haben und mir etwas ersparen, bevor ich heirate, aber wenn ich es jetzt tue, dann habe ich gar keine Aussichten und du auch nicht." Dabei

vergaß er seine früheren ziemlich deutlichen Anspielungen, daß er nichts mit ihr zu tun haben wollte.

„Wenn du nur jemanden finden oder auf eine gewisse Zeit verreisen und es allein abmachen könntest, Bert, dann könnte ich dir das Geld schicken, das weiß ich bestimmt", fuhr er fort. „Ich könnte es mir von heute angefangen bis zu dem Augenblick deiner Abreise ersparen."

In seinem Gesicht spiegelte sich der vollkommen hoffnungslose Zusammenbruch aller seiner früheren Absichten. Und als sie einsah, daß seine Teilnahmslosigkeit nun einen solchen Grad erreicht hatte, daß er in so oberflächlicher Weise über sie und ihr zu erwartendes Kind verfügen konnte, packte sie nicht nur Zorn, sondern auch Entsetzen über diesen Wandel.

„Ach, Clyde," rief sie kühn und mit mehr Mut und Trotz, als er jemals an ihr gekannt, „wie hast du dich verändert und wie hart kannst du sein! Du willst, daß ich allein verreisen soll, nur um dich zu retten, nur damit du hier bleiben und weiterkommen und dich hier verheiraten kannst, wenn ich einmal aus dem Wege bin und du dich nicht mehr um mich kümmern mußt! Das tue ich aber nicht! Es ist nicht recht von dir und ich tue es nicht. Schluß! Ich mag nicht. Du mußt entweder jemanden finden, der mir hilft, oder mich heiraten und mit mir kommen, wenigstens so lange, bis ich das Kind habe und meine Ehre vor meiner Familie und allen, die mich kennen, wiederhergestellt ist. Es macht mir nichts, wenn du mich dann verläßt, denn ich sehe ein, daß du mich nicht mehr liebst, und wenn dies der Fall ist, dann will ich dich so wenig als du mich. Aber trotzdem mußt du mir jetzt beistehen, du mußt. Aber ach," fing sie wieder an zu jammern, wenn auch nur leise und traurig, „wenn man bedenkt, daß unsere Liebe ein solches Ende nimmt! Daß du von mir verlangst, ich solle allein weggehen, ganz mutterseelenallein, ohne irgend jemanden

während du hier bleibst! Ach Gott, ach Gott! Und noch dazu mit einem Kind als spätere Last! Und ohne Mann!" Sie preßte die Hände zusammen und schüttelte verzweifelt den Kopf. Clyde fühlte die Herzlosigkeit seines Vorgehens, aber bei seinem brennenden Wunsch nach Sondra war es das Beste und Sicherste, was ihm einfiel, und so stand er da und wußte im Augenblick nicht, was er sagen oder tun sollte.

Und obwohl das Gespräch noch einige Zeit andauerte, war das Ergebnis dieser peinlichen Unterredung nichts anderes, als daß Clyde bestenfalls noch eine bis zwei Wochen Zeit hatte, um einen Arzt oder sonst jemanden aufzutreiben, der ihr helfen konnte. Dann — nun, dann kam die angedeutete, wenn auch nicht offen ausgesprochene Drohung, die hinter dem allen lag: Falls ihr nicht geholfen, schleunigst geholfen wurde, mußte er sie heiraten, wenn auch nicht für immer, so doch für eine Zeit und in gesetzlich gültiger Form, bis sie wieder so weit war, selbst für sich sorgen zu können — eine Drohung, die ebenso demütigend und niederdrückend für Roberta als qualvoll für ihn war.

Neununddreißigstes Kapitel

Wo es keine besondere Geschicklichkeit gab, mit einer solchen Lage fertig zu werden, mußten entgegengesetzte Ansichten gleich diesen nur noch größere Schwierigkeiten und selbst Verderben hervorrufen, wenn ihnen der Zufall nicht half. Und der Zufall half nicht und Robertas Anwesenheit in der Fabrik war etwas, das Clyde nicht vergessen ließ. Könnte er sie nur dahin bringen, zu kündigen und von hier fortzuziehen, so würde er sie nicht fortwährend sehen und könnte ruhiger nachdenken. Denn solange sie durch ihre bloße Gegenwart fragte, was er zu tun gedachte, war jede Überlegung unmöglich, und das Maß dessen, was ihr nach seiner sonstigen Erwägung gebührt hätte, wurde durch das Ersterben seiner Liebe noch geringer. Er war zu sehr in Sondra verliebt und dadurch vollkommen aus dem Gleichgewicht gebracht.

Selbst mitten in diesem schweren Zwiespalt träumte er den berückenden Traum von Sondra weiter fort und in solchen Augenblicken schien die düstere Lage in bezug auf Roberta nichts anderes als eine dunkle Wolke, die jenen Himmel zeitweilig bedeckte. Allabendlich, oder so oft seine noch andauernden Beziehungen zu letzterer es gestatteten, nahm er die Gelegenheit wahr, die seine auf den Höhepunkt angelangten Verbindungen ihm boten. Einmal war es zu seinem großen Stolz und seiner Freude ein Fest bei Harriet oder Taylor, dann wieder eine Gesellschaft bei Finchley oder Cranston, zu der er Sondra begleitete, oder wo er die Freude hatte, sie zu treffen. Jetzt zeichnete sie ihn auch manchmal vor anderen aus und fand Wege für einen gesellschaftlichen Verkehr, ohne

die mannigfachen früheren Versuche zur Heimlichkeit, die ihrem Interesse für ihn eigen gewesen waren; doch da diese Gelegenheiten natürlich mit dem Beisammensein einer ganzen Gesellschaft verbunden waren, schienen sie ihren vorsichtigen Eltern ganz unbedenklich. Die gesellschaftlich ganz besonders kluge und scharfsinnige Mrs. Finchley war zwar gar nicht einverstanden mit den Aufmerksamkeiten, die Clyde erwiesen wurden, aber sie sah, daß er immer öfter eingeladen wurde — nicht nur in ihr eigenes Haus durch ihre Tochter, sondern auch da und dort, und schließlich mußte sie glauben, daß er festeren Fuß gefaßt, als sie gedacht, so daß sie sich bei ihrem Sohn und selbst bei Sondra nach ihm erkundigte. Von dieser erhielt sie nur die unklare Antwort, daß sie nicht einsehe, warum sie und Stuart ihn nicht einladen sollten. War er doch Gils und Bellas Vetter und wurde von allen gerne gesehen und trotz seiner Vermögenslosigkeit für reizend befunden. Ihre Mutter ließ es diesmal dabei bewenden und riet ihr nur, sich unter keinen Umständen zu weit mit ihm einzulassen. Sondra fühlte die Berechtigung dieser Mahnung, aber sie war so verliebt in Clyde, daß sie beschloß, ihre Mutter zumindest so weit zu täuschen, um ihn ungestört sehen zu können. Das geschah auch und jeder, der von dem häufigen Zusammentreffen der beiden wußte, hätte sagen können, daß ihr gegenseitiges Einverständnis einen Grad annahm, der Sondras Eltern hätte entsetzen müssen, wenn sie davon gewußt hätten. Denn abgesehen von Clydes Stellung und seinen Wünschen, waren Sondras Gedanken und Stimmung rasch in eine verheerende, große Liebe übergegangen. Außer Händedrücken, Küssen und Blicken voll tiefster Bewunderung, die gewechselt wurden, wenn niemand zusah, gab es jene nebelhaften, sich jedoch bald verdichtenden und vermehrenden Zukunftsphantasien, die auf eine ihnen beiden noch unklare Weise immer den anderen miteinschlossen.

Sommertage, an denen sie und er in einem Boot am Twelfth-Lake sitzen würden, während die langen Schatten der Bäume über dem silbrigen Wasser lagen, der Wind die Wellen kräuselte, er ruderte und sie müßig dasaß und ihn durch Anspielungen auf die Zukunft folterte; ein bestimmter Waldweg voller Sonnenflecke auf dem grünen Grund, über den sie im Juni oder Juli zu einem wundervoll gelegenen Aussichtspunkt, dem Inspiration Point, reiten konnten; der Jahrmarkt in Sharon, wo sie in einem Zigeunerkostüm, dem Inbegriff aller Romantik, eine Bude leiten oder in ihrem elegantesten Reitkleid eine Probe ihrer Kunst geben würde; Tees und Tanzfeste am Nachmittag und bei Mondschein, wobei nur ihre Augen sprechen würden, während sie in seinen Armen ruhte.

Nichts vom Zwang des Alltags, nichts von den Hindernissen, die die Autorität und der mögliche Widerstand ihrer Eltern nach sich ziehen konnten. Nur Sommer und Liebe und idyllisches, glückliches Sichtreibenlassen bis zu einer sicheren und ungehinderten Verbindung, die ihn ihr für immer schenken sollte.

Für Roberta gingen zwei weitere lange, trübselige und schreckliche Monate dahin, ohne daß es zu der von ihr erhofften Tat kam, was nicht anders sein konnte, da Clyde es so haben wollte. Sie war überzeugt, daß er wohl über eine Möglichkeit nachdachte und grübelte, um seiner Verantwortung zu entgehen, jedoch keinerlei Absicht hatte, sie zu heiraten, doch ließ auch sie die Umstände an sich herankommen.

Er begründete seinen Entschluß damit, daß er nicht in der Lage wäre, sie zu heiraten, und auch in Zukunft, wenn sie am dringendsten der Hilfe bedürfen würde, nichts für sie tun könnte, falls er nicht ungestört in seiner Stellung verbliebe. Diese Erwägung aber ließ Roberta über eine bisher noch nicht voll entwickelte Härte in Clydes Charakter nachdenken,

obwohl sie sich bei genügender Überlegung hätte sagen müssen, daß sie sich bereits damals gezeigt hatte, als Clyde den Zutritt zu ihrem Zimmer erzwungen hatte.

Obwohl sie nichts unternahm, fürchtete er doch beständig, daß sie etwas tun könnte, und zeigte sich daher freundlicher, teilnehmender und gutwilliger als zu Beginn ihrer Drohungen, da ihn vollkommene Gleichgültigkeit beherrscht hatte. Außerdem hegte er die unsinnige Hoffnung, daß es ihm gelingen könnte, durch geheucheltes Mitgefühl und durch die Bereitschaft, sie nötigenfalls zu heiraten, ihre Absicht, ihn zu raschem Handeln zu zwingen, auf das geringste Maß herabzusetzen. So ließe sich mehr Zeit gewinnen und genau erwägen, wie er ihr ohne Heirat und ohne Flucht entkommen konnte.

Roberta ahnte zwar den Grund dieses plötzlichen Einlenkens, allein sie fühlte sich so gänzlich einsam und verlassen, daß sie gerne bereit war, auf seine anscheinend ehrlichen, wenn auch nicht geradezu liebevollen Bemerkungen und Vorschläge einzugehen. So willigte sie auf seine Bitten ein, noch kurze Zeit zu warten, bis er sich einiges erspart und etwas ausgedacht hätte, das ihm gestatten würde, seinem Beruf eine Zeitlang fernzubleiben. Dann wollte er sie heiraten und sie als gesetzlich verheiratete Frau mit dem Kinde irgendwo unterbringen, während er — was er ihr aber verschwieg — nach Lycurgus zurückkehren und von dort aus nach Tunlichkeit für sie sorgen wollte. Aber natürlich nur unter der Bedingung, daß sie niemals, außer mit seiner Erlaubnis, von ihrer Ehe sprechen oder ihn als den Vater ihres Kindes bezeichnen durfte. Ebenso galt es als abgemacht und wurde von ihr auch immer wieder beteuert, daß sie in diesem Falle Schritte unternehmen würde, um auf Grund böswilligen Verlassens oder eines anderen Vorwandes ihre Freiheit

CONCORDIA COLLEGE LIBRARY
BRONXVILLE, N.Y. 10708

wiederzuerlangen. Dies sollte innerhalb einer angemessenen Zeit nach ihrer Eheschließung an einem Orte geschehen, der so weit von Lycurgus entfernt war, daß niemand etwas davon erfuhr. Insgeheim aber war er nicht ganz davon überzeugt, daß sie es gegebenenfalls auch wirklich tun würde.

Clyde war in seinem Entgegenkommen ganz unaufrichtig und im Grunde war ihm auch ihre Aufrichtigkeit oder Unaufrichtigkeit ganz gleichgültig. Wenn es nicht sein mußte, hatte er nicht die Absicht, Lycurgus auch nur für die Zeit ihrer Entbindung zu verlassen, denn das bedeutete eine Trennung von Sondra, und so kurz eine solche Abwesenheit auch sein mochte, war sie doch ein Hindernis in seinen Plänen. Er ließ sich also treiben, dachte manchmal an eine fingierte Trauung, wie er sie in irgendeinem Film gesehen hatte: ein falscher Priester und falsche Trauzeugen, die sich zusammenfanden, um ein argloses Landmädchen, wie Roberta es nicht war, zu täuschen; aber nach einiger Überlegung war er vernünftig genug, einzusehen, daß er einen solchen Aufwand an Kosten, Zeit, List und Wagnis nicht aufbringen konnte.

Er wußte, daß er ohne unvorhergesehene Hilfe geradewegs auf eine Katastrophe zusteuerte, die sich nicht mehr lange aufhalten ließ, und erwog manchmal sogar, im gegebenen Augenblick, wenn Roberta sich nicht länger durch Ausflüchte hinhalten ließe und im Begriffe wäre, ihn bloßzustellen, alle Beziehungen, deren sie ihn beschuldigen würde, rundweg abzuleugnen und zu sagen, daß sie nie etwas anderes gewesen waren, als die eines Abteilungsleiters zu seiner Untergebenen. Panischer Schrecken, nichts Geringeres!

Anfang Mai erklärte Roberta, daß sie wegen der Bewegungen des Kindes und ihrer Übelkeiten die Stellung in der Fabrik trotz aller Anspannung des Willens und der Nerven nicht länger als bis zum ersten Juni beibehalten könne; denn dann

würden die anderen Mädchen etwas bemerken und das ginge über ihre Kraft. Gleichzeitig teilte Sondra ihm mit, daß ihre Mutter, Stuart und sie mit einiger Dienerschaft bereits am vierten oder fünften Juni ihr neues Sommerheim in Twelfth-Lake beziehen würden, um die letzten Instandsetzungsarbeiten zu überwachen und noch vor Beginn der Saison zu beenden. Dann aber, nicht später als um den achtzehnten, wenn die Cranstons, Harriets und einige andere angekommen waren und voraussichtlich auch Besuche von Bella und Myra in Aussicht standen, sollte er auf eine Weekend-Einladung der Cranstons gefaßt sein, mit denen sie durch Bertine das Nötige verabreden würde. Waren die allgemeinen Umstände günstig, so würden natürlich andere Weekend-Einladungen zu Harriets, Phants und einigen anderen dort wohnenden Familien nachfolgen, ebenso eine zu den Griffiths, die in Greenwood lebten, was sich durch Bella leicht bewerkstelligen ließ. Später, während seines vierzehntägigen Urlaubs im Juli, könnte er entweder im Kasino in Pine Point wohnen, vielleicht aber würden ihn auch die Cranstons oder Harriets auf ihre Bitte hin einladen. Jedenfalls mußte Clyde einsehen, daß er ohne weitere Ausgaben als solche, die sich durch ein bißchen Sparsamkeit an den Werktagen leicht einbringen ließen, einen großen Teil des oft und oft in den Zeitungen beschriebenen Seelebens sehen und mitmachen durfte. Außerdem aber konnte er Sondra in verschiedenen Familien treffen, die seiner Anwesenheit und seinen Annäherungsversuchen nicht so ablehnend gegenüberstanden wie ihre Eltern.

Denn wie sie ihm erzählte, begannen diese jetzt zum ersten Male wegen seiner auffallenden und anhaltenden Bemühungen um sie von einer ausgedehnten Europareise zu sprechen, die sie, Stuart und ihre Mutter mindestens zwei Jahre lang fernhalten sollte. Aber da Clydes Antlitz und Laune sich bei

dieser Erwähnung verdüsterten und sie viel zu verliebt war, um nicht selbst darunter zu leiden, setzte sie hinzu: „Nimm es dir nicht zu Herzen, Schatz, ich bin fest überzeugt, daß alles schließlich gut ausgehen wird." Wenn ihre Reden oder ihre leidenschaftliche Neigung den Standpunkt ihrer Mutter bis dahin nicht zu seinen Gunsten verschoben hatten, würde sie vielleicht sogar gezwungen sein, selbständige Schritte zu unternehmen, um die mütterlichen Pläne zu vereiteln. Was jene wären, wollte sie vorläufig noch nicht sagen, aber in Clydes überhitzter Phantasie nahmen sie die Form einer Entführung und Heirat an, die ihre Eltern, wie immer sie auch denken mochten, nachher nicht für ungeschehen erklären konnten. Sondra begann wirklich, allerdings vorläufig noch ganz unklar, solcherlei zu erwägen. Denn wie sie Clyde weiterhin mitteilte, lag es auf der Hand, daß ihre Mutter sie in den Hafen einer rein gesellschaftlichen Ehe mit einem jungen Manne lenken wollte, der ihr letzten Winter auffallend den Hof gemacht hatte. Aber, erklärte sie fröhlich, es würde schwer sein, sie bei ihrer Liebe zu Clyde dazu zu zwingen, und sie fügte lebhaft hinzu: „Die einzige Schwierigkeit ist, daß ich noch nicht großjährig bin. Damit können sie mich natürlich fangen. Aber ich muß dir sagen, daß ich es nächsten Oktober werde, und dann kann man mir nicht mehr viel antun. Dann kann ich heiraten, wen ich will, und wenn es nicht hier geht, so gibt es doch viele Wege, ein Ziel zu erreichen."

Diese Vorstellung wirkte wie ein süßes, zerstörendes Gift auf Clyde. Er war fast von Sinnen und wie im Fieber. Wenn nur Roberta nicht wäre! Schrecklicher, fast unlösbar scheinender Konflikt! Wenn dieser und der Widerstand von Sondras Eltern nicht wäre, den sie jedoch zu überwinden hoffte, stand ihm dann nicht der Himmel offen? Sondra — Twelfth-Lake — Gesellschaft — Reichtum — ihre Schönheit

und ihre Liebe! Er wurde wahnsinnig, wenn er nur daran dachte. Was konnte Sondras Familie tun, wenn sie erst einmal verheiratet waren? Doch nur zustimmen und sie in ihr wundervolles Haus in Lycurgus aufnehmen oder sonstwie für sie sorgen. Zweifellos würde er eine Stelle in der Finchleyschen Staubsaugerfabrik erhalten. Dann wäre er Gilbert Griffiths und allen jenen, die ihn anfänglich ignoriert hatten, gleichgestellt, wenn nicht noch besser daran als sie — er und Stuart würden gemeinsame Erben des schwiegerelterlichen Vermögens und Sondra wäre der Mittelpunkt und das Kronjuwel dieser unerwarteten und aladinhaften Herrlichkeit.

Er überlegte gar nicht, wie er die Zeit bis zum Oktober hinbringen sollte, auch nicht, daß Roberta ihn gerade jetzt zum Heiraten zwingen wollte, sondern hoffte, sie würde sich hinhalten lassen. Dabei aber war er sich peinlich bewußt, daß er nie vorher so nahe am Abgrund gestanden hatte. Nach der allgemeingültigen Anschauung war es wohl seine Pflicht, Roberta herauszureißen — so hätte seine Mutter wenigstens gesagt. Wer aber hatte Esta aus ihrer Schwierigkeit geholfen? Ihr Liebhaber? Der war, ohne mit der Wimper zu zucken, davongegangen, ohne daß sie daran gestorben war. Und warum sollte Roberta, die um kein Haar schlechter daran war als seine Schwester, ihn auf diese Weise zu verderben suchen, ihn zu etwas zwingen wollen, das nicht viel weniger war als ein gesellschaftlicher Mord, ein Mord der Leidenschaften und Gefühle. Noch dazu, wo er später, falls sie ihn davor bewahren wollte, mit Sondras Geld eine Menge für sie tun konnte! Er wollte und durfte nicht zugeben, daß sie ihm so etwas antat. Es wäre die Vernichtung seines Lebens!

Vierzigstes Kapitel

Zwei Ereignisse zu jener Zeit dienten dazu, den Gegensatz zwischen Clyde und Roberta noch mehr zu verschärfen. Das eine war nicht mehr als ein Streifblick Robertas, eines Abends vor dem Postamt an der Ecke der Central Avenue, wo Clyde vor einem großen, sehr imposant aussehenden Auto stand, um ein paar Worte mit Arabella Stark zu wechseln. Miß Stark, die der Mode, ihrer Gesellschaftssphäre und ihrem eigenen üppigen Geschmack entsprechend gekleidet war, saß, nicht nur um Clyde, sondern um der gesamten Menschheit zu gefallen, ziemlich affektiert am Volant und wartete auf ihren Vater, der sich noch in dem gegenüberliegenden Starkschen Gebäude befand. Roberta war durch Clydes Zögern und ihren festen Willen, ihn zum Handeln zu zwingen, fast dem Wahnsinn nahe und jene erschien ihr als der Inbegriff des Luxus und der Sicherheit, die Clyde so bezauberten und die sein Zögern und seine Teilnahmslosigkeit angesichts der ihr drohenden gräßlichen Lage verursachten. Abgesehen von der Forderung ihres Zustandes — was hatte sie ihm denn zu bieten im Vergleich zu allem, was er ihr zuliebe aufgeben mußte? Nichts —, ein Gedanke, der alles eher als ermutigend für sie war.

Als sie nun ihr eigenes elendes und vernachlässigtes Äußere mit jenem der Miß Stark verglich, empfand sie ihren Jammer und den Gegensatz zwischen ihnen beiden noch stärker als zuvor. Es war nicht recht so — es war nicht gerecht! Während der Zeit, die seit ihrem letzten Gespräch vergangen war, hatte Clyde in und außerhalb der Fabrik kaum ein

Wort mit ihr gewechselt, geschweige denn sie auf ihrem Zimmer besucht. Er fürchtete die Frage, die er nicht beantworten konnte, und sie erkannte, daß er sie nicht nur vernachlässigte, sondern ihr außerdem auch grollte. Als sie auf ihrem Heimweg dieses alltägliche und sehr typische Bild noch immer vor Augen hatte, war sie nicht so sehr verärgert als tief bekümmert und betrübt wegen all der verlorengegangenen Liebe und Geborgenheit, die voraussichtlich nie, nie mehr wiederkehren würden! O, wie schrecklich, wie entsetzlich war das!

Clyde aber war ungefähr um dieselbe Zeit Zeuge einer Szene, die nach der Meinung mancher Leute nur von einem ironischen, ja selbst boshaften Schicksal zugelassen oder beabsichtigt werden konnte. Als sie am folgenden Sonntag im Auto das weiter nördlich am Arrow-Lake gelegene Landhaus der Trumbulls besuchen und auf Sondras Vorschlag ein Vorfrühlings-Weekend genießen wollten, mußten sie in der Nähe von Biltz, das auf ihrem Wege lag, einen Umweg an Robertas Elternhaus vorbei machen. Sie kamen zu einer Straße, die in nordsüdlicher Richtung an der Alden-Farm vorbeiführte, bogen dann nach Norden ein und kreuzten nach einigen Minuten einen in westöstlicher Richtung verlaufenden Weg. Tracy Trumbull, der den Wagen lenkte, bat, daß jemand aussteigen und in dem nahen Farmhaus fragen möge, ob diese Straße nach Biltz führe, und Clyde, der der Türe am nächsten war, sprang heraus. Er war sehr überrascht, auf dem Postkasten, der an der Kreuzung stand und sichtlich zu dem auffallend vernachlässigten Farmhause gehörte, den Namen Titus Alden zu lesen. Das mußte das Elternhaus Robertas sein, die ihm erzählt hatte, daß ihre Familie in der Nähe von Biltz lebte. Er blieb stehen und überlegte einen Augenblick, ob er weitergehen solle oder nicht, denn er hatte Roberta einmal ein kleines Bild von sich geschenkt, das sie möglicher-

weise hergezeigt hatte, und die bloße Vorstellung ihrer Zugehörigkeit zu dieser verlassenen und verfallenen Stätte genügte obendrein, um in ihm den Wunsch nach sofortiger Umkehr und Flucht wachzurufen. Aber Sondra, die neben ihm im Auto gesessen war und sein Zögern bemerkte, rief: „Was gibt es, Clyde? Angst vor dem Wauwau?" Er begriff, daß sein weiteres Zögern auffallen mußte, und ging auf das Haus zu. Während er es eingehend betrachtete, stiegen die trübsten und quälendsten Gedanken in ihm auf. Was war das nur für ein Haus! So kahl und einsam, selbst an diesem hellen Frühlingstag! Das verfallene und klaffende Dach, der Schornstein mit den darunterliegenden Klumpen roher, vermauerter Feldsteine, hinter dem ein zweiter, rissig und halbwackelig, durch eine Kette festgehalten wurde. Der vernachlässigte Pfad, den er jetzt von der Straße heraufstieg! Die zerbrochenen, unordentlichen Steine, die als Eingangsstufen dienten, und die verfallenen, nicht verputzten, in dieser Umgebung doppelt trübseligen Wirtschaftsgebäude entsetzten ihn nicht wenig.

So also sah Robertas Elternhaus aus! Und angesichts alles dessen, was er jetzt in Sondra und jenem Gesellschaftskreis in Lycurgus anstrebte, verlangte sie von ihm, daß er sie heiraten sollte! Und Sondra im Auto konnte alles sehen, wenn auch nicht wissen! Welche Armut, welche Herabgekommenheit lagen darin! Wie weit hatte er sich doch von solchen Anfängen entfernt! Mit einem Gefühl der Schwäche und Übelkeit, als hätte er einen Schlag in die Magengegend erhalten, stand Clyde vor der Tür, und um ihn noch mehr zu foltern, trat gerade Titus Alden in einem alten, fadenscheinigen, an den Ellbogen zerrissenen Rock, abgetragenen Samthosen und derben glanzlosen Landschuhen heraus. Clyde, der vor seiner Kleidung und vor seiner sichtlichen Ähnlichkeit

mit Roberta zurückgeprallt war, fragte schnell, ob jener westöstliche Weg durch Biltz führe und sich dann mit der breiten, nach Norden führenden Straße vereinige. Am liebsten wäre ihm ein rasches „Ja" gewesen, das ihm Gelegenheit zu schleuniger Flucht gegeben hätte, aber Titus trat in den Hof hinaus und erklärte umständlich, daß sie ein gutes Stück abkürzen konnten und besser daran täten, auf dieser nordsüdlichen Straße von Trippettsville noch wenigstens zwei Meilen weiterzufahren und sich erst dann nach Westen zu wenden. Clyde bedankte sich kurz und eilte von dannen, während jener noch weiter sprach.

Zu seinem größten Entsetzen fiel ihm ein, daß Roberta von ihm erwartete, daß er alles, was Lycurgus ihm bot — Sondra, den kommenden Frühling und Sommer, Liebe, Romantik, Frohsinn, Stellung und Macht —, so bald als möglich aufgebe, mit ihr fortgehen und sie heiraten sollte. Wie schrecklich, sich an einem solchen gottverlassenen Ort zu verkriechen, noch dazu in seinem Alter und mit einem Kind! Ach, warum war er so leichtfertig und schwach gewesen, sich auf diese Weise mit ihr einzulassen! Nur wegen ein paar einsamer Abende! Warum, warum hatte er nicht gewartet — diese Märchenwelt hätte sich ihm ebenso erschlossen! Ach, hätte er es nur getan!

Wenn er sich aber jetzt nicht rasch und mühelos von ihr freimachen konnte, ging die ganze Herrlichkeit sicher verloren, und jene andere Welt, aus der er herkam, würde ihre düsteren, armutbeschwerten Fangarme nach ihm ausstrecken und ihn festhalten, so wie die Armut seine Familie von Anfang an umklammert und fast erstickt hatte. Und wenn auch unklar, fiel ihm zum ersten Male auf, wie merkwürdig es war, daß dieses Mädchen und er, deren Anfänge einander so auffallend glichen, sich von Anfang an zueinander hingezogen gefühlt

hatten. Warum eigentlich? Wie seltsam war doch das Leben! Aber quälender noch war die vor ihm liegende Frage nach einem Ausweg. Auch auf dieser Fahrt suchten seine Gedanken nach einer Lösung, denn es bedurfte nur eines einzigen Wortes von Roberta oder ihren Eltern an seinen Onkel oder Gilbert, und er war verloren. Als er wieder im Auto saß, beschäftigte ihn diese Vorstellung so sehr, daß er stumm und teilnahmslos blieb, statt in das fröhliche Gespräch der anderen einzustimmen. Sondra, die seine Nachbarin war und ihm leise von ihren Sommerplänen erzählt hatte, flüsterte ihm zu, statt das frühere Gespräch wieder aufzunehmen: „Was ist dem lieben Kleinen?" Wann immer Clyde nur auf das leiseste verstimmt schien, sprach sie in diesem Ton zu ihm, der eine fast elektrisierende Wirkung voll süßer Qualen hatte. Sein „Mädel mit der Babysprache" nannte er sie manchmal. „So ein finsteres Gesichtlein macht er jetzt. Eben war das Gesichtlein noch ganz hell! Wieder ein freundliches Gesichtlein machen, Clyde, Sondra ein bißchen anlachen und ein lieber Bub sein, der Sondras Arm ganz fest an sich drückt."

Sie wendete sich um, blickte ihm in die Augen, um zu sehen, wie diese kindlichen Koseworte auf ihn wirkten, und selbstverständlich tat Clyde sein möglichstes, um heiter zu erscheinen. Aber selbst jetzt, angesichts dieser wunderbaren und herrlichen Liebe, stand Roberta mit allem, was sie für sein jetziges Leben bedeutete, als Schreckensgespenst vor seinen Augen: ihr Zustand, ihre jüngste Forderung und die offenbare Unmöglichkeit, jetzt etwas anderes zu tun, als mit ihr von hier fortzugehen.

Aber wäre es nicht besser, durchzubrennen wie in dem Fall des überfahrenen Kindes in Kansas City und nie mehr etwas von sich hören zu lassen? Das hieße jedoch Sondra, seine Verbindungen, seinen Onkel, das ganze hiesige Leben aufgeben!

Ein schwerer, schwerer Verlust! Wieder einmal hin- und hergestoßen zu werden, seiner Mutter wieder einmal von seiner Flucht schreiben zu müssen, die ihr jemand anderer dann vielleicht viel ungünstiger auslegen würde. Und wie würden seine Verwandten über ihn denken? Vor kurzem noch hatte er seiner Mutter geschrieben, daß es ihm gut ginge. Was hatte es nur für eine Bewandtnis, daß gerade ihm solche Dinge passieren mußten? Sollte sein ganzes Leben so aussehen? Von jeder Stellung davonzulaufen, um wieder von vorne anzufangen und vor etwas noch Ärgerem die Flucht zu ergreifen? Nein, er konnte nicht wieder fliehen, er mußte den Dingen die Stirne bieten und irgendeine Lösung finden. Er mußte!

Ach Gott!

Einundvierzigstes Kapitel

Am fünften Juni reisten Finchleys programmgemäß ab, jedoch nicht ohne Sondras dringende Bitte, daß er sich bereit halten sollte, das zweite oder dritte Weekend bei Cranstons zu verbringen. Genaueres würde sie ihm noch schreiben. Bei Clydes Niedergeschlagenheit über die Folgen von Robertas Zustand wirkte Sondras Abwesenheit so sehr auf ihn, daß er nicht wußte, was er ohne sie beginnen sollte. Robertas Befürchtungen und Forderungen waren jetzt so dringend geworden, daß er sie nicht länger mit bloßen Versprechungen hinhalten konnte. Was immer er sagen mochte, ihre Lage war ihrer Meinung nach sehr kritisch und ließ nicht länger mit sich spaßen. Angeblich hatte sich ihre Gestalt so verändert, daß sich ihr Zustand nicht länger verbergen ließ und ihre Mitarbeiterinnen ihn sehr bald bemerken würden. Sie konnte nicht mehr ruhig arbeiten und schlafen — sie konnte überhaupt nicht länger hier bleiben und hatte vorzeitige Schmerzen, die tatsächlich jedoch nur Einbildung waren. Er mußte sie unverzüglich heiraten, wie er angedeutet hatte, und gleich mit ihr abreisen — gleichgültig, wohin, — ob fern oder nah, wenn sie nur dieser schrecklichen Gefahr entging. Fast flehentlich gestand sie ihm, daß sie bereit, ehrlich bereit sei, ihn seiner Wege gehen zu lassen, sobald das Kind geboren wäre, und nie, nie mehr etwas von ihm verlangen würde. Aber jetzt, noch diese Woche, bestimmt nicht später als längstens am fünfzehnten, mußte er sich darauf einrichten, ihr beizustehen, wie er versprochen hatte.

Dies bedeutete, daß er noch vor seinem Besuch bei Sondra

am Twelfth-Lake mit ihr abreisen mußte, also ohne diese je wiederzusehen. Dabei wußte er, daß er nicht das nötige Geld besaß, um das neue Wagnis durchzuführen, auf dem sie jetzt bestand. Vergebens erklärte Roberta, daß sie über hundert Dollar erspart habe, die sie nach ihrer Verheiratung ausgeben oder für irgendetwas verwenden könnten, das sich als notwendig erweisen würde. Er konnte und wollte nichts anderes sehen, als daß dies der vollkommene Verzicht auf seine ganze Lebensweise bedeutete; er mußte dann in einen nahegelegenen Ort gehen und dort Arbeit finden, um so gut als möglich für sie zu sorgen. Unglückselige Veränderung! Aufgeben aller seiner schönen Träume! Aber so sehr er sein Gehirn zermarterte, es fiel ihm nichts Besseres ein, als daß sie einstweilen kündigen und nach Hause gehen solle, indem er ihr äußerst scharfsinnig bewies, daß er noch ein paar Wochen brauchte, um diesen ihnen bevorstehenden Wechsel vorzubereiten. Denn es war ihm, wie er jetzt behauptete, trotz allen Anstrengungen nicht gelungen, so viel zu ersparen, als er gehofft hatte. Er brauchte mindestens noch drei bis vier Wochen, um die Summe zu ergänzen, die nach seiner Ansicht erforderlich war. Ahnte sie denn nicht, daß sie mindestens hundertfünfzig oder zweihundert Dollar brauchten — eine große Summe in ihren Augen! Dabei besaß er jedoch außer seinem laufenden Gehalt nur vierzig Dollar, die er ebenso wie seine anderen in der Zwischenzeit gemachten Ersparnisse für den geplanten Besuch am Twelfth-Lake ausgeben wollte.

Um dem Vorschlag ihrer zeitweiligen Rückkehr ins Elternhaus noch mehr Nachdruck zu verleihen, fragte er sie, ob sie sich denn nicht ein bißchen ausstatten wolle. Sie konnte doch unmöglich eine Reise antreten, mit der eine Hochzeit und ein vollkommener Wechsel der Lebensweise verbunden waren, ohne ihre Garderobe ein wenig aufzufrischen. Wie wäre es, wenn

sie ihre hundert Dollar oder einen Teil davon dazu verwendete? Seine Lage war so verzweifelt, daß er selbst davor nicht zurückschreckte, und Roberta, die wegen der Ungewißheit ihrer Zukunft nicht gewagt hatte, auch nur das Geringste an Ausstattung für sich und das Kind anzuschaffen, begann seinen Vorschlag zu überlegen. Was immer die letzte Ursache dieses Vorschlages sein mochte, der wie alle anderen einen Aufschub bezweckte, es wäre vielleicht nicht unklug, zwei bis drei Wochen seinem Plane sich zu widmen und sich mit Hilfe einer kleinen, aber recht geschickten Schneiderin, die ihrer Schwester manchmal half, ein bis zwei nette Kleider zu machen. Ein Nachmittagskleid aus geblümtem grauem Taffet, wie sie es einmal in einem Kino gesehen hatte, sollte nebst einem kleinen grauen Seidenhut mit hell- oder dunkelroten Kirschen am unteren Rand ihr Hochzeitskleid werden, falls Clyde sein Wort hielt, und in einem einfachen blauen Reisekleid mit braunen Schuhen und einem braunen Reisehut wollte sie so elegant aussehen, wie nur je eine Braut gewesen war. Selbst wenn diese Vorbereitungen einen neuerlichen Aufschub und Kosten verursachten, wenn Clyde sie am Ende doch nicht heiraten wollte und diese Heirat für beide etwas gänzlich Farbloses war, so konnte doch nichts den Begriff der Ehe als eines besonderen Ereignisses, ja, als eines Sakramentes, jenes Schimmers und Zaubers entkleiden, den sie in Robertas Augen besaß und der ihr selbst unter so unbefriedigenden Umständen nicht zu rauben war. Und trotz allen unklaren und gezwungenen Beziehungen, die zwischen ihr und Clyde herrschten, sah sie ihn noch immer in demselben Lichte, in dem er ihr zuerst erschienen war. Er war ein Griffiths, ein Mann in gesellschaftlich, wenn auch nicht finanziell günstiger Lage, jemand, dem alle Mädchen ihrer Klasse und viele Höherstehende mit Wonne angehören würden — auf dem Wege der Ehe nämlich. Und mochte er

sich auch sträuben, sie zu heiraten, so war er doch eine angesehene Persönlichkeit und jemand, mit dem sie restlos glücklich sein könnte, wenn er sie nur ein bißchen lieb hätte. Er hatte sie einmal geliebt und es hieß (so hatte sie wenigstens von ihrer Mutter und anderen gehört), daß manche Männer, wenn sie erst ein Kind hatten, ganz anders gegen die Mutter wurden und auch diese dann lieb gewannen. Sicher aber würde er eine kurze Zeit — wenn der Pakt, in den sie gewilligt hatte, streng eingehalten wurde, allerdings nur eine sehr kurze Zeit — bei ihr sein, ihr in ihrer schweren Stunde beistehen, dem Kinde seinen Namen geben und ihr helfen, bis sie sich auf irgendeine Weise wieder fortbringen konnte.

Vorläufig verließ sie sich darauf und machte keine weiteren Pläne, trotz den großen Zweifeln und Skrupeln, die Clydes sichtliche Gleichgültigkeit in ihr hervorriefen. In dieser Stimmung schrieb sie ihren Eltern, daß sie auf mindestens vierzehn Tage nach Hause käme, um sich ein bis zwei Kleider zu nähen und sich auszuruhen, da sie sich nicht ganz wohl fühle. Fünf Tage später war sie unterwegs nach Biltz und wurde von Clyde bis Fonda begleitet.

Ihm aber schien in Ermanglung eines klaren, durchführbaren Planes Schweigen, S c h w e i g e n das allerwichtigste zu sein. So konnte er selbst unter dem Damoklesschwert drohender Vernichtung noch weiter und immer weiter nachdenken, ohne handeln und sich fortwährend durch den Gedanken quälen zu müssen, daß Roberta vor Aufregung und Ärger etwas sagen oder tun könnte, das ihn an der Durchführung eines richtigen Planes hindern würde.

Dabei erzählte ihm Sondra in fröhlichen Briefen von allem, was er bei seiner baldigen Ankunft am Twelfth-Lake vorfinden würde: blaue Fluten, weiße Segel, Tennis, Golf, Pferde und Autos — es war alles mit Bertine besprochen, wie sie schrieb. Und Küsse — Küsse — Küsse.

Zweiundvierzigstes Kapitel

Zwei Briefe, die Clyde zu jener Zeit kurz nacheinander erhielt, zeigten nur noch deutlicher die Schwierigkeiten seiner Lage.

Pine Point Landing, 10. Juni.

Herzensclyde!

Wie geht's meinem Schatz? Gut?? Hier ist es einfach herrlich. Eine Menge Leute sind schon da und jeden Tag kommen neue. Das Kasino und der Golfplatz sind eröffnet und voller Menschen. Eben höre ich Stuart und Grant in ihren Booten in der Richtung auf Gray's Inlet vorüberfahren. Du mußt sehr bald kommen, Schatz, es ist unbeschreiblich schön: Reiten auf grünen Waldwegen, Schwimmen im See, und jeden Nachmittag um vier Uhr wird im Kasino getanzt. Eben komme ich von einem herrlichen Ritt auf Dickey und reite nach Tisch wieder aus, um diese Briefe auf die Post zu tragen. Bertine sagt, daß sie Dir heute oder morgen eine Einladung für ein beliebiges Weekend schicken wird, so daß Du gleich kommen kannst, wenn Sondra Dich haben will, Sonst kriegst Du feste Schläge von Sondra, hörst Du, Du. Du böser, lieber Junge?

Plagt sich der arme Bub sehr in der scheußlichen Fabrik? Sondra hätte ihn viel lieber hier bei sich! Wir könnten zusammen reiten und ausfahren, schwimmen und tanzen. Vergiß Dein Tennisracket und Deine Golfschläger nicht; der Platz beim Kasino ist glänzend.

Als ich heute früh ausritt, flog ein Vogel gerade vor Dickeys Hufen auf. Das ärgerte ihn so, daß er ausschlug und Sondra ganz grün und blau gebeutelt wurde. Tut die arme Sondra ihrem Clyde nicht leid? Sie hat heute schrecklich viele Briefe zu schreiben. Nach dem Essen wollen Sondra, Bertine und Nina ins Kasino gehen. Möchtest Du nicht dabei sein? Wir würden nach „Taudy" tanzen — dem Lied, das Sondra so schrecklich gern hat. Aber jetzt muß sie sich umkleiden, morgen mehr, Du schlimmer Bub. Und antworte nur gleich, wenn Bertine Dir schreibt. Siehst Du die Punkte? Lauter Küsse, große und kleine, und alle für das schlimme Bubi. Schreib Sondra jeden Tag, dann wird sie Dir auch schreiben.

Viele, viele Küsse.

Worauf Clyde sofort freudig und in dem gleichen Tone antwortete. An demselben Tage, wenn auch nicht gleichzeitig, kam folgender Brief von Roberta:

Biltz, 10. Juni.

Lieber Clyde!

Ich gehe gleich zu Bett, will Dir aber noch vorher ein paar Worte schreiben. Die Fahrt war so gräßlich, daß mir fast schlecht wurde. Zunächst hatte ich keine große Lust allein herzukommen, wie Du ja weißt. Ich bin zu aufgeregt und fühle mich zu unsicher in jeder Beziehung, aber ich bemühe mich, ruhig zu sein, da wir jetzt einen Plan haben und Du gesagt hast, daß Du mich holen kommst.

Obwohl ihn der Gedanke an Robertas ländlich-ärmliche Umgebung fast krank machte, fühlte er bei diesem Hinweis

auf ihren unglückseligen Zustand Reue und Mitleid, wie in früheren Tagen. Schließlich war sie ja an all dem nicht schuld gewesen. Es lag so wenig Schönes vor ihr — nichts als ihr Beruf oder eine Durchschnittsehe, und zum ersten Male konnte er in Abwesenheit beider Mädchen klar denken und tiefes, wenn auch dumpfes Mitgefühl mit ihr empfinden. Sie schrieb weiter:

Hier ist es jetzt sehr hübsch. Die Bäume sind wunderschön grün, die Blumen blühen und ich kann die Bienen im Obstgarten summen hören, wenn ich ans Fenster trete. Statt gleich hierher zu fahren, beschloß ich unterwegs in Homer zu bleiben und meine Schwester und meinen Schwager zu besuchen, da ich nicht weiß, ob und wann ich sie je wiedersehen werde. Denn ich bin fest entschlossen, nur in Ehren wiederzukommen oder nie. Glaube nicht, daß ich damit irgendetwas Hartes oder Böses sagen will, ich bin nur traurig. Sie haben ein so hübsches kleines Heim, Clyde, nette Möbel, ein Grammophon usw. und Agnes ist mit Fred so glücklich. Ich hoffe, daß sie es immer bleiben wird. Ich mußte daran denken, wie schön wir es gehabt hätten, wenn meine Träume in Erfüllung gegangen wären. Fast die ganze Zeit hat Fred mich geneckt, warum ich nicht heirate, bis ich endlich sagte: ‚Warte nur, Fred, ob ich es nicht einmal tue. Du weißt, gut Ding braucht Weile.' — ‚Und manchmal auch Langeweile', erwiderte er.

Ich habe mich ehrlich gefreut, Mutter wiederzusehen, sie ist so lieb, geduldig und hilfsbereit, die beste, liebste Mutter, die es je gegeben hat, Clyde, und mir ist der Gedanke schrecklich, ihr irgendwie wehezutun. Und Tom und Emily. Jeden Abend, seit ich hier bin, haben sie

Besuch gehabt und wollen, daß ich dabei sein soll, aber mir ist nicht wohl genug, um bei allen ihren Gesellschafts- und Kartenspielen und Tanzereien mitzutun.

Hier konnte Clyde nicht umhin, sich die bescheidene Welt vorzustellen, der sie angehörte und die er kürzlich gesehen — das wacklige Haus mit den baufälligen Schornsteinen, ihren ungehobelt aussehenden Vater! Und das als Gegensatz zu Sondras Brief!

Vater, Mutter, Tom und Emily sind immer um mich und bemühen sich, mir alles zuliebe zu tun. Ich aber mache mir Vorwürfe und denke mir: wenn sie wüßten! Und ich muß natürlich so tun, als ob es die Arbeit wäre, die mich so müde und verstimmt macht. Mutter besteht darauf, daß ich lange hier bleiben oder überhaupt kündigen und mich ganz ausruhen und gesund werden soll, aber die Arme weiß von nichts. Wenn sie wüßte! Ich kann Dir gar nicht sagen, Clyde, wie mir manchmal zumute ist! Ach Gott!

Aber ich darf Dich nicht mit meiner Traurigkeit anstecken. Ich will es auch nicht, wenn Du nur kommst und mich holst, wie wir es besprochen haben. Ich werde mich bestimmt zusammennehmen, Clyde, immer bin ich nicht so. Ich habe angefangen, alles herzurichten, und das genügt, um mich an nichts denken zu lassen als an meine Arbeit. Aber nicht wahr, Du kommst mich holen, Liebster? Du wirst mich diesmal nicht enttäuschen und mich nie mehr leiden lassen wie bisher? Es war eine so lange Zeit — eigentlich seit ich das letzte Mal zu Weihnachten hier war. Trotzdem warst Du wirklich gut gegen mich. Ich verspreche, Dir keine Last zu sein, denn ich weiß, daß Du mich

nicht mehr liebst, und so ist es mir ziemlich gleich, was geschieht, wenn ich nur aus dem Jetzigen herauskomme. Dafür verspreche ich Dir ernstlich, Dir nicht zur Last zu fallen.

O Gott, verzeih diesen Tropfen. Es scheint, daß ich mich nicht mehr so beherrschen kann wie früher.

Wegen des Zweckes meines Hierseins: Meine Leute glauben, daß es sich um Kleider für ein Fest in Lycurgus handelt, und vermuten, daß ich ein herrliches Leben führe. Nun, besser so als anders.

Wenn ich nicht Mrs. Anse, die Schneiderin, darum schicke, muß ich vielleicht bis Fonda fahren, um einiges einzukaufen. Falls Du mich also vor Deinem Herkommen sehen wolltest, ginge es ganz gut, aber es wird wohl nicht sein. Wenn es Dir recht wäre, möchte ich Dich gerne treffen und mit Dir sprechen, bevor wir wegfahren. Es kommt mir so merkwürdig vor, Clyde, daß ich diese Kleider nähe und mich nach Dir sehne und dabei weiß, daß Du es lieber nicht haben möchtest. Ich hoffe, Du bist jetzt zufrieden, nachdem Du mich aus Lycurgus fort- und hierher gebracht hast und das hast, was Du eine schöne Zeit nennst. Ist sie denn so viel schöner, als wir es letzten Sommer hatten, wo wir an die Seen und überallhin Ausflüge machten? Aber wie immer es auch sei, d a s kannst Du gewiß für mich tun, Clyde, ohne es allzu sehr zu bereuen. Es erscheint Dir jetzt schwer, ich weiß es, aber vergiß nicht, daß ich mehr verlangen könnte und würde, wenn ich wäre, wie so manche, die ich kenne. Aber, wie gesagt, ich bin nicht so und könnte es nie sein. Wenn Du mich nicht wirklich haben willst — nachdem Du mir beigestanden hast, wie ich es sagte, so bist Du frei. Bitte, schreibe mir einen langen, lieben Brief, Clyde,

auch wenn Du keine Lust dazu hast, und sage mir, daß Du nicht ein einziges Mal an mich gedacht oder mich vermißt hast, seit ich fort bin — weißt Du noch, daß Du es einmal getan hast? —, und daß Du mich nicht zurückhaben willst und frühestens Samstag in vierzehn Tagen herkommen kannst.

Ach Gott, alle die schrecklichen Dinge, die ich schreibe, meine ich ja gar nicht, aber ich bin manchmal so verstimmt, müde und einsam, daß es über mich kommt und ich mit jemandem reden muß — nicht mit jemandem von hier, denn die verstehen mich nicht, und ich kann es niemandem sagen.

Aber ich habe versprochen, nicht traurig und verbittert zu sein, und bin diesmal doch nicht sehr brav gewesen, nicht wahr? Nächstes Mal, morgen oder übermorgen, werde ich mich sicher bessern, denn es wird mir leichter, wenn ich Dir schreibe. Bitte, Clyde, schicke mir nur ein paar Worte, um mich aufzuheitern, während ich warte; auch wenn Du nicht daran glaubst — ich brauche sie so!

Und dann wirst Du selbstverständlich kommen und ich werde so dankbar und glücklich sein und mich bemühen, Dich in keiner Weise zu belästigen.

Deine einsame Bert.

Es war der Gegensatz dieser beiden Welten, der ihn endgültig bestimmte, Roberta niemals zu heiraten, niemals — ja, nicht einmal zu ihr nach Biltz zu fahren oder sie zurückkommen zu lassen, wenn er es verhindern konnte. Denn würde sein Hinfahren oder ihre Rückkehr nicht allen Freuden, die er kürzlich durch Sondra kennengelernt hatte, ein Ende bereiten — es ihm unmöglich machen, im Sommer mit ihr in Twelfth-Lake beisammen zu sein, mit ihr durchzugehen und sie zu heiraten?

Um Gotteswillen, gab es denn keine Lösung, keinen Ausweg aus dieser entsetzlich schwierigen Lage, die ihn bedrohte?

Als er an einem warmen Juniabend nach seiner Heimkehr von der Arbeit die Briefe auf seinem Zimmer vorgefunden hatte, warf er sich stöhnend auf sein Bett. So ein Unglück! So ein entsetzlicher, fast unlösbar scheinender Konflikt! Gab es denn nichts, wodurch man sie überreden konnte, fortzugehen oder noch einige Zeit zu Hause zu bleiben, wenn er ihr wöchentlich zehn oder selbst zwölf Dollar, die Hälfte seines Gehaltes überließ? Könnte sie nicht in irgendeiner Stadt der Umgebung, in Fonda, Gloversville oder Schenectady, leben? Es war doch nicht so weit mit ihr, daß sie nicht noch ein Zimmer nehmen und dort ruhig bis zu ihrer Stunde bleiben konnte, um dann zu einem Arzt oder zu einer Pflegerin zu gehen. Wenn die Zeit gekommen war, würde er ihr jemand Geeigneten suchen helfen, nur müßte sie darauf eingehen, seinen Namen zu verschweigen.

Aber ihn nach Biltz kommen zu lassen oder ihn irgendwo zu treffen, und das innerhalb von vierzehn Tagen oder noch früher! Nein! Wenn sie ihn dazu zwingen sollte, würde er irgendeine Verzweiflungstat begehen, vorher noch nach Twelfth-Lake fahren und Sondra überreden, mit ihm durchzugehen und ihn zu heiraten, obwohl sie noch nicht volle achtzehn Jahre war. Aber ach, was waren das für tolle Pläne! Und dann — wenn er einmal verheiratet war und ihre Familie sie nicht zur Scheidung veranlassen und Roberta ihn nicht auffinden, sondern nur klagen konnte — könnte er dann nicht leugnen, daß er je Beziehungen zu ihr unterhalten hätte, außer solchen eines beliebigen Abteilungsleiters zu einer seiner Angestellten.

Er hatte die Gilpins nie kennengelernt, war nicht mit Roberta zu Dr. Glenn nach Gloversville gefahren und sie

hatte ihm damals gesagt, daß sie seinen Namen nicht genannt hatte.

Aber die Kraft, das Ableugnen zu versuchen! Der Mut, den es erforderte! Der Mut, Roberta gegenüberzutreten, wobei er wußte, daß es zum Schwersten auf der Welt gehörte, ihren klaren, anklagenden, unschuldig blauen Augen zu begegnen. Konnte er es? Brachte er den Mut dazu auf? Würde alles gut ausgehen, wenn er es täte? Würde Sondra ihm glauben, wenn sie es erfuhr?

Aber ob er es nun tat oder nicht, auch wenn er nach Twelfth-Lake fuhr, mußte er Sondra von seiner Ankunft verständigen. Das tat er auch; er schrieb ihr einen Brief voll Sehnsucht und Leidenschaft und beschloß gleichzeitig, Roberta überhaupt nicht zu antworten. Vielleicht würde er sie anrufen; sie hatte ihm neulich erzählt, ein Nachbar gleich nebenan hätte ein Telephon, das er benützen könnte, wenn er sie aus irgendeinem Grunde einmal dringend sprechen müßte. Denn ein noch so vorsichtiger Brief über alle diese Dinge gab ihr den allerwichtigsten Beweis ihrer Beziehungen in die Hand, besonders da er fest entschlossen war, sie nicht zu heiraten.

Was lag für ein niedriger und gemeiner Betrug in dem allem! Wäre Roberta nur ein bißchen einsichtiger gewesen, so hätte er nie daran gedacht, sich in so häßliche und lügnerische Dinge einzulassen.

Aber Sondra, Sondra! Wie schön mußte ihr großer Besitz am Westufer des Twelfth-Lake sein, den sie beschrieb! Er konnte nicht anders handeln, er mußte, mußte!

Er ging aus, um den Brief an Sondra zur Post zu tragen. Unterwegs kaufte er ein Abendblatt, in der Hoffnung, durch die Nachrichten über seine Bekannten von allen trüben Gedanken abgelenkt zu werden. Auf der ersten Seite der Times Union of Albany stand folgende Meldung:

Doppeltragödie am Paß-Lake.

Gekentertes Boot und schwimmende Hüte.
Wahrscheinlicher Tod zweier Menschen.
Unbekannte Mädchenleiche geborgen.
Begleiter unauffindbar.

Neugierig gemacht durch seine eigene Geschicklichkeit im Rudern, Schwimmen und Tauchen und durch sein großes Interesse am Kahnfahren sowie an jeglicher Form des Wassersports, las er weiter:

Pancoast, Mass. 7. Juni.

Eine für zwei Menschen verhängnisvolle Kahnfahrt wurde vorgestern von einem unbekannten Mann und einem Mädchen unternommen, die vermutlich aus Pittsfield kamen, um den Tag an dem vierzehn Meilen nördlicher liegenden Paß-Lake zu verbringen.

Dienstag gegen zehn Uhr vormittags mieteten ein Mann und ein Mädchen ein kleines Ruderboot, sagten dabei zu Thomas Lucas, dem Inhaber des dortigen Gast- und Bootshauses, daß sie aus Pittsfield wären, und fuhren unter Mitnahme eines Korbes, der wahrscheinlich Proviant enthielt, gegen das Nordende des Sees. Als sie bis sieben Uhr abends nicht zurückgekehrt waren, fuhr Mr. Lucas in Begleitung seines Sohnes Jeffrey in seinem Motorboot auf den See hinaus und fand das gekenterte Boot ohne eine Spur seiner Insassen in der Nähe des Ufers. Da er der Meinung war, daß es sich um einen neuen Fall von Prellerei handelte, führte er das Boot nach Hause.

Am nächsten Morgen stiegen ihm Zweifel auf, ob nicht doch ein Unglücksfall vorliege, worauf er, sein Angestellter Fred Walsh und sein Sohn nochmals gegen das Nordende fuhren, wo sie die Hüte der beiden Vermißten auf den Binsen in der Nähe des Ufers schwimmen sahen. Sie begannen sofort planmäßig zu suchen und fanden gegen drei Uhr das Mädchen, von dem man hier nichts weiß, als daß es mit seinem Gefährten hergekommen war. Die

Leiche des Mannes wurde noch nicht gefunden, die des Mädchens den Behörden übergeben. Da der See in der Nähe des Unglücksortes an manchen Stellen über dreißig Fuß tief ist, ist es nicht sicher, ob es gelingen wird, die zweite Leiche zu bergen. Bei einem ähnlichen Unglücksfall, der sich vor etwa fünfzehn Jahren ereignete, wurde keine der Leichen jemals gefunden.

In der Jacke des Mädchens war der Name einer Pittsfielder Firma eingenäht und auch in ihrem Schuhfutter stand der Name Jacobs aus derselben Stadt. Sonst waren keinerlei Anhaltspunkte vorhanden, um ihre Identität festzustellen. Die Behörden vermuten, daß ihre Tasche, falls sie eine solche bei sich trug, auf dem Grund des Sees ruht. Der Mann soll groß, dunkel, ungefähr fünfunddreißig Jahre alt und mit einem hellgrünen Anzug und einem Strohhut mit weiß-blauem Band bekleidet gewesen sein.

Das Mädchen scheint nicht älter als fünfundzwanzig, ist fünf Fuß, fünf Zoll groß und wiegt hundertdreißig Pfund. Sie trug ihr langes dunkles Haar in Zöpfen um den Kopf gelegt, an ihrem linken Mittelfinger steckt ein kleiner goldener Ring mit einem Amethyst. Die Polizei der Umgebung wurde verständigt, aber bis jetzt ist noch kein Nachweis ihrer Identität eingelangt.

Dieses in der Reihe der Sommerunfälle ziemlich alltägliche Ereignis interessierte Clyde nur wenig. Es war natürlich merkwürdig, daß ein Mann und ein Mädchen an irgendeinen kleinen See kamen, um dort bei hellichtem Tage in einem kleinen Boot ums Leben zu kommen, ebenso merkwürdig, daß es nachher niemandem gelungen war, ihre Identität festzustellen — und doch war dem so. Der Mann war ein- für allemal verschollen.

Zunächst nur wenig gefesselt, warf er die Zeitung weg und wandte sich wieder dem Gegenstand zu, der ihm am nächsten lag: was er nämlich tun solle. Aber später, während er vor dem Schlafengehen das Licht ausdrehte und weiter an das

verworrene Problem seines gegenwärtigen Lebens dachte, kam ihm der Gedanke (o böse Stimme eines bösen Geistes, o Teufelsgeflüster der Hölle!): angenommen, daß er und Roberta — nein, er und Sondra — nein, Sondra schwamm zu gut und er ebenfalls —, angenommen, daß er und Roberta irgendwo in einem kleinen Boot säßen und es gerade im richtigen Augenblick kenterte, zum Beispiel im Augenblick dieser entsetzlichen Schwierigkeiten, die ihn so zermarterten. Flucht? Erlösung von einem übermenschlichen und wahrhaft zerfleischenden Konflikt! Dagegen — — halt, nicht so rasch — denn konnte ein Mensch an eine solche Lösung im Zusammenhang mit einer solchen Lage auch nur denken, ohne in seinem Herzen ein Verbrechen zu begehen — ein abscheuliches, entsetzliches Verbrechen? Er durfte nicht einen einzigen Gedanken daran verwenden. Es war Sünde — Sünde — schwere Sünde. Und doch — angenommen, daß so etwas geschah — natürlich durch Zufall! — das würde allen seinen Sorgen wegen Roberta ein Ende machen. Keine Angst mehr vor ihr, keine Befürchtungen und Seelenqualen wegen Sondra. Eine stille, geräuschlose Lösung aller seiner gegenwärtigen Schwierigkeiten ohne Zank — und nur mehr Schönes lag vor ihm. Ein zufälliges, unvorbedachtes Ertrinken — und seiner wartete eine große Zukunft.

Doch der bloße Gedanke daran, zu dieser Stunde, war entsetzlich — aber warum beharrte sein Verstand darauf, sich gerade Roberta dabei vorzustellen? Er durfte, durfte einem solchen Gedanken das Verweilen nicht gestatten. Nie, niemals. Das durfte nicht sein. Es war schrecklich! Abscheulich! Ein Mordgedanke, nicht mehr und nicht weniger! Mord?! Und doch war er durch Robertas Brief im Vergleich zu dem Sondras (wie verlockend war ihre Beschreibung von seinem und ihrem Leben!) so aufgewühlt, daß er um keinen Preis jene andere,

scheinbar so einfache und natürliche Lösung seiner Konflikte ganz ausschalten konnte. Wenn ihm und Roberta nur ein solcher Unfall zustieße! Denn eigentlich plante er ja gar kein Verbrechen. Er dachte nur, wenn sich in seinem Falle ein solcher Unfall ereignete! Ach, das war der böse finstere Gedanke, an den er nicht denken durfte, nicht durfte! Er durfte nicht. Und doch — und doch — Er war ein glänzender Schwimmer und könnte zweifellos ans Land schwimmen, wäre es auch noch so weit, während Roberta nicht schwimmen konnte, wie er von gelegentlichem Baden mit ihr im vergangenen Sommer wußte. Und dann — dann — nun dann, wenn er ihr nicht half, dann natürlich ...

Während er zwischen halb zehn und zehn Uhr abends in seinem Zimmer bei der Lampe so dachte, überfiel ihn ein merkwürdig unheimliches Frösteln, das sich von den Haarwurzeln über den ganzen Körper bis in die Fingerspitzen verbreitete. Welch unheimlicher, schrecklicher Gedanke, der ihm auf diese Weise durch die Zeitung nahegebracht wurde! War das nicht merkwürdig? Im übrigen gab es viele, viele Seen in der Gegend, in der er Sondra besuchen sollte — eine ganze Menge —, so hatte sie wenigstens erzählt. Und Roberta hatte eine solche Vorliebe für Ausflüge und Wasser, obwohl sie nicht schwimmen konnte — nicht schwimmen konnte — nicht schwimmen konnte. Und sie oder zumindest er ging in eine Seegegend — jedenfalls könnten sie es tun — und schließlich, warum nicht, nachdem sie beide von irgendeinem Ort für den vierten Juli, den Tag ihrer endgültigen Abreise, gesprochen hatten!

Nein, nein, so sehr er von ihr freizuwerden wünschte, der bloße Gedanke an einen solchen Unfall war Sünde, schwarze, schreckliche Sünde! Er durfte auch nicht einen Augenblick daran denken. Es war zu abscheulich — zu gemein — zu

entsetzlich! Schreckliche Vorstellung! Daß ihm so etwas eingefallen war! Und gerade jetzt, da sie verlangte, daß er mit ihr verreisen sollte!

Tod!

Mord!

Roberta umbringen!

Natürlich nur, um von ihr loszukommen, von diesem ihrem unvernünftigen, unwiderruflichen, unabänderlichen Verlangen! Schon allein bei dem Gedanken daran wurde ihm ganz kalt. — Nun erst, wenn — wenn —! Nein, er durfte nicht daran denken. Noch dazu der Tod des ungeborenen Kindes!

Wie konnte man nur daran denken, so etwas absichtlich, mit Vorbedacht zu tun? Und doch — wie viele Menschen ertranken nicht während eines Sommers? Knaben und Mädchen, Männer und Frauen, hier und dort. Gewiß wünschte er nicht, daß Roberta etwas derartiges zustoßen möge, noch dazu gerade jetzt. Bei dem bloßen Gedanken daran bedeckte kalter Schweiß ihm Stirn und Hände. So war er nicht. Anständige, normale Leute dachten solche Dinge nicht und deshalb würde auch er von Stund' an nicht mehr daran denken.

Im Zwiespalt mit sich selbst — daß ein solcher Gedanke es auch nur gewagt haben sollte, sich ihm aufzudrängen — stand er auf, zündete die Lampe an und las den heimtückischen Artikel nochmals so kühl und kritisch als nur möglich durch, in der Empfindung, daß er alles, was er ihm eingeflüstert, dadurch von sich wegschieben konnte.

Nachdem er dies getan, kleidete er sich an, machte einen Spaziergang und fühlte, daß er sich von dem aufdringlichen Gedanken, der ihn so sehr gequält hatte, dadurch räumlich entfernte.

Nach einiger Zeit wurde ihm wohler, freier und natürlicher

zumute und so kehrte er nach Hause zurück, um sich mit dem Gedanken schlafen zu legen, daß es ihm tatsächlich gelungen war, jene unheimliche und heimtückische Versuchung zu bannen. Nie mehr durfte er daran denken. Nie, nie, nie mehr durfte er daran denken — nie.

Bald darauf verfiel er in einen aufgeregten fieberhaften Schlummer und träumte von einem schwarzen Hund, der ihn beißen wollte. Er fuhr erschrocken auf, entkam den Klauen des Tieres und schlief wieder ein. Diesmal befand er sich an einem fremden düsteren Orte, in einem Wald, einer Höhle oder einer Schlucht zwischen hohen Bergen, aus der ein anfänglich sehr einladender Pfad zu führen schien. Aber im Weiterschreiten wurde er immer enger und düsterer und verlor sich endlich ganz. Als Clyde sich umwandte, um auf demselben Wege wieder umzukehren, sah er hinter sich einen Knäuel von Schlangen, der sich anfänglich wie Gestrüpp ausnahm: Obenauf züngelten drohend mit gespaltener Zunge und starrglänzenden Augen die Köpfe von mindestens einem Dutzend Reptilien. Vor ihm jedoch, als er sich rasch umdrehte, stand riesengroß ein gehörntes wildes Tier, das mit schwerem Tritt das Gestrüpp zertrat und den Weg nach dieser Richtung versperrte. Da wachte er entsetzt und in namenloser Verzweiflung laut schreiend auf und schlief in dieser Nacht nicht wieder ein.

Dreiundvierzigstes Kapitel

So sehr Clyde davor zurückschrak, ein solcher Gedanke, der mit seiner gegenwärtigen Lage zusammenhing, ließ sich nicht so leicht beiseite schieben. Entstanden aus der rein zufälligen Verbindung mit jener Angelegenheit, die sein nicht allzu robustes Gemüt erschütterte, bedrückte und verwirrte, übte dieses einfache, scheinbar unverschuldete, wenn auch sehr traurige Auslöschen zweier Menschenleben eine gewisse Wirkung auf ihn aus. Die Leiche des Mädchens war gefunden worden, die des Mannes aber nicht — so zwang ihn eine besondere Macht in seinem Innern zu denken. Unwillkürlich lag in dieser interessanten Feststellung eine Vermutung, die darauf bestand, sich seinem Innern aufzudrängen: daß sich nämlich die Leiche des Mannes überhaupt nicht in dem See befand. Denn konnte jener Mann nicht mit dem Mädchen dorthin gefahren sein, um sich von ihr zu befreien, wie böse Menschen manchmal wünschten, sich von ihren Mitmenschen zu befreien? Eine sehr teuflische und heimtückische List, doch schien sie zumindest in diesem Falle glänzend gelungen.

Aber auf eine so böse Einflüsterung zu hören und darnach zu handeln — nimmermehr! Dabei wurde seine Lage stündlich verzweifelter, denn jeder oder doch jeder zweite Tag brachte ihm entweder einen Brief von Roberta oder eine Nachricht von Sondra, und ihre jeweiligen Mitteilungen enthielten stets denselben Gegensatz zwischen Wohlstand und Armut, Fröhlichkeit und düsterer Bedrücktheit.

Da er Roberta nicht schreiben wollte, telephonierte er ihr so kurz als möglich. Wie es ihr ginge? Er freute sich, von

ihr zu hören und zu wissen, daß sie zu Hause und auf dem Lande war, wo es bei diesem Wetter viel schöner sein mußte als in der Fabrik. Alles ging glatt wie immer, und bis auf einen plötzlichen Ansturm an Bestellungen, der in den letzten zwei Tagen viel Arbeit ergeben hatte, war alles wie sonst. Er tat sein möglichstes, um einen gewissen Betrag für einen gewissen Zweck zu ersparen, den sie kannte, sonst aber sorgte er sich um nichts und auch sie sollte es ebenso machen wie er. Er hatte ihr bisher wegen der Arbeit nicht geschrieben und konnte es auch jetzt nicht, da es eine Menge zu tun gab, aber er vermißte sie sehr an ihrem gewohnten Platze und hoffte, sie bald wiederzusehen. Wenn sie es wirklich für notwendig hielt, ihm entgegenzufahren, um ihn zu sprechen, so ließ sich das natürlich machen, aber mußte es gerade jetzt sein? Er war schrecklich beschäftigt und später würden sie sich doch selbstverständlich wiedersehen.

Gleichzeitig aber schrieb er an Sondra, daß er bestimmt am achtzehnten und wenn möglich auch für das folgende Weekend zu ihr käme.

So drehte und wand er sich, aus Sehnsucht nach Sondra und weil er unfähig war, der durch Roberta geschaffenen Lage gegenüberzutreten. Aber das gab ihm die heiß ersehnte Gelegenheit, Sondra wenigstens noch einmal wiederzusehen, und zwar in einem Rahmen, den zu erblicken ihm noch nie in seinem Leben vergönnt gewesen.

Als er auf dem öffentlichen Anlegeplatz in Sharon ankam, traf er Sondra und Bertine mit ihrem Bruder, die in Grants Motorboot den Chain abwärts gefahren waren, um ihn abzuholen. Die hellblauen Fluten des Indian Chain, die hohen Tannen an beiden Ufern, die das Wasser umdunkelten, in welchem sich die Bäume wiederspiegelten! Überall große und kleine, weiße, grüne, rosa und braune Villen mit ihren Boots-

häusern, Zelte am Ufer und da und dort ein schlanker Landungssteg, der von irgendeinem größeren, manchmal auch sehr stattlichen Sommerhaus wie dem der Cranstons, Finchleys und anderer in den See hinausragte. Grüne und blaue Kähne und Motorboote und das bunte Hotel und Zelt in Pine Point, die schon von eleganten, früh angekommenen Gästen besetzt waren! Dann der Steg und das Bootshaus der Villa Cranston selbst mit zwei russischen Wolfshunden, die Bertine kürzlich erstanden hatte und die auf dem Rasen in der Nähe des Ufers lagen und anscheinend ihre Rückkehr erwarteten; John, der Diener, einer von dem halben Dutzend, das die Familie hier bediente, wartete bereits, um Clydes einzige Tasche, sein Tennisracket und seine Golfschläger zu übernehmen. Den größten Eindruck aber machte ihm das weitläufige, niedere und elegante Haus mit der freundlichen, pelargonienbepflanzten großen Veranda, von der man einen herrlichen Ausblick auf den See genoß, und die Autos und Persönlichkeiten der verschiedenen Gäste, die in Golf-, Tennis- oder Gartenkleidung da und dort auftauchten.

Auf Bertines Geheiß führte ihn John sofort in ein geräumiges Zimmer mit der Aussicht auf den See, wo er jetzt ein Bad nehmen und sich zum Tennis mit Sondra, Bertine und Grant umkleiden durfte. Sondra, die aus diesem Anlaß zu Bertine herübergekommen war, erklärte ihm, daß er nach dem Essen mit Bertine und Grant ins Kasino kommen sollte, wo getanzt wurde und wo er allen hiesigen Bekannten vorgestellt werden würde. Und wenn er Lust hätte, sollte er morgen in aller Frühe vor dem Frühstück mit ihr, Bertine und Stuart auf einem herrlichen Wege, der westlich durch den Wald führte, nach Inspiration Point reiten. Wie er erfuhr, war der Wald vierzig Meilen breit, weg- und steglos bis auf einige Pfade gleich diesem, und ohne Kompaß oder Führer konnte

man bis an sein Lebensende dort herumwandern, so sehr täuschte die Richtung, wenn man sich nicht auskannte. Nach dem Frühstück wollten sie, Bertine und Nina Temple ihm ihre neuen Kenntnisse auf Sondras Aquaplan vorführen, dann Lunch, Tennis oder Golf, zum Tee eine Fahrt ins Kasino, und nach dem Dinner sollte in der Villa der Brookshaws aus Utica jenseits des Sees getanzt werden.

Eine Stunde nach seiner Ankunft war das Programm für das Weekend bereits fertig, aber er wußte, daß es ihm und Sondra gelingen würde, nicht nur Augenblicke, sondern vielleicht sogar Stunden miteinander zu verbringen, und dann würde er zahllose neue Wonnen durch die herrliche Umgebung in Verbindung mit Sondras schillerndem Temperament kennenlernen. Es war ihm, als sei er im Paradiese, trotz seinen schweren Sorgen wegen Roberta, die er für die Dauer dieses einen Weekends beiseite schieben wollte.

Auf dem Tennisplatz schien es ihm, als wäre Sondra, die einen einfachen weißen Rock mit Bluse trug und ein grün und gelb getupftes Tuch um die Haare gebunden hatte, noch nie so heiter, reizend und glücklich gewesen. Was lag für ein fröhliches, vielversprechendes Leuchten in ihren Augen, wann immer sie ihn ansah! Und wenn sie lief, um ihm einen Ball zu geben, schien sie ein Vogel, der sich im Fluge niedergelassen hatte: der Arm mit dem Racket war hoch erhoben und nur eine einzige Zehe schien den Boden zu berühren, während sie den Kopf zurückwarf und ihre geöffneten Lippen fortfuhren zu lächeln. Und wenn sie „fifteen love", „thirty love" und „forty love" rief, geschah es immer mit einer lachenden Betonung des Wortes „love", die ihn gleichzeitig beseligte und betrübte. Er sah und freute sich dessen, daß sie sein wäre, wenn er sie nur festhalten durfte, aber da stand jene schwarze Schranke, die er selbst aufgerichtet hatte.

Dann jenes Bild, auf dem eine strahlende Sonne ihren Strom kristallenen Lichtes über eine Rasenfläche ergoß, die sich von den hohen Tannen bis zu den silbernen Fluten des Sees erstreckte. Und überall auf dem Wasser helle, weiße Segel kleiner Boote — weiße, grüne und gelbe Farbenflecke, wo die von verträumten Liebespaaren geruderten Boote in der Sonne vorüberzogen: Sommer, Muße, Wärme, Farbe, Reichtum, Schönheit und Liebe — alles, wovon er im vergangenen Sommer geträumt, als er so einsam gewesen! Manchmal schien es Clyde, als schwindle ihm vor lauter Seligkeit über die sichere Erfüllung eines großen Wunsches, die fast ganz in seiner Hand lag; manchmal, wenn der Gedanke an Roberta ihn wie ein eisiger Wind durchfuhr, war ihm, als gäbe es nichts Traurigeres und Vernichtenderes für alle Träume von Schönheit, Liebe und Glück, als was ihn bedrohte. Jener entsetzliche Artikel über die beiden Ertrunkenen! Die Wahrscheinlichkeit, daß er trotz seinen phantastischen Plänen in ein, zwei, höchstens drei Wochen das alles auf immer verlassen mußte! Dann fuhr er zusammen und bemerkte, daß er schlecht gespielt hatte, und Bertine, Sondra oder Grant riefen ihm zu: „Woran denken Sie, Clyde?" Und hätte er sprechen dürfen, so hätte die Antwort aus der dunkelsten Tiefe seines Herzens gelautet: „An Roberta."

Dann bei Brookshaws, wo am Abend eine lustige Gesellschaft von Freunden Bertines und Sondras versammelt war. Im Tanzzimmer ein Wiedersehen mit Sondra, die ihm strahlend zulächelte, denn sie tat wegen der anderen Anwesenden, als habe sie Clyde noch nicht gesehen, und wußte nicht einmal, daß er hier sei.

„Nein, das ist nett, daß Sie hier sind! Wohnen Sie bei Cranstons? Wie lustig, gerade neben uns! Wir werden uns natürlich oft treffen. Wie wäre es mit einem kleinen Ritt

morgen früh gegen sieben? Bertine und ich reiten fast täglich aus. Und wenn nichts dazwischenkommt, werden wir morgen ein Ruder- und Motorbootpicknick veranstalten. Es macht gar nichts, wenn Sie nicht gut reiten, ich werde Bertine sagen, daß sie Ihnen Jerry gibt, der ist lammfromm. Machen Sie sich auch keine Sorgen wegen der Kleider, Grant hat eine Menge Sachen. Die nächsten beiden Tänze habe ich vergeben, aber den dritten wollen wir verplaudern, wenn es Ihnen recht ist. Ich weiß einen herrlichen Platz auf dem Balkon draußen."

Weg war sie und hielt ihm noch die Fingerspitzen hin, aber ihr Blick sagte: „Wir verstehen uns." Später, als niemand sie im Dunkel sah, zog sie sein Gesicht zu dem ihren herab und küßte ihn heftig, und ehe das Fest zu Ende ging, war es ihnen gelungen, sich auf einem Pfad, der entlang des Seeufers führte, im Mondschein zu umarmen.

„Sondra so froh sein, daß Clyde bei ihr ist, hat ihr so gefehlt!" Liebkosend strich sie über sein Haar, während er sie küßte; er aber mußte an den düsteren Schatten denken, der zwischen ihnen lag, und drückte sie leidenschaftlich und verzweifelt an sich: „O, du mein süßes Babymädel," rief er aus, „meine schöne, schöne Sondra! Wenn du nur wüßtest, wie sehr ich dich liebe! Wenn du es nur wüßtest! Ich wünschte, ich könnte dir alles sagen, alles! Ach, wenn ich es nur könnte!"

Aber er konnte nicht, weder jetzt noch später. Er würde es nie wagen, ihr auch nur das geringste von der schwarzen Schranke zu erzählen, die zwischen ihnen lag. Denn bei ihrer Erziehung, den Anschauungen von Liebe und Ehe, in denen sie aufgewachsen war, würde sie ihn nie verstehen, nie bereit sein, ihrer Liebe ein solches Opfer zu bringen, so heiß sie auch sein mochte. Er wäre sofort einsam und verlassen, und noch dazu welches Entsetzen in ihren Augen!

Aber als sie in sein blasses, verzerrtes Gesicht und in seine Augen sah, in denen der Mond kleine weiße Funken entzündete, sagte sie, während er sie fest an sich drückte: „Hat er Sondra denn gar so gern, der liebe, liebe Bub? Sondra hat ihn auch lieb!" Dann nahm sie seinen Kopf in beide Hände, hielt ihn fest und gab ihm ein Dutzend rasche, feurige Küsse. „Sondra wird ihr Clydie nicht aufgeben, gewiß nicht. Warte nur, du wirst schon sehen. Was jetzt geschieht, ist ganz belanglos; vielleicht wird es nicht ganz leicht sein, aber das macht nichts." Unerwartet und praktisch, wie so oft, fuhr sie nun fort: „Jetzt müssen wir gehen, und zwar gleich. Nein, keinen Kuß mehr: Sondra hat jetzt gesagt ‚Nein'. Man wird uns sicher schon vermissen." Sie richtete sich auf, zog ihn am Arm und eilte dem Hause zu, gerade rechtzeitig, um Palmer Thurston zu begegnen, der sie suchte.

Ihrem Versprechen getreu fand am nächsten Morgen vor sieben der Ritt nach Inspiration Point statt. Bertine und Sondra in grellroten Reitjacken, weißen Hosen und schwarzen Stiefeln, mit offen im Wind flatterndem Haar, ritten meist munter voran, um dann wieder zu ihm zurückzugaloppieren. Oder Sondra rief ihm fröhlich zu, nachzukommen, und die beiden schwatzten und lachten ein paar hundert Schritte weiter vorne in einem Busch, in dem er sie nicht sehen konnte. Selbst Bertine fühlte, daß Sondras Neigung, die sie dieser Tage so offen zeigte, möglicherweise in einer Heirat endigen mochte, falls keine Familienschwierigkeiten dazwischen traten. So war sie eitel Lächeln und Herzlichkeit und bestand darauf, daß er über den Sommer herkommen sollte: sie würde eine solche Begleiterin sein, daß keines Grund zur Klage hätte. Clyde strahlte und grübelte abwechselnd; unwillkürlich kehrte er in Gedanken zu der Vorstellung zurück, die jener Zeitungsartikel in ihm erweckt hatte, verwarf sie wieder und versuchte, sie gänzlich auszuschalten.

An einer bestimmten Stelle ritt Sondra einen steilen Pfad hinab, der zu einer zwischen Moos und Steinen entspringenden Quelle führte, und rief Clyde zu: „Kommen Sie herunter. Jerry kennt den Weg und wird nicht ausgleiten; es heißt, daß man bald wiederkehrt, wenn man aus dieser Quelle trinkt."

Als er unten angelangt und abgestiegen war, sagte sie: „Ich muß dir etwas sagen. Gestern abend hättest du Mamas Gesicht sehen sollen, als sie hörte, daß du hier seist. Natürlich weiß sie nicht ganz bestimmt, ob ich dahinter stecke, denn sie meint, daß auch Bertine dich gerne hat, das habe ich ihr beigebracht. Ich glaube aber, sie vermutet doch, daß ich die Hand dabei im Spiele habe, und das ist ihr nicht ganz recht. Aber sie kann nichts anderes sagen als bisher. Ich habe eben mit Bertine gesprochen und sie hat mir zugesagt, zu mir zu halten und mir zu helfen, so viel sie kann. Aber wir müssen vorsichtiger sein als bisher, denn ich weiß nicht, was Mama täte, wenn sie zu großen Verdacht schöpfen würde. Vielleicht würde sie sogar von hier abreisen wollen, damit ich dich nicht mehr sehen kann. Sie findet natürlich, daß mir niemand gefallen soll als jemand, der ihr selbst recht ist. Du weißt, wie so etwas ist, es ist mit Stuart genau dasselbe. Aber wenn du dich bemühst, nicht zu zeigen, wie lieb du mich hast, solange wir unter Menschen sind, glaube ich, daß sie nichts dagegen tun wird, wenigstens nicht sofort. Später, im Herbst, wenn wir zurück sind, steht die Sache ganz anders. Dann bin ich großjährig und werde sehen, was sich machen läßt. Ich habe noch niemanden geliebt, dich aber liebe ich und — nun, ich werde dich nicht aufgeben, Schluß. Und niemand kann mich dazu zwingen!"

Sie stampfte mit dem Fuß und schlug auf ihren Stiefel, während die beiden Pferde müßig ins Leere schauten. Über-

rascht und hingerissen von dieser zweiten deutlichen Erklärung und angefeuert durch den Gedanken, daß jetzt der Augenblick gekommen war, um durchzugehen, zu heiraten und sich auf diese Weise von dem drohend über ihm hängenden Schwert zu befreien, starrte er Sondra voll unruhiger Angst und Hoffnung an. Sein unerwarteter Vorschlag konnte sie aus der Fassung bringen, so daß sie ablehnte und ihre Meinung änderte; auch hatte er kein Geld und keine Ahnung, wohin sie sich wenden konnten, falls sie seinen Antrag annahm. Vielleicht aber wußte sie Rat, und konnte sie ihm nicht helfen, wenn sie einmal verheiratet waren? Selbstverständlich. Jedenfalls mußte er reden und Glück oder Unglück der Zukunft überlassen.

So sagte er: „Möchtest du nicht jetzt mit mir fortgehen, Sondra, Liebste? Es dauert noch so lange bis zum Herbst und ich habe so schreckliche Sehnsucht nach dir. Wäre das nicht möglich? Voraussichtlich wird deine Mutter auch dann nicht zugeben, daß du mich heiratest, wenn wir aber jetzt durchgehen, kann sie es doch nicht verhindern, nicht wahr? Und wenn du ihr später, nach ein paar Monaten, schreibst, wird sie sicher nicht mehr böse sein. Was meinst du?" Seine Stimme hatte einen flehentlichen Klang und in seinen Augen standen Trauer und Furcht vor einer Ablehnung und vor der Zukunft, die nackt und bloß dahinterlag.

Seine innere Erregung machte einen solchen Eindruck auf sie, daß sie schwieg. Sie war nicht entsetzt über seinen Vorschlag, sondern nur gerührt und geschmeichelt durch die Vorstellung, daß sie eine so heftige und blinde Leidenschaft in Clyde erwecken konnte. Er war so ungestüm und in ihm brannte eine Flamme, die sie selbst entfacht hatte, eine Flamme, die sie noch nie in ihrem Leben, weder an ihm noch an anderen gesehen hatte, und von der sie wußte, daß sie niemals fähig

wäre, sie in demselben Maße zu verspüren. Wäre es nicht herrlich, heimlich mit ihm nach Kanada, New York, Boston — irgendwohin zu fliehen? Welches Aufsehen würde ihre Flucht hier und in Lycurgus, in Albany und Utica erregen? Was würde sowohl in ihrer eigenen Familie als in anderen geredet und gedacht werden? Ganz gegen seinen Willen wäre Gilbert dann doch mit ihr verwandt und auch die Griffiths, die ihre Eltern so sehr bewunderten.

Einen Augenblick las er in ihren Augen die Sehnsucht und fast den Entschluß, ihm zu folgen, durchzugehen und einen tollen Streich aus dieser ihrer großen Liebe zu machen. Was konnten ihre Eltern tun, wenn sie einmal verheiratet war? War Clyde ihrer und ihrer Eltern nicht würdig? Gewiß, obwohl fast alle ihre Bekannten fanden, daß er nicht ganz das war, was er hätte sein sollen, nur weil er nicht so viel Geld hatte wie sie. Aber wenn er erst mit ihr verheiratet war, würde er es doch haben und würde eine ebenso gute Stelle in dem Unternehmen ihres Vaters erhalten, wie Gil Griffiths in dem des seinen.

Aber als sie an ihr hiesiges Leben dachte, was ihr Weggehen in einer solchen Form für ihre Eltern gerade zu Beginn der Sommersaison bedeuten mußte — wie es ihre Pläne zerstören und ihrer Mutter besonderen Ärger verursachen würde, so daß sie vielleicht sogar die Ungültigkeitserklärung der Ehe auf Grund ihrer Minderjährigkeit anstreben konnte —, hielt sie inne; das frohe Leuchten der Abenteuerlust in ihren Augen machte einem praktischen und materiellen Zug Platz, der stets bezeichnend für sie gewesen war. Was machten ein paar Monate schließlich aus? Zweifellos konnten und würden sie Clyde davor bewahren, auf immer von ihr getrennt zu werden, während seine gegenwärtige Absicht ihre dauernde Trennung mit sich bringen konnte.

Deshalb schüttelte sie den Kopf in einer bestimmten, aber herzlichen Art, die Clyde als Zeichen der Niederlage an ihr kannte — der schmerzlichsten und nicht wieder gutzumachenden Niederlage, die er bisher in dieser Beziehung erlebt hatte. Sie wollte ihm nicht folgen — dann war er verloren, verloren, und vielleicht war auch sie es auf immer für ihn. Ach Gott! Während ihr Gesicht so zärtlich wurde wie sonst nie, selbst nicht in den Augenblicken großer Bewegung, sagte sie: „Ich täte es, Schatz, wenn ich es nicht für besser hielte, noch damit zu warten. Es ist zu früh. Mama wird jetzt nichts unternehmen, das weiß ich. Sie hat eine Menge Pläne und will hier im Sommer mir zuliebe sehr viele Leute bei sich sehen. Sie will, daß ich nett sein soll mit — nun, du weißt schon, mit wem. Das kann ich auch, ohne daß es uns hindert, solange ich nichts tue, was sie wirklich erschreckt." Sie hielt inne und lächelte ihm beruhigend zu. „Aber du kannst herkommen, so oft du willst, und weder sie noch jemand anderer wird etwas dabei finden, solange du nicht unser Gast bist, verstehst du? Ich habe alles mit Bertine ausgemacht, und das heißt, daß wir uns den ganzen Sommer lang hier sehen können, soviel wir wollen. Und im Herbst, wenn ich zurückkomme und sie gar nicht dazu bringen kann, nett mit dir zu sein oder uns als verlobt zu betrachten, dann will ich mit dir durchgehen. Das will ich, Liebster, wirklich und wahrhaftig!"

Liebster! Im Herbst!

Sie schwieg und während sie seine beiden Hände in die ihren nahm und zu ihm aufblickte, stand in ihren Augen ein volles Erfassen aller äußeren Schwierigkeiten, die ihnen bevorstehen würden. Schließlich warf sie in plötzlicher Aufwallung beide Arme um seinen Hals, zog seinen Kopf herab und küßte ihn. — „Kannst du das nicht begreifen, Liebling? Bitte, sieh nicht so traurig drein, Schatz. Sondra hat ihren Clyde so lieb

und wird bestimmt alles tun, damit es gut ausgeht. Und es wird auch gut ausgehen! Warte es nur ab! Nie wird sie ihn aufgeben, nie, nie!"

Clyde begriff, daß er dem eigentlich keinen zwingenden Grund entgegenhalten konnte, keinen, der ihr nicht wegen seiner eifrigen Bemühungen auffallend und verdächtig vorkommen mußte, und daß dies eine Niederlage bedeutete, wenn — wenn — wenn Roberta ihn nicht freigab. Düster und verzweifelt blickte er auf sie. Wie schön sie war! Wie vollkommen war diese Welt! Und doch war es ihm nicht vergönnt, sie jemals zu besitzen! Unmittelbar dahinter standen Robertas Forderung und sein Versprechen, und es gab keine Rettung außer der Flucht! O Gott!

Ein verstörter Blick, ein Blick an der Grenze von Vernunft und Wahnsinn, wie er noch nie so deutlich gewesen, trat jetzt in seine Augen und fiel selbst Sondra auf. Er sah krank, gebrochen und unsagbar verzweifelt aus, so daß sie laut rief: „Was gibt es, Clyde, Liebster, du schaust so — ach, ich kann es gar nicht sagen, wie — so verloren aus — oder...? Hat mich der Herzensjunge denn gar so lieb? Kann er nicht noch drei oder vier Monate warten? Das kann er doch sicher! Es wird nicht so schlimm sein, wie er meint. Er wird sehr viel mit mir beisammen sein, und wenn nicht, dann wird Sondra ihm schreiben, alle, alle Tage!"

„Ach Sondra, Sondra, wenn ich dir nur sagen könnte — wenn du nur wüßtest, was es für mich bedeutet —"

Hier schwieg er, denn er sah, daß in Sondras Antlitz die praktische Frage trat, was es denn sei, das ihre gemeinsame Flucht so dringend machte. Auch fühlte er, wie stark die Bande waren, die sie mit ihrer Welt verknüpften, und da er sie durch allzu heftiges Drängen zu erschrecken fürchtete, stand er davon ab. Er fühlte, daß sie ihm im Verlaufe eines weiteren

Gespräches Fragen stellen würde, die ihre Meinung ändern oder zumindest ihr Verliebtsein so weit dämpfen könnten, daß selbst der Traum vom Herbst zunichte würde.

Statt ihr daher zu erklären, warum er ihren Entschluß brauchte, lenkte er ein und sagte: „Es ist nur, weil ich mich gerade jetzt so schrecklich nach dir sehne, Liebste. Es scheint mir manchmal, als könnte ich nicht einen Augenblick länger von dir entfernt sein. Ach, ich habe ja solche Sehnsucht nach dir!"

Aber wie sehr diese Leidenschaft, die Sondra zum Teil erwiderte, ihr auch schmeichelte, wiederholte sie doch nur, was sie vorhin gesagt hatte. Sie mußten warten. Im Herbst würde alles gut werden. Und Clyde, der durch seine Niederlage ganz benommen war, aber auf die Wonne des Beisammenseins doch nicht ganz verzichten wollte, tat sein möglichstes, um seine Fassung wiederzugewinnen. Er mußte denken, denken, denken, um doch irgendwie — vielleicht durch den Plan mit dem Boot oder auf andere Weise —

Nein, nein, das nicht! Er war kein Mörder und konnte auch keiner werden. Nein, er war kein Mörder. Niemals, niemals!

Aber Sondras Verlust!

Das drohende Unheil!

Wie es verhindern und Sondra doch erobern?

Wie? Wie? Wie?

Vierundvierzigstes Kapitel

Als er am Montag nach Lycurgus zurückkehrte, erwartete ihn folgender Brief von Roberta:

Lieber Clyde!

Das Sprichwort ‚Ein Unglück kommt selten allein' habe ich zwar oft gehört, aber ich habe bis heute nicht gewußt, was es bedeutet. Der erste Mensch, dem ich heute morgens begegnete, war unser Nachbar Wilcox. Er kam mir sagen, daß Mrs. Anse, die Schneiderin, wegen einer Arbeit für Mrs. Dinwiddie in Biltz erst morgen kommen könne, obwohl gestern abend alles für sie vorbereitet war, damit ich ihr beim Nähen helfen und so schneller fertig werden könnte. Dann kam die Nachricht einer Erkrankung von Mutters Schwester, Mrs. Nichols, so daß Mutter zu ihr nach Baker's Pond mußte, das ungefähr zwölf Meilen von hier liegt. Tom hat sie hingefahren, obwohl er eigentlich hier sein sollte, um Vater bei der Arbeit zu helfen. Ich weiß nicht, ob Mutter vor Sonntag zurückkommen kann, und wenn ich wohler wäre und nicht so viel zu tun hätte, müßte ich wohl auch hinfahren, so aber besteht sie nicht darauf.

Um mir eine Freude zu machen, hatten Tom und Emily ein paar Mädchen und Burschen für heute abend zu einer Mondscheinpartie eingeladen, wobei Mutter, Emily und ich das Eis und die Kuchen machen sollten. Jetzt aber muß die Arme bei Mr. Wilcox eine Menge telephonieren, um das Ganze, wenn möglich, auf einen Tag

der nächsten Woche zu verschieben, und ist natürlich traurig und verärgert.

Ich selbst trachte den Kopf oben zu behalten, aber es fällt mir sehr schwer, Liebster, das muß ich Dir sagen. Bis jetzt habe ich Dich nur dreimal ganz kurz am Telephon gesprochen, wobei Du mir gesagt hast, daß Du das Geld nicht vor dem fünfzehnten Juli bereit haben würdest. Das Ärgste ist, daß die Eltern heute beschlossen haben, vom vierten bis zum fünfzehnten Onkel Charlie in Hamilton zu besuchen, Tom und Emily zu meiner Schwester nach Homer zu schicken und mich mitzunehmen, falls ich nicht nach Lycurgus zurückkehren will. Aber Du weißt ja, daß ich das nicht kann, Liebster. Ich fühle mich nicht wohl genug und habe viel zu viele Sorgen. Gestern abend habe ich mich schrecklich erbrochen, bin heute den ganzen Tag halbtot auf meinen Beinen gestanden und bin jetzt am Abend fast verrückt.

Was sollen wir tun, Liebster? Kannst Du mich nicht vor dem dritten Juli abholen, an dem alles von hier wegfahren soll? Du mußt es fast, denn ich kann sie nicht begleiten; es ist fünzig Meilen von hier. Wenn ich sicher wäre, daß Du mich vorher holen kommst, so könnte ich so tun, als ob ich mitführe, aber ich müßte es bestimmt wissen, ganz, ganz bestimmt.

Seit ich hier bin, habe ich fast nur geweint; wenn Du hier wärest, Clyde, dann wäre ich nicht so unglücklich. Ich bemühe mich, tapfer zu sein und fürchte nur manchmal, daß Du mich nie holen wirst, denn Du hast mir bisher keinen einzigen Brief geschrieben und mir nur dreimal telephoniert. Aber dann sage ich mir, daß Du nicht so grausam sein kannst; Du hast es mir doch versprochen! Alles regt mich auf und ängstigt mich; ich muß an den

vergangenen Sommer und an den jetzigen und an alle meine Träume denken. Nicht wahr, Liebster, es macht Dir nichts, ein paar Tage früher zu kommen, als Du vorhattest? Ich weiß, daß wir auskommen werden, selbst wenn wir ein bißchen weniger Geld haben, denn ich kann sehr sparsam und praktisch sein, Liebster. Ich hoffe, meine Kleider bis dahin fertig zu haben, und wenn nicht, werde ich mir eben ohne sie helfen und sie später fertig machen. Ich werde mich bemühen, sehr tapfer zu sein und Dich nicht zu sehr zu stören, aber bitte, komm! Du weißt, es muß sein und geht nicht anders, obwohl ich es Dir zuliebe wünschte.

Bitte, bitte, schreibe mir, daß Du zu der besprochenen Zeit hier sein wirst. Ich bin so einsam und unglücklich, und wenn Du nicht pünktlich bist, fahre ich sofort nach Lycurgus zurück. Ich weiß, daß Dir dieser Brief keine Freude bereiten wird, aber ich kann nicht hierbleiben und auch nicht mit den Eltern fortfahren und deshalb bleibt mir kein anderer Ausweg. Ich werde heute nacht sicher nicht schlafen können und bitte Dich: schreibe mir und sage mir immer wieder, daß ich mir deshalb keine Sorgen machen soll. Wenn Du nur heute oder Ende der Woche kommen könntest, wäre mir auch nicht so elend zumute, so aber sind es noch fast zwei Wochen! Das Haus ist ganz still und alles liegt schon zu Bett, also will ich schließen.

Bitte, schreibe mir gleich, Liebster, oder telephoniere mir bestimmt; ich habe nicht einen Augenblick Ruhe, ehe ich von Dir höre.

Deine verzweifelte Roberta.

N. S. Dies ist ein greulicher Brief, aber ich bin so unglücklich, daß ich keinen besseren zustandebringe.

Als dieser Brief ankam, war Clyde nicht in Lycurgus und konnte ihn deshalb nicht sofort beantworten. Halb in dem Glauben, daß er schon in weiter Ferne sei, ohne ihr ein Wort zu hinterlassen, und halb wahnsinnig vor Verzweiflung, sandte ihm Roberta am Samstag den folgenden Notschrei:

Biltz, Samstag, den 14. Juni.

Lieber Clyde!

Ich teile Dir mit, daß ich nach Lycurgus zurückkomme. Ich kann einfach nicht länger hierbleiben; Mutter wundert und kränkt sich, warum ich so viel weine, und ich bin fast krank. Ich weiß, daß ich versprochen habe, bis zum 25. oder 26. zu warten, aber damals wolltest Du mir schreiben und das hast Du nie getan: Du telephonierst nur manchmal, obwohl ich schon fast wahnsinnig bin. Heute früh bin ich aufgewacht und mußte sofort weinen und jetzt am Nachmittag habe ich greuliche Kopfschmerzen.

Ich habe solche Angst, daß Du nicht kommst, Liebster. Bitte, komm und bringe mich fort, ganz gleich, wohin, damit ich von hier wegkomme und mich nicht so kränke. Ich fürchte, daß Vater und Mutter mich in meinem jetzigen Zustand zwingen könnten, ihnen alles zu sagen, oder daß sie es von selbst entdecken.

Ach, Clyde, Du wirst mich nie verstehen. Du hast versprochen zu kommen, und manchmal glaube ich es auch bestimmt. Aber manchmal muß ich wieder an andere Dinge denken und bin dann ebenso vom Gegenteil überzeugt, besonders wenn Du nicht schreibst oder telephonierst. Kannst Du mir nicht sagen, daß Du Wort hältst, und mir sofort nach Empfang dieses Briefes das genaue Datum Deiner Ankunft mitteilen, damit ich es hier aushalte?

Bitte, komm nicht später als am ersten, ich bringe es nicht zustande, länger hier zu bleiben. Clyde, auf der ganzen Welt gibt es kein so unglückliches Geschöpf als mich, und Du hast mich dazu gemacht! Und doch meine ich es nicht so, Liebster, Du bist einmal gut mit mir gewesen und bist es auch jetzt, wenn Du mich holen kommst, und wenn es gleich sein könnte, wäre ich Dir schrecklich dankbar. Wenn Du das liest und Dir denkst, daß ich unvernünftig bin, so mache Dir nichts daraus; vergiß nicht, daß ich vor Kummer und Sorgen fast wahnsinnig bin und nicht mehr weiß, was ich tun soll. Und schreibe mir; Du weißt nicht, wie sehr ich ein gutes Wort brauche!

Roberta.

Dieser Brief und die Drohung, nach Lycurgus zu kommen, versetzten Clyde in einen Zustand, der dem Robertas nicht unähnlich war. Dabei hatte er keinen weiteren vernünftigen Anlaß, um Roberta zu zwingen, ihre drohende Forderung hinauszuschieben. Er zerbrach sich den Kopf. Ihr einen langen, sich selbst anklagenden Brief zu schreiben, wäre bei seinem Entschluß, sie nicht zu heiraten, ganz unsinnig, und da er gerade aus Sondras Armen und Küssen kam, war er von einer solchen Stimmung weit entfernt. Selbst wenn er gewollt hätte, er hätte es nicht können.

Aber es mußte sofort etwas geschehen, um ihre anscheinend verzweifelte Stimmung zu beruhigen. Zehn Minuten nachdem er den zweiten Brief gelesen hatte, versuchte er bereits, Roberta telephonisch zu erreichen. Als es ihm endlich nach einer lästigen halben Stunde gelungen war, klang ihre Stimme matt und klagend, woran aber auch die schlechte Verbindung schuld sein konnte. „Hallo, Clyde? Ich bin so froh, daß du angerufen hast, denn ich war gräßlich aufgeregt. Hast du meine beiden

Briefe bekommen? Ich hatte eben beschlossen, morgen früh von hier wegzufahren; ich konnte es nicht länger aushalten, nichts von dir zu hören. Wo warst du, Liebster? Hast du gelesen, was ich dir über die Abreise meiner Eltern geschrieben habe? Warum schreibst und telephonierst du mir nicht? Wie ist es mit dem dritten Juli, von dem ich dir geschrieben habe? Wirst du auch gewiß kommen oder soll ich dich irgendwo treffen? Ich habe mich die letzten Tage schrecklich aufgeregt, aber vielleicht werde ich wieder ruhiger, nachdem ich dich jetzt gesprochen habe. Ich hätte so gerne alle paar Tage einen Brief von dir. Wäre das nicht möglich, Clyde? Du hast mir noch nicht geschrieben, seit ich hier bin! Ich kann dir nicht sagen, in was für einem Zustand ich bin und wie schwer es mir fällt, ruhig zu sein."

Nach ihrer Art zu sprechen, war Roberta sehr erregt und unglücklich. Auch fand Clyde ihre Reden sehr indiskret und es nützte ihr in seinen Augen nur wenig, daß sie sagte, sie wäre allein und niemand könnte sie hören. Er wollte nicht, daß sie seinen Namen nannte oder sich auf Briefe bezog, die er ihr geschrieben.

Ohne sich in Einzelheiten einzulassen, erklärte er ihr, daß er sehr viel zu tun habe und es ihm schwer falle, so viel zu schreiben, als sie für nötig finde. Er hatte ihr doch gesagt, daß er um den achtundzwanzigsten kommen wollte, wenn es ihm ausging, und würde es, wenn möglich, auch tun; aber es sah aus, als wenn er es um eine Woche verschieben müßte, ungefähr bis zum siebenten oder achten Juli, solange, bis er noch weitere fünfzig Dollar beisammen hätte, die er für einen besonderen Zweck brauche. Im Grunde hoffte er für das nächste Weekend noch einmal zu Sondra zu fahren. Und nun forderte sie — Könnte sie nicht ihre Eltern auf eine Woche begleiten und sich dort von ihm holen lassen oder ihn dann treffen? So bliebe ihm mehr Zeit und dann —

Hier brach Roberta in einen Strom erregter Vorwürfe aus und sagte, daß sie in diesem Fall zu Gilpins zurückkehren und nicht ihre Zeit damit verlieren würde, ihre Kleider zu richten und auf ihn zu warten, wenn er nicht käme. Rasch beschloß er, ihr zu sagen, er käme am dritten entweder selbst oder würde ihr bis dahin sagen, wo sie ihn treffen konnte. Denn sogar jetzt hatte er noch nicht überlegt, was er tun wollte. Er brauchte noch ein wenig Zeit, um nachzudenken — noch ein wenig Zeit.

In ganz anderem Ton sagte er nun: „Bitte, sei nicht böse auf mich, Bert. Du sprichst, als hätte ich gar keine Sorgen, und ahnst nicht, was mich die ganze Sache kosten kann, aber das scheint dich nicht zu kümmern. Ich weiß, daß du dir Sorgen machst, aber wie steht es mit mir? Ich tue mein möglichstes, Bert, trotz allem, woran ich zu denken habe. Bitte, kannst du nicht bis zum dritten warten? Ist es dir recht, wenn ich dir verspreche, dir zu schreiben oder dich jeden zweiten Tag anzurufen? Aber ich will nicht, daß du mich beim Namen nennst, denn daraus könnten Unannehmlichkeiten entstehen. Bitte, tue es nicht. Das nächste Mal werde ich dich unter dem Namen Baker anrufen und dann kannst du sagen, was du willst. Falls etwas dazwischenkommt, was unsere Abreise am dritten verhindern sollte, kannst du hierher oder an einen anderen Ort in der Nähe kommen und wir reisen dann, sobald es geht."

Wegen seiner heiklen Lage hatte er eine Spur seiner früheren Zärtlichkeit und scheinbaren Hilflosigkeit, die Roberta immer so sehr geliebt hatte, in seine Stimme gelegt, sie klang sanft und beruhigend, so daß Roberta eine sonderbare und grundlose Dankbarkeit empfand. Sofort erwiderte sie herzlich und innig: „Nein, Liebster, das verlange ich nicht von dir; du weißt, daß ich das nicht tue. Es ist nur, weil es so schlecht um

mich steht und ich selbst mir jetzt nicht helfen kann. Verstehst du das nicht, Clyde? Ich muß dich lieben und werde es wohl immer müssen, und wenn es irgend angeht, will ich auch nichts tun, was dich ärgern könnte, Liebster."

Clyde hörte den Ton echter Herzlichkeit, und da er seine alte Macht über sie fühlte, war er geneigt, die Rolle des Liebhabers wieder zu übernehmen, wenn auch nur, um Roberta von allzu großer Härte und Dringlichkeit abzuhalten. Wenn er sie auch nicht mehr liebte und nicht daran denken konnte, sie zu heiraten, so könnte er jenem anderen Wunsche zuliebe wenigstens so tun, als ob er nett mit ihr sein wollte. So endete ihr Gespräch mit einem Friedensschluß, der auf diesem Übereinkommen begründet wurde.

Tags zuvor, an einem Tag etwas verminderter Unternehmungslust an den Seen, waren Sondra, Stuart, Bertine und er mit Nina Temple und einem Jüngling namens Harley Baggott, der bei Thurstons zu Besuch war, zuerst im Auto von Twelfth-Lake nach Three Mile Bay, einem kleinen, fünfundzwanzig Meilen weiter nördlich liegenden Ort am See, und von dort durch ragende Tannenwälder an den Big Bittern und an einige kleinere Seen gefahren, die in der Gegend nördlich des Trine-Lake zwischen hohen Tannen eingebettet lagen. Während der Fahrt hatte der düstere und meist einsame Charakter der Gegend stellenweise einen ganz sonderbaren Eindruck auf Clyde gemacht, der ihm jetzt wieder einfiel. Die schmale, vom Regen ausgewaschene, tiefeingeschnittene Straße wand sich zwischen hohen, dunklen, schweigenden Wäldern dahin, wahren Forsten, die sich meilen- und meilenweit nach beiden Richtungen hin erstreckten. Unheimlich und geisterhaft aussehende Sümpfe und Moraste auf beiden Seiten des einzig fahrbaren lehmigen Weges waren hie und da von giftig aussehenden Pflanzen eingefaßt und gleich ver-

lassenen Schlachtfeldern übersät von faulig-morschen, umgestürzten Baumstämmen, die bis zu vier übereinander in dem grünen Schlamm eingesunken waren, den eine abflußlose Erdsenkung hier gestaut hatte. Augen und Rücken von Fröschen, die sich auf Flechten, Schlingpflanzen oder moosbedeckten Baumstümpfen und zerfallenen Stämmen an dem warmen Junitag anscheinend ungestört sonnten, die Spiralen der Mücken, das Rascheln einer einsamen Schlange, die das nahende Auto aufgestöbert hatte und die sich in den Sumpf und die dicht wuchernden giftigen Gräser und Wasserpflanzen geflüchtet hatte!

Beim Anblick dieser Sümpfe hatte Clyde an das Unglück am Paß-Lake denken müssen. Ohne daß er es erfaßte, erwog seine unbewußte Not in diesem Augenblick die Einsamkeit und Brauchbarkeit so verödeter Stellen wie dieser. Einmal stieß ein Eistaucher, einer der einsamen Wasservögel jener Gegend, der in der Nähe aufgeflogen war und tiefer in den Wald hineinstrich, einen unheimlichen, gespenstigen Schrei aus. Bei diesem Laut fuhr Clyde zusammen und richtete sich im Wagen auf; er war so anders als jeder Vogelruf, den er bis jetzt gehört hatte.

„Was war das?" fragte er Harley Baggott, der ihm am nächsten saß.

„Was?"

„Nun, der Vogel oder was es sonst war, der dort nach hinten geflogen ist!"

„Ich habe keinen Vogel gehört."

„Merkwürdiger Ton! Es ist mir ganz kalt über den Rücken gelaufen."

Ebenso packend und eindrucksvoll wie alles andere in dieser fast unbewohnten Gegend war für ihn die Tatsache, daß es hier so viele einsame Seen gab, von denen er noch nie gehört

hatte. Da und dort lagen sie inmitten der Wälder, die sie so rasch durchfuhren, als es die lehmigen Straßen erlaubten, und nur selten sah man Spuren eines Lagers oder Wohnhauses, das auf einem halb ausgehauenen Pfad, einem tiefgeleisigen oder sandigen Weg, der sich zwischen dunklen Bäumen verlor, erreichbar schien. Meistens aber waren die Ufer dieser Seen gar nicht oder nur so spärlich bewohnt, daß eine Hütte oder ein weiter entferntes Blockhaus, das man über dem Wasserspiegel eines tannenumkränzten Sees liegen sah, den Gegenstand allgemeinen Interesses bildete.

Warum mußte er jenes anderen Sees in Massachusetts gedenken? Das Boot — die aufgefundene Leiche des Mädchens und die nicht aufgefundene ihres Begleiters? Wie gräßlich!

In seinem Zimmer erinnerte er sich nach seinem Gespräch mit Roberta daran, daß der Wagen nach ein paar Meilen endlich an eine freie Stelle am Nordrande eines langen schmalen Sees gekommen war, der gegen Süden hinter einer Landzunge oder Insel eine größere Ausdehnung und weitere Buchten vermuten ließ. Bis auf das kleine Gasthaus und das Bootshaus am diesseitigen Ende hatte er gänzlich unbewohnt geschienen, kein Haus oder Boot war zu sehen gewesen. Wie alle Seen, die sie an jenem Tage gesehen hatten, war auch dieser bis zum Wasserspiegel von selten hohen Tannen umgeben, die gleich jener vor seinem Fenster in Lycurgus hoch wie Speere mit weitausgebreiteten Ästen dastanden. Dahinter stiegen fern im Süden und Westen die welligen grünen Rücken der Ausläufer der Adirondacks auf. Ein leichter Wind kräuselte das Wasser, das in der Nachmittagssonne tiefblau, fast schwarz leuchtete und eine große Tiefe vermuten ließ. Ein Fremdenführer, der müßig auf der Veranda des Gasthauses saß, bestätigte, daß der See in hundert Fuß Entfernung von dem Bootshaus eine Tiefe von mindestens siebzig Fuß hatte.

Harley Baggott, dessen Vater in einigen Tagen in dieser Gegend fischen wollte, hatte den Mann gefragt, der die anderen im Wagen scheinbar gar nicht bemerkte: „Wie lang ist dieser See?"

„Ungefähr sieben Meilen."

„Gibt's Fische darin?"

„Werfen Sie eine Angel aus und sehen Sie selbst nach. Der beste Ort für Schwarzbarsche und dergleichen. Gerade hinter dieser kleinen Insel liegt eine kleine Bucht, von der es heißt, daß sie einer der besten Fischplätze in all den Seen hier sein soll. Ich habe ein paar Leute gesehen, die nicht weniger als fünfundsiebzig Fische in zwei Stunden gefangen hatten, damit kann jeder zufrieden sein, der den Ort für uns andere nicht verderben will."

Der Führer, ein großer, magerer, verschrumpft aussehender Mann mit langem schmalen Schädel und kleinen, lebhaften hellblauen Augen lachte und sah von einem zum anderen: „Wollen Sie nicht heute schon Ihr Glück versuchen?"

„Nein, ich frage nur wegen meines Vaters, der nächste Woche vielleicht hierherkommt. Wie steht es mit der Unterkunft?"

„Nun, natürlich ist es nicht so wie in Racquette unten; aber dafür sind die Fische dort auch nicht, was sie hier sind." Er betrachtete alle mit einem schlauen, vielsagenden Grinsen.

Clyde hatte diese Art Menschen noch nie gesehen. Alle Sonderbarkeiten jener einsamen Welt, ebenso wie das fremdartige äußerliche Leben, das ihn hier und bei Cranstons umgab, fesselten ihn als Gegensatz zu den Städten, die er bisher ausschließlich gekannt. Wie seltsam und einsam war der Charakter dieser Gegend, verglichen mit dem raschen Leben in Lycurgus, das keine hundert Meilen weiter südlich lag!

„Die Gegend hier oben bringt mich um", bemerkte Stuart

Finchley. „Es ist nicht weit vom Chain und doch so ganz anders! Hier scheint überhaupt fast niemand zu leben."

„Nun, bis auf die Sommerlager und die Leute, die im Herbst heraufkommen, um auf Elche und Rotwild zu jagen, ist nach dem ersten September kaum jemand hier zu sehen", bemerkte der Mann. „Ich bin seit fünfzehn Jahren in dieser Gegend Fremdenführer und Fallensteller, und bis auf einige Menschen an den unteren Seen, besonders am Chain während des Sommers, kann ich keinen Unterschied finden. Man muß sich ziemlich gut hier auskennen, wenn man von den Hauptwegen abweichen will, obwohl fünf Meilen von hier die Bahn geht. Gun Lodge heißt die Station und im Sommer bringen wir die Leute im Autobus hierher. Vom Südufer führt eine Art Straße nach Grey-Lake und Three Mile Bay hinunter. Sie müssen dort gefahren sein, denn es ist bis jetzt der einzige Weg herauf. Es heißt, daß eine Straße zum Long-Lake angelegt werden soll, aber das ist wohl nur Geschwätz. Zu den meisten Seen führt überhaupt keine Straße, auf der ein Automobil fahren könnte, sondern nur ein Karrenweg, und man kann nicht einmal übernachten, sondern muß seine eigene Ausrüstung mitbringen. Bud Ellis und ich waren letzten Sommer am Gun-Lake, der dreißig Meilen westlich von hier liegt; wir mußten den ganzen Weg zu Fuß machen und unsere Sachen tragen. Aber dort gibt's Fische! Und die Elche und Hirsche, die manchmal bis ans Ufer kommen, um zu trinken, kann man so gut sehen wie den Baumstamm dort drüben."

Clyde hatte gleich den anderen den Eindruck gewonnen, daß diese Gegend an Einsamkeit und geheimnisvollem Zauber kaum ihresgleichen hatte. Dabei war sie verhältnismäßig nicht weit von Lycurgus entfernt, — hundert Meilen Straße und siebzig mit der Bahn, wie er zufällig erfahren hatte.

Als er jetzt wieder in Lycurgus in seinem Zimmer saß und eben mit Roberta gesprochen hatte, sah er auf seinem Schreibtisch die Zeitung mit dem Artikel über das Unglück am Paß-Lake liegen. Und wieder verfolgte er erregt, aber ohne zu zögern, alle jene vielsagenden und aufreizenden Einzelheiten: die unauffällige und harmlose Ankunft des verunglückten Paares, das Mieten des Bootes und Hinausfahren auf den See, ihr Verschwinden gegen das Nordufer und das gekenterte Boot, die in der Nähe des Ufers treibenden Ruder und Hüte! Stehend las er in der ruhigen, hellen Abendbeleuchtung, vor dem Fenster hingen die dunklen Äste der Tanne, an die er am Vortage gedacht und die ihn jetzt an die Tannen und Fichten des Big Bittern erinnerte.

Du lieber Gott! An was dachte er? Er, Clyde Griffiths, Samuel Griffiths' Neffe! Was focht ihn an? Das war doch Mord, den jener schreckliche Artikel, das Werkzeug des Teufels, ihm beständig vor Augen hielt! Ein höchst verabscheuenswertes Verbrechen, für das die Leute hingerichtet wurden, wenn man es entdeckte. Nein, er konnte niemanden, jedenfalls aber nicht Roberta umbringen, nach allem, was zwischen ihnen gewesen. Aber ach — jene andere Welt! Sondra, die er bestimmt verlor, wenn er nichts unternahm.

Seine Hände zitterten, seine Wimpern bebten, seine Haarwurzeln fingen an zu brennen und kalte Schauer überliefen ihn. Mord! Doch ein Boot, das im tiefen Wasser kenterte — das konnte sich natürlich überall durch Zufall ereignen, so wie am Paß-Lake. Er wußte, daß Roberta nicht schwimmen konnte. Aber konnte sie nicht schreien, sich an das Boot anklammern und sich auf diese Weise retten? Und wenn jemand in der Nähe war, und sie nachher davon erzählte? Eiskalter Schweiß trat auf seine Stirne, seine Lippen bebten und seine Kehle wurde ganz trocken. Um das zu verhindern,

müßte er — doch nein, so war er nicht. So etwas konnte er nicht tun — auf einen Menschen, auf ein Mädchen, auf Roberta losschlagen, während sie mit den Wellen kämpfte und zu ertrinken drohte — nein, nein, das war ausgeschlossen!

Er nahm seinen Strohhut und ging aus, bevor noch jemand einen so schrecklichen, entsetzlichen Gedanken „hören" konnte, wie er es nannte. Von nun an konnte und wollte er nicht länger daran denken. So war er nicht. Und doch — und doch — jener Gedanke. Wenn er eine Lösung suchte, so wäre das die Möglichkeit, hier zu bleiben, nicht fortzugehen, Sondra zu heiraten, Roberta los zu sein, und das alles, alles um den Preis von einem bißchen Kühnheit und Wagemut! Doch nein!

Er hatte Lycurgus hinter sich gelassen und wanderte immer weiter auf einer Straße, die durch eine verkehrsarme ländliche Gegend führte und ihm Zeit ließ, zu denken — oder „im Denken nicht gehört zu werden".

Der Abend dämmerte. Hier und da schimmerte ein Licht aus den Häusern. Die Baumgruppen auf den Feldern oder in Reihen längs der Straße begannen zu verschwinden oder in Dunst aufzugehen. Und obwohl es warm war — die Luft war unbewegt und erschlaffend —, schritt er rasch dahin, als wollte er etwas in seinem Innern überholen, niederringen oder ablenken, das still sein und denken wollte.

Der düstere einsame See dort droben!

Die Insel gegen Süden!

Wer würde es sehen? Wer hören?

Die Eisenbahnstation in Gun Lodge und der Autobus, der zu dieser Jahreszeit verkehrte. Zum Teufel, daß er sich das gemerkt hatte! Schrecklich, sich an so etwas in Verbindung mit einem solchen Gedanken zu erinnern. Aber wenn er überhaupt daran denken wollte, täte er besser, es genau zu

überlegen — oder er mußte jetzt ein= für allemal endgültig damit aufhören. Sondra — Roberta! Wenn man es heraus=fand, wurde er hingerichtet! Doch seine Lage war eine so schwierige, so unglückliche, und Sondra zu verlieren — Aber ein Mord?

Er trocknete sein feuchtes, heißes Gesicht ab, blieb stehen und betrachtete eine Gruppe Bäume jenseits eines Feldes, die ihn an die Bäume erinnerten — nein, diese Straße gefiel ihm nicht. Es wurde zu dunkel. Er wollte umkehren und nach Hause gehen. Aber jener Weg nach Süden, nach Three Mile Bay und Grey=Lake — nach Sharon und zu der Villa Cranston — wohin er nachher ginge, falls er diesen Weg be=nützen würde. O Gott, am Big Bittern würden die Bäume im Dunkel genau so aussehen, so düster und so schattenhaft. Natürlich müßte es gegen Abend sein. Bei Tag, wenn es hell war, könnte man nicht daran denken — da wäre man ein Narr. Aber am Abend, in der Dämmerung, so wie jetzt oder ein bißchen später —! Nein, er wollte nicht auf so etwas hören! Doch dort oben würde voraussichtlich niemand ihn und Roberta sehen — es wäre so einfach, als angebliche Hochzeitsreisende zum Beispiel über den vierten — oder nach dem vierten oder fünften, wenn es weniger Menschen dort gab, an einen See wie den Big Bittern zu fahren, und sich unter einem falschen Namen einzutragen, so daß man seine Spur nicht verfolgen konnte. Und ebenso einfach, in der Nacht oder am nächsten Morgen nach Sharon und zu Cranstons zu gehen, und war er einmal dort, konnte er behaupten, mit dem Frühzug angekommen zu sein. Dann aber —

Zum Kuckuck, warum ließen sich seine Gedanken nicht von dieser Vorstellung abbringen? Dachte er wirklich an solch eine Tat? Nein, nein, unmöglich! Er, Clyde Griffiths, konnte so etwas nicht ernstlich erwägen. Selbstverständlich konnte er

es nicht. Es war zu arg und ganz ausgeschlossen, sich vorzustellen, daß er, Clyde Griffiths, so weit kommen konnte, etwas Derartiges auszuführen. Und doch —

Ein häßliches Gefühl der Erbärmlichkeit und Unfähigkeit, ein so schweres Verbrechen zu begehen, drängte sich jetzt in den Vordergrund und er beschloß, nach Lycurgus zurückzukehren, wo er wenigstens unter Menschen sein konnte.

Fünfundvierzigstes Kapitel

Wenn durch ein sehr schwieriges und verwickeltes Problem ein großer Ansturm auf das ohnehin nicht sehr widerstandsfähige Innere eines Menschen erfolgt, stürzt der Verstand zwar nicht tatsächlich von seinem Throne, wohl aber kann er zeitweise schwanken und erschüttert werden, so daß Unvernunft, Wirrnis und falsche oder mißverstandene Einflüsterungen gegen alles andere die Oberhand gewinnen. Und wenn dann Wille und Mut der Schwierigkeit nicht Herr werden können, ziehen sie sich in schleuniger Flucht zurück und hinterlassen nichts als Panik und Verwirrung.

Clydes Gemüt läßt sich in diesem Falle am besten mit einer kleinen, wohlausgebildeten Armee vergleichen, die in vollem Rückzug vor einer größeren begriffen ist. Manchmal hält sie in ihrer Flucht inne, um zu überlegen, wie sie der völligen Vernichtung entgehen könnte, und greift in ihrem Schrecken zu dem wildesten und gewagtesten Plane, um dem drohenden, unvermeidlichen Schicksal zu entgehen. Wie gespannt und gequält war der Blick seiner Augen, wie überdachte er von Minute zu Minute, von Stunde zu Stunde, ohne die leiseste Möglichkeit des Entkommens, immer wieder seine bis dahin nur wenig überlegten Handlungen. Und geboren aus seinem eigenen stürmisch drängenden und enttäuschten Suchen, erschien ihm beharrlich die Lösung, die jener Zeitungsartikel ihm eingegeben hatte, und ließ sich nicht verdrängen. Wie die Geister bei dem zufälligen Reiben von Aladins Wunderlampe, wie der Efrit, der dem geheimnisvollen Gefäß im Netze des Fischers als Rauch entsteigt, so

war plötzlich den Tiefen einer höheren oder niederen Welt, die er bisher nie gekannt oder unter Verschluß gehalten, der böse und teuflische Wunsch entstiegen, der ihm nun abstoßend und lockend, freundlich-arglistig und doch grausam die Wahl stellte zwischen einem Unheil, das ihn gegen seine innerste Überzeugung zu vernichten drohte, und einem zweiten Unheil, das, so verabscheuungswürdig, empörend und erschreckend es auch an sich sein mochte, ihm doch den Weg zu Freiheit, Glück und Liebe wies.

Also sprach der Geist seines düstersten und kraftlosesten Selbst: „Möchtest du nicht Robertas Forderung entfliehen, die dir bis jetzt unentrinnbar vorgekommen ist? Siehe, ich zeige dir einen Weg. Es ist der Weg zum See — zum Paß-Lake. Glaubst du, daß jene Zeitung umsonst in deine Hände gelegt wurde? Erinnere dich an Big Bittern, an das tiefe, blauschwarze Wasser, an die Insel im Süden, an die einsame Straße nach Three Mile Bay. Wie geeignet für dein Vorhaben! Ein Ruderboot oder ein Kanoe, das auf einem solchen See kentert — und Roberta ist für immer aus deinem Leben verschwunden. Sie kann nicht schwimmen. Ist der See — der See — den du gesehen hast — den ich dir gezeigt habe — nicht glänzend geeignet für diesen Zweck? So einsam und so wenig besucht und doch verhältnismäßig nahe — nicht weiter als hundert Meilen von hier. Und wie leicht wäre es für dich und Roberta, auf dieser angeblichen Hochzeitsreise, in die du ja schon eingewilligt hast, einen Umweg zu machen. Dann brauchst du nichts weiter zu tun, als deinen und ihren Namen zu ändern — oder auch nicht. Du hast ihr nie erlaubt, von dir und von euren Beziehungen zu sprechen, sie hat es auch nie getan. Du hast ihr auch nur ganz unverfängliche Briefe geschrieben. Und wenn du sie unterwegs triffst, wie ihr besprochen habt, und euch niemand sieht,

könntest du mit ihr wie sonst nach Fonda auch nach Big Bittern oder einem anderen Ort jener Gegend fahren."

„Aber in Big Bittern gibt es kein Hotel," verbesserte Clyde sofort, „nichts als eine Bretterbude, in der nur ganz wenige Leute schlecht und recht untergebracht werden können."

„Um so besser. Je weniger Menschen, desto besser."

„Aber man könnte uns auf der Hinfahrt im Zuge sehen. Man würde mir nachweisen, daß ich mit ihr beisammen gewesen bin."

„Hat man euch in Fonda, in Gloversville, in Little Falls gesehen? Seid ihr nicht schon früher in getrennten Waggons gefahren und könnt ihr das nicht wieder tun? Soll es nicht eine heimliche Ehe werden? Warum dann nicht eine heimliche Hochzeitsreise?"

„Gewiß."

„Und wenn ihr am Big Bittern oder an einem anderen See angekommen seid — es gibt ihrer dort so viele —, wie leicht ist es dann, auf das Wasser hinauszufahren! Keine Frage — keine Eintragung unter deinem oder ihrem Namen, sondern nur ein Boot, das man für eine Stunde, einen halben oder ganzen Tag mietet. Du hast die Insel im Süden dieses einsamen Sees gesehen. Ist sie nicht schön? Steht es nicht dafür, sie anzusehen? Warum sollt ihr nicht bei eurer Hochzeit eine solche Vergnügungsfahrt machen? Würde sie sich nicht über einen Ausflug freuen, über das Ausruhen vor den Sorgen des neuen Lebens, müde und niedergeschlagen wie sie jetzt ist? Ist das nicht vernünftig und einleuchtend? Und keines von euch wird voraussichtlich zurückkommen. Ihr werdet beide ertrinken. Wer soll euch sehen? Ein oder zwei Führer — der Mann, von dem ihr das Boot mietet, und der Wirt, wenn ihr ausfahrt. Und wie soll man erfahren, wer ihr seid? Hast du gehört, wie tief das Wasser ist?"

„Aber ich will sie nicht umbringen. Ich will sie nicht umbringen noch ihr in irgendeiner Weise wehe tun. Wenn sie mich freigibt und mich meiner Wege gehen läßt, werde ich froh und dankbar sein, sie nie mehr wiederzusehen."

„Aber sie wird dich nicht freigeben und deiner Wege gehen lassen, wenn du sie nicht mitnimmst. Und wenn du deiner Wege gehst, so wird es ohne Sondra sein und ohne alles, dessen Sinnbild sie ist, ohne das angenehme Leben hier und deine Stellung gegenüber deinem Onkel und seinen Freunden, ohne die Autos, die Feste und die Besuche auf dem Lande. Und was dann? Eine kleine Stelle, schlechte Bezahlung, eine Wanderzeit wie nach dem Unglück in Kansas City und niemals mehr ein solcher Glücksfall wie hier. Ist dir das lieber?"

„Aber könnte nicht auch hier etwas geschehen, das alle meine Hoffnungen und Zukunftspläne zerstört, so wie in Kansas City?"

„Sicherlich, aber nicht dasselbe. Alles liegt in deinen eigenen Händen, du kannst es einrichten, wie du willst. So viele Boote kentern jeden Sommer und die Insassen ertrinken, weil sie nicht schwimmen können. Wird man je erfahren, ob der Mann, der mit Roberta Alden am Big Bittern war, schwimmen konnte? Von allen Todesarten ist Ertrinken die einfachste — kein Lärm — kein Schreien — vielleicht noch der zufällige Schlag eines Ruders oder Stoß der Bootswand. Dann — Stille, Freiheit und — eine Leiche, die vielleicht niemals aufgefunden wird. Wenn man sie aber findet und erkennt, ist es dann nicht ein leichtes, falls du es darnach eingerichtet hast, dir den Anschein zu geben, als wärest du an einem der Seen zu Besuch gewesen, bevor du dich entschlossen hast, nach Twelfth-Lake zu fahren? Was klappt daran nicht und weshalb sollte man Verdacht schöpfen?"

„Aber angenommen, ich bringe das Boot zum Kentern und

sie ertrinkt nicht — was dann? Wenn sie sich anklammert, schreit, gerettet wird und nachher erzählt, daß — Nein, nein, das kann ich nicht und will es auch nicht. Ich mag ihr keinen Schlag versetzen. Das wäre zu entsetzlich."

„Unter diesen Umständen würde ein leichter Schlag, ja selbst der allerkleinste Schlag genügen, um sie zu betäuben und bewegungsunfähig zu machen. Traurig? Gewiß, aber sie hätte doch die Möglichkeit, ihrer Wege zu gehen. Aber sie will es eben nicht und will dich auch nicht den deinen gehen lassen. Nun, ist es dann so schrecklich ungerecht? Und vergiß nicht, daß nachher Sondra, die schöne Sondra, auf dich wartet — ihr Heim in Lycurgus, Reichtum, Glück und eine Stellung, wie du sie nie, nie mehr finden wirst, und durch die du allen gleich, ja sogar noch höher stündest als dein Vetter Gilbert!"

Die Stimme schwieg und verlor sich in Schatten, Schweigen und Träumen.

Clyde überlegte, was sie gesagt hatte, war aber noch immer nicht überzeugt. Dunkle Angst und bessere Regungen lösten ihre Ratschläge ab. Wenn er aber an Sondra und ihre Welt und dann wieder an Roberta dachte, war die unheimliche Stimme ebenso rasch und mit noch größerer Überredungsgabe und Schlauheit wieder da.

„Aha, du denkst noch immer daran. Du hast noch keinen Ausweg gefunden und wirst auch keinen finden. Ich habe dir in bester Absicht den einzigen Weg gezeigt — einen großen See. Wäre es nicht ein Kinderspiel, während des Ruderns eine einsame Stelle zu finden, ein unsichtbares Versteck in der Nähe jenes südlichen Ufers, wo das Wasser so tief ist? Und wie leicht wäre es dann, durch die Wälder nach Three Mile Bay und zu den Cranstons zu gelangen. Du weißt, daß von dort aus ein Dampfer verkehrt. Pah, wie feig, welcher Mangel

an Mut, um zu gewinnen, was du dir vor allem wünschest: Schönheit, Reichtum, Ansehen — Erfüllung aller deiner Wünsche. Und dafür sollst du Armut, Langeweile und schwere, niedrige Arbeit eintauschen. Du mußt wählen, wählen und dann handeln. Du mußt, du mußt, du mußt!"

So hallte die Stimme zum Abschied wie aus den Tiefen eines riesigen Gemaches.

Clyde hatte zuerst mit Schrecken und Entsetzen, später mit erhabener, philosophischer Ruhe gelauscht, wie jemand, der, abgesehen von seinem Tun und Denken, das Recht hat, auch die tollsten und verzweifeltsten Vorschläge zu seiner Befreiung anzuhören und sie für möglich zu halten beginnt, da er sich aus äußerer und innerer Schwäche nicht dazu entschließen kann, auf seine Freuden und Wünsche zu verzichten. Warum auch? War es nicht, wie die Stimme gesagt hatte: eine durchführbare und glaubwürdige Angelegenheit — und wurden nicht alle seine Träume durch diese eine böse Tat erfüllt? Aber infolge von Lücken und Schwächen in seinem eigenen schwankenden Willen wurde diese Frage während der nächsten zehn Tage nicht gelöst.

Er konnte sich nicht dazu entschließen und wollte es auch nicht. Wie immer, mußte er zum Handeln oder zum Aufgeben dieses schrecklichen, schauerlichen Planes gezwungen werden. Unterdessen aber kamen viele Briefe, sieben von Roberta und fünf von Sondra, in denen Roberta in düsteren, Sondra in bunten Farben die scharfen Gegensätze des vor ihm liegenden dunklen Rätsels schilderten. Robertas flehentliche und drohende Bitten wagte Clyde nicht einmal telephonisch zu beantworten, denn er sagte sich, daß eine Antwort nur dazu dienen würde, Roberta ihrem Schicksal auszuliefern, jener endgültigen Lösung, die in der Tragödie am Paß-Lake vorgezeichnet war.

Dagegen schrieb er Sondra die leidenschaftlichsten Liebeserklärungen und teilte ihr mit, wie rasend er sich freute, am vierten früh in Twelfth-Lake zu sein und seinen Liebling, sein Märchenkind wiederzusehen. Leider wußte er noch nicht bestimmt, wie es sich einrichten ließe — es gab gewisse berufliche Dinge, die ihn zwei bis drei Tage aufhalten konnten —, aber spätestens am zweiten würde er ihr bestimmt Nachricht geben. Während er dies schrieb, sagte er sich: Wenn sie wüßte, was es für Dinge sind! — und redete sich dabei ein, dies müsse noch gar nicht heißen, daß er zu Roberta fahren, oder selbst wenn er führe, daß er sie umbringen wollte. Nicht ein einziges Mal gab er ehrlich und unumwunden zu, ein so schreckliches Verbrechen begehen zu wollen; im Gegenteil, je näher er dem endgültigen Entschluß oder der Notwendigkeit eines solchen kam, desto grausiger und entsetzlicher erschien ihm der Gedanke — grausig und schwierig, so daß dessen Durchführung ganz unwahrscheinlich wurde.

Wohl kämpfte er beständig mit sich selbst, stand seelische Qualen aus, floh in Gedanken die damit verbundenen gesellschaftlichen und moralischen Folgen und überlegte von Zeit zu Zeit, daß er mit ihr nach Big Bittern fahren könnte, um sie zu besänftigen und dadurch — o, der Wankelmut und die Furcht vor sich selbst! — noch einmal Zeit zur Erwägung seiner richtigen Handlungsweise zu gewinnen.

Der Weg zum See — der Weg zum See!

Aber wenn er erst dort war — wer konnte wissen, ob es ratsam sein würde, die Tat zu begehen, oder nicht? Vielleicht gelang es ihm, Roberta zu einem anderen Standpunkt zu bekehren? Denn man konnte sagen, was man wollte, sie benahm sich in dieser Angelegenheit jedenfalls höchst ungerecht und tadelnswert. In seiner großen Liebe zu Sondra fand er, daß sie ein riesiges Hindernis, einen maßlosen

Schrecken aus ihrem Zustande machte, der schließlich und endlich von dem Estas nicht allzu verschieden war. Esta hatte niemanden gezwungen, sie zu heiraten, und wieviel besser ging es den Aldens im Vergleich zu seinen eigenen Eltern: arme Farmer gegen arme Straßenprediger. Und warum sollte er sich solche Sorgen um jene machen, da Esta nie an ihre Eltern gedacht hatte?

War Roberta denn gänzlich frei von Schuld, trotz allem, was sie darüber gesagt hatte? Gewiß, wenn man es so nennen wollte, hatte er sie umgarnt und verführt, aber war sie selbst denn ganz unschuldig? Hätte sie ihn nicht abweisen können, wenn sie damals ihrer Tugend gar so sicher gewesen wäre? Sie hatte es aber nicht getan. Und hatte er nicht sein möglichstes versucht, um ihr herauszuhelfen? Dabei besaß er selbst so wenig Geld und befand sich in einer äußerst schwierigen Lage. Nein, sie war ebenso schuldig wie er, und war jetzt obendrein entschlossen, ihn zu etwas zu zwingen. Sie bestand auf der Heirat und könnte ihnen beiden doch aus dieser Schwierigkeit heraushelfen, wenn sie mit seiner Hilfe ihrer Wege ging.

Das wollte sie nicht, er aber würde sie nicht heiraten — Schluß. Sie sollte nicht glauben, daß er sich zwingen ließe. Nein, nein und wieder nein. Manchmal hatte er in einer solchen Stimmung das Gefühl, daß er alles tun könnte — auch sie ertränken, und daß nur sie allein schuld daran wäre.

Dann aber kam wieder die Angst, was die Leute denken und sagen würden, was er selbst nachher von sich halten müßte, und überzeugte ihn davon, daß er nicht der Mann der Tat war und deshalb fliehen mußte, so gerne er auch geblieben wäre.

Am Montag hatte er Robertas Brief erhalten, und Dienstag, Mittwoch und Donnerstag gingen vorüber. Donnerstag

abends, nach einem für ihn und Roberta äußerst qualvollen Tag, erhielt er folgenden Brief:

Biltz, Mittwoch den 30. Juni.

Lieber Clyde!

Ich will Dir nur mitteilen, daß ich Freitag abends in Lycurgus sein werde, falls ich bis dahin nichts von Dir gehört habe, und dann soll die Welt erfahren, wie Du mich behandelt hast. Ich kann und will nicht länger warten und will auch nicht eine einzige Stunde länger leiden. Ich bedauere, zu diesem Schritt gezwungen zu sein, aber Du hast die ganze Zeit nichts von Dir hören lassen und Dich in Schweigen gehüllt, und obwohl Samstag der dritte ist, habe ich keine Ahnung, was weiter geschehen soll. Mein ganzes Leben ist zerstört und zum Teil wird es auch das Deine sein, aber ich sehe nicht ein, daß ich allein an allem schuld sein soll. Ich habe getan, was ich konnte, um Dir diese Last so sehr als möglich zu erleichtern, und bedauere allen Kummer, den meine Eltern und alle meine Bekannten empfinden werden. Aber ich will nicht eine Stunde länger warten und leiden.

Roberta.

Nachdem Clyde dies gelesen hatte, war er wie betäubt durch die Erkenntnis, daß er jetzt unbedingt handeln müsse. Sie wollte wirklich kommen, und wenn er sie nicht beruhigen und auf irgendeine Art und Weise zurückhalten konnte, würde sie morgen, am zweiten Juli, hier sein. Aber der zweite und dritte oder irgendein Tag vor dem vierten war nicht geeignet, um mit ihr zu verreisen. Zu viele Leute fuhren auf Urlaub und konnten sie unterwegs sehen. Es mußte viel heimlicher geschehen. Er mußte noch ein bißchen Zeit haben, um fertig

zu werden, rasch überlegen und dann handeln. O Gott, fertig werden! Konnte er ihr nicht telephonieren und sagen, daß er krank sei oder mit der Beschaffung des nötigen Geldes Sorgen habe, oder irgendetwas vorschützen, das er schriftlich nicht erklären konnte, und daß sein Onkel ihn obendrein für den vierten nach Greenwood eingeladen hatte? Sein Onkel? Nein, das ging nicht an, er hatte den Namen zu oft benützt. Was konnte es ihm oder ihr jetzt ausmachen, ob er seinen Onkel noch einmal wiedersah oder nicht. Er reiste endgültig ihr zuliebe ab oder hatte es doch vor ihr behauptet. Deshalb war es besser, ihr zu erzählen, daß er zu seinem Onkel führe, um einen Grund für seine Abreise anzugeben, durch den er unter Umständen in ungefähr einem Jahr wiederkehren konnte. Das würde sie glauben. Jedenfalls mußte er ihr etwas sagen, das sie bis nach dem vierten hinhalten würde, so daß sie ausblieb, bis er einen Entschluß gefaßt hatte und wußte, ob er das eine oder andere tun wollte. Das eine oder das andere —

Ohne sich weiter etwas vorzunehmen, eilte er zu einem Telephon, von dem man ihn nicht belauschen konnte, und als er Roberta erreicht hatte, begann er eine jener langen nichtssagenden Entschuldigungen, durch die es ihm gelang, sie nicht nur davon zu überzeugen, daß er einen stichhältigen Grund für sein Schweigen und Zögern hatte, sondern auch ihr seinen Plan vorzulegen. In einschmeichelndem, wenn auch nicht gerade zärtlichem Tone erklärte er ihr, daß er krank gewesen sei und das Bett gehütet habe, so daß er sie nicht hätte anrufen können, und daß er es wegen seiner späteren Wiederkehr für besser befunden habe, seinem Onkel einen Grund für seine Abreise anzugeben. Wenn sie nur bis zum sechsten wartete, würde sie ihn dann ganz bestimmt bis ins kleinste vorbereitet treffen können, wo sie wollte — in Homer, Fonda,

Lycurgus oder Little Falls; aber da sie alles so geheim als möglich halten wollten, schlug er ihr vor, am sechsten früh nach Fonda zu kommen und mit dem Mittagszug nach Utica weiterzufahren. Dort könnten sie übernachten, da sich ihre Pläne telephonisch doch nicht gut fassen und besprechen ließen, und dann ausführen, was sie beschlossen hatten. Obendrein würde er ihr mündlich besser erklären, wie er sich alles vorstellte. Er hatte die Absicht, je nachdem sie wollte, vor oder nach ihrer Trauung eine kleine Reise zu machen; jedenfalls aber sollte es etwas Schönes werden. Seine Stimme wurde heiser, seine Knie und Hände zitterten während des Sprechens, aber gottlob, Roberta bemerkte seine Aufregung nicht. Sie sollte ihn nicht fragen, denn er konnte es telephonisch nicht sagen, aber er würde bestimmt am sechsten zu Mittag auf dem Bahnsteig von Fonda sein. Sie hatte nichts zu tun, als, wenn sie ihn gesehen hatte, ihre Karte nach Utica zu lösen und einzusteigen. Er würde die seine nehmen und in dem Wagen vor oder hinter dem ihren fahren. Unterwegs würde er durch den Zug gehen, um Wasser zu trinken, so daß sie von seiner Anwesenheit wußte, falls sie ihn nicht vorher auf dem Bahnhof gesehen hatte; aber sie durfte ihn nicht ansprechen. In Utica sollte sie ihre Tasche in der Garderobe abgeben, er würde ihr bis zur nächsten ruhigen Seitengasse folgen und ihre Tasche abholen. Dann würden sie in irgendeinem kleinen Hotel absteigen, und alles weitere war seine Sache.

Das mußte sie ihm zuliebe tun. Hatte sie so viel Vertrauen zu ihm? Wenn ja, dann rief er sie morgen, am dritten, und bestimmt auch am sechsten früh an, damit sie beide wüßten, daß alles in Ordnung sei, daß sie abreisen sollte und er sie erwarten würde. Wie? ihren Koffer? Natürlich den kleinen. Wenn sie ihn brauchte, sollte sie ihn selbstverständlich mit-

nehmen. Aber sie sollte sich nicht mit allzu viel Gepäck beschweren, denn wenn sie sich erst irgendwo niedergelassen hätten, sei es ein Kinderspiel, sich alles schicken zu lassen, was sie brauchte.

Während Clyde durch das Telephon einer kleinen, abseits gelegenen Drogerie sprach — der einsame Eigentümer war zwischen seinen Töpfen und Phiolen mit irgendeinem dummen Roman im Hintergrund verborgen —, war es, als ob der riesenhafte Efrit, der früher in den stillen Räumen seines Gehirns Gestalt angenommen hatte, wieder hinter ihm stünde, und an seiner Statt redete, der kalt, starr und ängstlich daneben stand.

Fahre an den See, an dem du mit Sondra warst.

Verschaffe dir entweder im Lycurgus House oder auf dem Bahnhof Prospekte aus jener Gegend.

Rudere an das südliche Ende und gehe nachher von dort nach Süden. Wähle ein Boot, das leicht umkippt, eines mit einem Kiel, so wie du sie am Crum-Lake und dort oben gesehen hast.

Kaufe einen zweiten, anders aussehenden Hut, einen, den man nicht als den deinen erkennen kann, und laß ihn im Wasser treiben.

Packe alle deine Sachen in deinen Koffer, aber lasse ihn zurück, so daß du, falls etwas mißlingt, rasch zurückkommen, ihn mitnehmen und abreisen kannst.

Nimm nur solche Sachen mit, die den Anschein erwecken, als machtest du einen Ausflug nach Twelfth-Lake, so daß es aussieht, als wärst du ausschließlich dort gewesen, falls man nach dir forscht.

Sage ihr, daß du sie heiraten willst, aber erst nachdem ihr von diesem Ausflug zurückgekehrt seid, nicht früher.

Wenn es nötig ist, versetze ihr einen leichten Schlag, um

sie zu betäuben — aber nicht mehr — so daß sie leichter ertrinkt, wenn sie ins Wasser fällt.

Habe keine Angst und werde nicht schwach!

Gehe während der Nacht und nicht bei Tag durch den Wald — so daß man dich erst in Three Mile Bay oder Sharon wiedersieht und du sagen kannst, daß du vom Süden, vom Racquette- oder Long-Lake oder vom Norden aus Lycurgus kommst.

Gebrauche einen falschen Namen und verstelle deine Schrift so sehr als möglich.

Nimm an, daß es dir gelingt.

Und sei leise, leise, laß deine Stimme sanft und deinen Ton zärtlich, ja selbst liebevoll sein. Es muß sein, wenn du sie für deine jetzigen Absichten gewinnen willst.

So sprach der Efrit seines dunkleren Selbst.

Sechsundvierzigstes Kapitel

Der Bahnhof von Fonda. Roberta entstieg Dienstag, den sechsten Juli, zu Mittag dem aus Biltz kommenden Zug, um Clyde zu treffen. Der Anschluß nach Utica war erst in einer halben Stunde, wohl aber erschien Clyde selbst nach einigen Minuten aus einer Nebengasse. Roberta konnte ihn nicht sehen, aber es gelang ihm, sie zu beobachten, da er sich an der westlichen Ecke des Stationsgebäudes hinter einigen Kisten verborgen hatte. Wie blaß und mager sie war! Wie schlecht angezogen, im Vergleich zu Sondra — in dem blauen Reisekleid und dem kleinen braunen Hut, den sie für diese Fahrt gewählt hatte. Das war eben das Leben in beschränkten und dürftigen Verhältnissen im Gegensatz zu jenem, das Sondra ihm bot. Sie wollte ihn noch immer zwingen, Sondra aufzugeben und sie zu heiraten — eine Verbindung, die er vielleicht erst lösen konnte, wenn Sondra und alles, was mit ihr zusammenhing, nur mehr ein Traum war. Wie verschieden waren doch diese beiden Mädchen: Sondra hatte alles, trug ihm alles an und verlangte nichts; Roberta hatte nichts und verlangte alles.

Eine Welle dunklen, bitteren Ärgers überlief ihn; er fühlte warme Teilnahme für den unbekannten Mann am Paß-Lake und wünschte heimlich, daß ihm sein Plan gelungen wäre. Vielleicht war auch er in einer solchen Lage gewesen, hatte recht daran getan und war darum nicht aufgefunden worden. Seine Nerven zuckten. Konnte es diesmal nicht wieder gelingen?

Wegen ihrer dringenden und unvernünftigen Forderung mußte er nun auf diesem Bahnsteig stehen und überlegen, wie er den Plan ausführen sollte, den er seit dem letzten

Telephongespräch vor vier Tagen, unklar aber schon seit zehn Tagen mit sich herumtrug. An diesem festgesetzten Kurs durfte nicht gerüttelt werden. Er mußte handeln und durfte nicht aus Angst von seinem Vorsatz abweichen. Nun trat er vor, um sich zu zeigen, und warf ihr einen freundlichen und beruhigenden Blick zu, der ausdrücken sollte: Du siehst, daß ich hier bin. Aber was lag nicht hinter diesem Blick verborgen! Hätte sie nur unter die Oberfläche dringen und seine zermarternden und zerrissenen Gedanken wahrnehmen können, sie wäre eiligst vor ihm geflohen. Aber da sie ihn nun vor sich sah, lichteten sich die schweren Schatten in ihren Augen, die herunterhängenden Mundwinkel hoben sich und ohne ein äußeres Zeichen des Erkennens schritt sie zum Schalter, um ihre Fahrkarte nach Utica zu lösen, wie er ihr gesagt hatte.

Endlich, endlich war er nun gekommen, um sie abzuholen, und mindestens sieben oder acht Monate gemeinsamen Lebens lagen jetzt vor ihnen! Mochte es auch Geduld und Takt erfordern, die Dinge in das rechte Geleise zu bringen, so müßte und würde es doch wahrscheinlich gelingen. Von jetzt an hieß es die Vorsicht selber sein — nichts sagen oder tun, was ihn irgendwie ärgern konnte, denn natürlich würde er nicht in rosigster Laune sein. Er mußte sich doch geändert haben, vielleicht sah er sie jetzt in günstigerem Licht und spürte ein wenig Mitgefühl mit ihr, nachdem er sich endlich gutwillig in das Unvermeidliche gefunden hatte. Und als sie seinen hellgrauen Anzug, den neuen Strohhut, die glänzenden Schuhe, die Reisetasche aus dunklem Leder — und — o sonderbare und unnatürlich frivole Regung! — das Stativ eines kürzlich gekauften photographischen Apparates sowie das Tennisracket in seiner Stoffhülle bemerkte, die an der Tasche befestigt waren, um die Buchstaben C. G. zu verbergen —, kam etwas von ihren alten Gefühlen und ihrer Liebe über sie.

Nachdem sie ihre Karte genommen hatte, tat er desgleichen, und mit einem weiteren Blick, der sagen sollte, daß alles in Ordnung sei, begab er sich an das Ende des Bahnsteiges, während sie auf ihren früheren Standort zurückkehrte.

(Warum starrte der alte Mann in dem alten, braunen Hut und Winteranzug mit dem Vogelkäfig in braunem Papier ihn so an? Ahnte er etwas? Kannte er ihn? Hatte er je in Lycurgus gelebt oder ihn früher einmal gesehen?)

Er durfte nicht vergessen, noch heute in Utica einen zweiten Strohhut zu kaufen — einen Strohhut mit der Marke Utica, den er später statt des seinen tragen konnte. Während sie wegsah, würde er den alten zu seinen anderen Sachen in die Reisetasche stecken. Deshalb mußte er sie nach ihrer Ankunft für kurze Zeit auf dem Bahnhof, in der Bibliothek oder irgendwo allein lassen oder sie nach seinem ursprünglichen Plan in ein kleines Hotel führen. Dort mußte er sie beide als Mr. und Mrs. Carl Graham oder Clifford Golden oder Gehring eintragen; es gab ein Mädchen dieses Namens in der Fabrik, und falls man jemals auf ihre Spur kam, konnte man dann annehmen, diese sei in Begleitung eines fremden Mannes hier gewesen.

(In weiter Ferne pfiff der Zug. Jetzt mußte er bald kommen. Seine Uhr zeigte zwölf Uhr siebenundzwanzig.)

Ferner war zu überlegen, wie er sich in Utica ihr gegenüber benehmen solle — ob herzlich oder nicht. Im Telephon hatte er natürlich sehr sanft und freundlich mit ihr sprechen müssen. Vielleicht wäre es am besten, dabei zu bleiben, sonst könnte sie böse und eigensinnig werden oder Verdacht schöpfen und die Sache erschweren.

(Würde dieser Zug niemals kommen?)

Doch es fiel ihm sehr schwer, freundlich zu sein, da sie ihn zwang und die Erfüllung aller ihrer Forderungen erwartete. Und dabei sollte er noch nett mit ihr sein? Verflucht! Wenn er es

aber nicht war? Angenommen, sie ahnte seine Gedanken, weigerte sich, auf seine Pläne einzugehen, und verdarb dadurch alles? (Wenn seine Hände und Knie nur nicht so stark zitterten!)

Aber wie sollte sie dergleichen vermuten, wenn er selbst noch nicht überzeugt war, ob er es durchführen konnte oder nicht? Er wußte nur, daß er nicht mit ihr fortziehen wollte, weiter gar nichts. Vielleicht würde er das Boot nicht zum Kentern bringen, wie er tags zuvor beschlossen hatte, keinesfalls aber würde er Lycurgus dauernd mit ihr verlassen.

Da kam der Zug. Roberta hob ihre Reisetasche. War sie in ihrem gegenwärtigen Zustand nicht zu schwer für sie? Wahrscheinlich, aber da ließ sich eben nichts machen. Es war heute auch sehr heiß. Später, wenn niemand sie sehen konnte, würde er sie ihr abnehmen. Sie blickte ihm nach, um sich zu überzeugen, daß er einstieg: das sah ihr bei ihrem jetzigen Zweifel und Mißtrauen gegen ihn ähnlich! Der Sitz auf der Schattenseite am Ende des Wagens war gar nicht schlecht, er würde sich's bequem machen und aus dem Fenster sehen. Eine oder zwei Meilen hinter Fonda floß der Mohawk, an dem auch Lycurgus und die Fabrik lagen und an dessen Ufern er und Roberta vorigen Sommer gewandelt waren. Da diese Erinnerung aber keine sehr erfreuliche war, ergriff er eine Zeitung und verbarg sich so gut als möglich dahinter, während er nochmals alle Einzelheiten der Landschaft um den Big Bittern an sich vorüberziehen ließ, die ihm seit dem letzten entscheidenden Telephongespräch mit Roberta wichtiger erschien als irgendein anderes Land der Welt.

Nach jenem Gespräch am Freitag war er in das Lycurgus House gegangen und hatte sich dort drei verschiedene Prospekte über Hotels, Gasthäuser und andere Herbergen der Gegend zwischen Big Bittern und Long-Lake geben lassen. (Wenn man nur an einer jener ganz einsamen Seen gelangen konnte,

die der Führer am Big Bittern beschrieben hatte, aber möglicherweise gab es dort gar keine Ruderboote.) Und am Samstag hatte er dem Ständer am Bahnhof vier weitere Hefte entnommen, die er jetzt in seiner Tasche trug. Hatte er nicht daraus ersehen, wie viele kleine Seen und Gasthäuser es längs der Bahnstrecke gab, die gegen den Big Bittern nach Norden führte und in denen sie für einen bis zwei Tage, wenn Roberta Lust dazu hatte, jedenfalls aber für eine Nacht, einkehren konnten, bevor sie nach Big Bittern und Graß-Lake weiterfuhren. Ein herrlicher See in der Nähe der Bahn, hieß es, mit mindestens drei hübschen Landgasthäusern, in denen zwei Personen für höchstens zwanzig Dollar wöchentlich leben konnten. Für eine Nacht würde es also gewiß nicht mehr als fünf Dollar ausmachen und so wollte er ihr sagen, wie er sich seit einigen Tagen vorgenommen hatte, daß sie eine kleine Erholung brauchte, bevor sie sich an einem fremden Orte niederließen. Es würde nicht viel kosten, wenn sie noch heute abend nach ihrer Ankunft in Utica oder morgen früh für einen Tag an den Graß-Lake weiterführen, fünfzehn Dollar alles in allem mit der Fahrt, hieß es in den Prospekten. Er wollte es ihr als eine Art Hochzeitsreise schildern, als einen hübschen kleinen Ausflug vor ihrer Hochzeit. Auf keinen Fall aber durfte sie ihn durch den Vorschlag einer vorherigen Trauung irremachen.

(Dort drüben, gegen jene Baumgruppe unterhalb des Hügels, flogen fünf Vögel.)

Aber es ging nicht an, siebzig Meilen von Utica bis nach Big Bittern nur wegen einer Kahnfahrt zu machen. Das mußte ihr und jedem anderen auffallen und ließe sie vielleicht mißtrauisch werden. Da er sie in Utica verlassen mußte, um einen Hut zu kaufen, wäre es besser, diese erste Nacht in einem billigen und unauffälligen Hotel zu verbringen und

ihr dann erst vorzuschlagen, sich den Graß-Lake anzusehen. Von dort aus könnten sie am Morgen nach Big Bittern fahren, den er als besonders schön hinstellen würde. Oder sie könnten nach Three Mile Bay gehen, sich dort trauen lassen und sich unterwegs zu besonderem Vergnügen am Big Bittern aufhalten. Er konnte sagen, daß er ihr den See zeigen und einige Aufnahmen von sich und ihr machen wollte. Zu diesem Zwecke und für spätere Aufnahmen Sondras hatte er seine Kamera mitgenommen.

Ein schauerlicher Plan, den er da entwarf!

(Auf jenem Hügel standen neun schwarzweiße Kühe.)

Wegen des Stativs und des Tennisrackets an seiner Reisetasche konnte man glauben, sie kämen von weit her, und wenn sie beide verschwanden, so waren sie eben unbekannte Fremde. Hatte der Führer nicht gesagt, daß der See tief sei, genau wie der Paß-Lake? Aber wenn sich Roberta anklammerte, was dann? Daran hatte er eigentlich noch gar nicht gedacht.

(Die drei Automobile dort drüben fuhren fast ebenso rasch wie der Zug.)

Wenn sie nach einer Nacht in Graß-Lake am Bahnhof von Gun Lodge ankamen (er konnte ihr erklären, daß er sich in Three Mile Bay, am Nordende des Grey-Lake, von einem ihm bekannten Priester trauen lassen wollte), würde er ihr zureden, ihre Tasche zurückzulassen, während er die seine im Autobus mitnehmen wollte. Dem Bootsmann und dem Chauffeur wollte er sagen, daß er seine Kamera in der Tasche trüge, und ihn fragen, wo man die schönsten Aufnahmen machen könne. Oder vielleicht ein Frühstück — war es nicht noch besser, Proviant mitzunehmen und so auch Roberta zu täuschen? Das würde auch den Chauffeur irreführen. Man konnte doch eine Kamera in einer Reisetasche mitnehmen, wenn man auf einen See hinausfuhr. Jedenfalls mußte er seine Tasche unbedingt

bei sich haben. Wozu wollte er sonst zu jener Insel im Süden gelangen und dann weiter durch die Wälder wandern?

(Ach, wie grauenhaft und entsetzlich war dieser Plan! Konnte er ihn wirklich ausführen?)

Dieser unheimliche Vogelruf am Big Bittern! Den mochte er nicht hören und auch den Führer nicht treffen, der sich vielleicht seiner noch erinnerte. Zwar hatte er gar nicht mit ihm gesprochen, war nicht ausgestiegen und hatte ihn nur durch das Fenster gesehen, und soweit er sich besinnen konnte, hatte der Führer ihn nicht einmal bemerkt, sondern nur mit Grant Cranston und Harley Baggott gesprochen, die ausgestiegen waren. Wenn er sich aber seiner doch erinnerte? Wie war das möglich, wenn er ihn gar nicht gesehen hatte? Ach, wahrscheinlich hatte dieser Führer ihn längst vergessen und war obendrein nicht einmal anwesend! Warum waren nur seine Hände die ganze Zeit so feucht und kalt und warum zitterten seine Knie?

(Die Bahn folgte genau den Windungen des Flusses, und letzten Sommer waren er und Roberta — Nein —)

Sobald sie in Utica waren, würde er folgendes tun und genau darauf achten, die Reihenfolge einzuhalten. Er mußte sie ein Stück — ungefähr hundert Schritte — vorausgehen lassen, so daß niemand vermuten konnte, daß er ihr folge. Dann, wenn sie allein waren, würde er sie einholen, ihr alles erklären und sehr nett mit ihr sein, als habe er sie so lieb wie nur je —, denn das mußte er, wenn er seinen Willen durchsetzen wollte. Und dann — dann, ja dann mußte sie auf ihn warten, während er den Strohhut kaufen ging, der — nun, der vielleicht auf dem See treiben sollte. Natürlich auch die Ruder. Und auch ihr Hut — und — und —

(Warum stieß dieser Zug einen so langen, traurigen Pfiff aus? Verflucht, er fing schon an, nervös zu werden!)

Aber ehe sie in das Hotel kamen, mußte er umkehren und

auf dem Bahnhof den neuen Hut in die Reisetasche stecken, oder — noch besser — ihn in der Hand tragen, während er auf der Suche nach einem Hotel war, und ihn erst, bevor er Roberta traf, in die Tasche stecken. Dann mußte er sie abholen und ihr sagen, daß sie vor dem Eingang des Hotels auf ihn warten sollte, während er um das Gepäck ging. Standen nicht viele Leute davor, so könnten sie zusammen eintreten, und sie sollte in dem Schreibzimmer auf ihn warten, während er sich vielleicht als Charles Golden eintrug. Und am anderen Morgen, wenn sie wollte, oder auch heute abend, wenn es einen Zug gab, was er noch nachsehen mußte, konnten sie in getrennten Waggons nach Graß-Lake fahren, jedenfalls solange, bis sie über Twelfth-Lake und Sharon hinaus waren.

(Sondra und das schöne Cranston-Haus!)

Und dann — und dann —

(Die große rote Scheune und das kleine weiße Haus daneben. Und die Windmühle. Ganz wie die Häuser und Scheunen, die er in Illinois und Missouri und auch in Chicago gesehen hatte.)

Roberta überlegte einstweilen in ihrem Waggon, daß Clyde nicht besonders unfreundlich ausgesehen hatte. Natürlich war es bitter für ihn, Lycurgus auf diese Weise zu verlassen, wo er sich nach Herzenslust unterhalten konnte. Aber andererseits war auch sie auf der Welt und für sie gab es keinen sonstigen Ausweg. Sie mußte fröhlich sein und sich dennoch nicht vordrängen oder ihn belästigen. Schließlich durfte sie aber auch nicht zu bescheiden und zu schwach sein, denn eigentlich war es ja Clyde gewesen, der sie in diese Lage gebracht hatte, und so war es nur gerecht und billig und das allermindeste, was er für sie tun konnte. In Zukunft hatte sie ja ein Kind zu versorgen, mit aller Mühe, die damit verbunden war. Später mußte sie dann ihren Eltern den ganzen geheimnisvollen Sachverhalt erklären: ihr jetziges Ver-

schwinden und ihre Heirat, falls Clyde sie jetzt wirklich heiratete. Sie mußte darauf bestehen, daß es geschah — noch dazu bald, vielleicht noch in Utica, ganz bestimmt aber im nächsten Ort, den sie erreichten — und eine Abschrift ihres Trauscheines verlangen, den sie für sich selbst und wegen des Kindes gut aufbewahren mußte. Wenn er wollte, konnte er sich dann scheiden lassen. Sie wäre trotzdem Mrs. Griffiths, und Clydes Kind und das ihre wäre auch ein Griffiths. Das war immerhin etwas.

(Wie schön war dieser kleine Fluß! Er erinnerte sie an den Mohawk und die Spaziergänge, die sie und er letzten Sommer unternahmen, als sie sich zuerst kennengelernt hatten. Ach, der letzte Sommer! Und jetzt!)

Irgendwo würden sie sich wohl in einem oder zwei Zimmern niederlassen. Aber wo, in welcher Stadt oder in welchem Ort? Wie weit von Lycurgus oder Biltz? Je weiter von Biltz, desto besser, obwohl sie ihre Eltern gerne wiedergesehen hätte, sobald sie es ruhig tun konnte. Aber was machte das, da sie zusammen fortgingen und sie ihn heiraten sollte?

Waren ihm ihr blaues Kleid und der braune Hut aufgefallen? Hatte er sie hübsch gefunden im Vergleich mit jenen reichen Mädchen, die er immer traf? Sie mußte sehr geschickt sein und durfte ihn keinesfalls ärgern. Und was für ein schönes Leben könnten sie führen, wenn — wenn er sie nur ein klein wenig lieb haben wollte, nur ein klein, klein wenig —

Dann kamen sie nach Utica, wo Clyde Roberta in einer ruhigen Seitengasse einholte. Sein Gesichtsausdruck schien voll unschuldiger Fröhlichkeit und guten Willens, der durch Sorgen und Widerstreben gedämpft wurde, und war nichts als eine Maske für die Angst, die er vor der geplanten Tat, seiner Kraft zur Durchführung und den Folgen eines Mißlingens empfand.

Siebenundvierzigstes Kapitel

Am nächsten Morgen fuhren sie, getreu ihrer Verabredung vom vorigen Abend, in getrennten Waggons zum Graß-Lake, der sich aber zu Clydes Überraschung bei ihrer Ankunft viel belebter zeigte, als er erwartet hatte. Die Anzeichen von so viel Leben und Bewegung verwirrten und erschreckten ihn, denn ebenso wie den Big Bittern, hatte er sich auch diesen See ganz einsam vorgestellt. Beide sahen, daß dies die Sommerfrische und der Treffpunkt einer kleinen religiösen Gemeinde war, deren Kapelle und zahlreiche Blockhütten jenseits des Sees man vom Bahnhof erblicken konnte. Sofort rief Roberta: „Ist das nicht fein? Wie wäre es, wenn wir uns von dem Priester dieser Gemeinde trauen ließen?"

Clyde war durch diese plötzliche unangenehme Wendung der Dinge ganz aus der Fassung gebracht. Er antwortete sogleich: „Gewiß, ich werde jedenfalls hingehen und mich erkundigen", und überlegte dabei, wie er sie davon abbringen konnte. Wenn sie sich gemeldet und eingerichtet hatten, würde er ein Boot nehmen und sehr lange ausbleiben. Oder sollte er eine besonders einsame und unbeobachtete Stelle finden — aber nein, hier gab es zu viele Menschen, der See war nicht groß genug und wahrscheinlich auch nicht sehr tief. Er war pechschwarz und im Norden und Osten von hohen dunklen Tannen eingesäumt, die ihm in seiner unheimlich-düsteren, phantastisch-verworrenen Stimmung wie die dicht gedrängten Speere bewaffneter, Wache haltender Riesen und Unholde erschienen. Aber es gab zu viele Menschen auf dem See — es waren ihrer immerhin zehn.

Wie grausig, wie schwierig war es doch!

Aber von hier kann man nicht durch den Wald nach Three Mile Bay gehen, denn das liegt jetzt volle dreißig Meilen weiter südlich. Dieser See ist auch viel belebter und wahrscheinlich beständig von Mitgliedern dieser kirchlichen Gemeinde beobachtet. Nein, er mußte eben sagen, daß ... daß ... was konnte er eigentlich sagen? Daß er sich erkundigt hatte und daß hier keine Heiratsbewilligung zu beschaffen war — oder daß der Priester abwesend war oder daß er gewisse Papiere brauchte, die er nicht besaß — oder — oder — nun, irgendetwas, das Roberta bis morgen hinhalten würde, bis der von Süden kommende Zug nach Big Bittern und Sharon fuhr, wo sie selbstverständlich getraut werden sollten.

Warum bestand sie so sehr darauf? Und warum, wenn nicht wegen ihres krassen Eigensinnes, mußte er da und dort mit ihr herumziehen, wo jede Stunde, jede Minute Folterqualen und einen nie endenden Dornenweg bedeuteten, während, wenn er sie los wäre — Sondra, ach Sondra, wenn du von deinem hohen Thron herabsteigen und mir helfen wolltest! Keine Lügen, kein Leid mehr, kein Elend irgendwelcher Art!

Statt dessen mußte er immer weiter lügen. Eine lange, ziellose, unerfreuliche Suche nach Seerosen, die Roberta wegen seiner Rastlosigkeit ebenso langweilte wie ihn selber. Warum kümmerte er sich nicht um die Gelegenheit einer Trauung — die schon längst gefunden sein sollte und die diesem Ausflug das Traumhafte gegeben hätte, das er haben könnte und sollte, wenn — wenn er eben in Utica getan hätte, wie sie gewollt. Sie begann wieder an seinen Absichten zu zweifeln — ob er denn wirklich vorhatte, sie zu heiraten, wie er versprochen hatte. Morgen oder spätestens übermorgen mußte es sich zeigen. Warum sich also jetzt Sorgen machen?

Am nächsten Tage zu Mittag waren sie in Gun Lodge. Clyde stieg aus dem Zug, führte Roberta zu dem wartenden Autobus und riet ihr, ihre Tasche hier zurückzulassen. Sie kamen denselben Weg zurück und er wollte die seine auf jeden Fall wegen seiner Kamera und des am Graß-Lake dareingepackten Essens mitnehmen, um draußen auf dem See zu frühstücken. Bei dem Autobus angelangt, berührte es ihn sehr unangenehm, daß der Lenker eben jener Führer war, mit dem seine Freunde damals gesprochen hatten. Wenn er ihn damals gesehen hatte und heute wiedererkannte? Würde er sich nicht mindestens an das schöne Auto der Finchleys erinnern, mit Bertine und Stuart auf den vorderen, ihm und Sondra auf den hinteren Sitzen, und Grant und Harley Baggott, die ausgestiegen waren und mit ihm gesprochen hatten?

Wieder brach ihm der kalte Schweiß aus, den die Aufregung und Angst der letzten Wochen jedesmal in ihm hervorgerufen hatten. Was war ihm eingefallen, was hatte er vor? O Gott, wie konnte er daran denken, etwas auszuführen, wenn er jetzt schon versagte?

Aber Gott sei Dank, der Mann erkannte ihn nicht. Im Gegenteil, er fragte ihn ziemlich neugierig, wie jemand vollkommen Fremden: „Sie sind gewiß zum ersten Male hier und wollen in das Gasthaus am Big Bittern?" Sehr erleichtert, aber doch bebend erwiderte Clyde: „Ja". Dann sagte er in seiner Aufregung: „Viele Menschen draußen?" Eine Frage, die ihm gleich, nachdem er sie ausgesprochen hatte, als der reine Wahnsinn vorkam. Warum um alles in der Welt hatte er gerade das gefragt? Ach Gott, würden diese dummen, selbstmörderischen Fehler denn nie ein Ende nehmen?

Er war so aus der Fassung gebracht, daß er die Antwort des

Wagenlenkers nur wie eine Stimme aus weiter Ferne hörte. „Nicht sehr viele. Ungefähr sieben bis acht. Am vierten waren es über dreißig, aber die meisten sind gestern abgereist."

Wie kühl und still war es hier unter den Tannen mit ihren dunklen Schatten und den grauen und violetten Tiefen und Winkeln, selbst jetzt am hellen Mittag! Wem, wem konnte man hier begegnen, wenn man sich bei Tag oder bei Nacht davonstahl? Irgendwo in der Ferne stieß ein Nußhäher seinen metallischen Schrei aus, eine Feldlerche, die sich auf einem entfernten Zweige schaukelte, erfüllte die silbrigen Schatten mit ihrem vollendet schönen Lied. Und als der schwere geschlossene Autobus über Rinnen und Bächlein setzte und hie und da rohe hölzerne Brücken passierte, sagte Roberta: „Ist es nicht herrlich da unten? Hörst du es plätschern, Clyde? O die köstliche Luft!"

Ach, wie bald sollte sie sterben! O Gott!

Aber angenommen, im Gasthaus am Big Bittern waren sehr viele Leute — oder die anwesenden Fischer, die jeder für sich allein da und dort fischten, befanden sich zufällig alle auf dem See und es gab keine Stelle, wo man ungestört war? Merkwürdig, daß er daran nicht gedacht hatte! Wahrscheinlich war dieser See lange nicht so einsam, als er geglaubt hatte, ebensowenig wie der Graß-Lake. Was aber dann?

Nun dann Flucht, Flucht — und mochte es dabei bleiben. Diese Spannung war nicht zu ertragen, war die reine Hölle, und solche Gedanken richteten einen Menschen zugrunde. Wie hatte er nur daran denken können, sein Glück durch eine so rohe und verabscheuungswerte Tat zu begründen — einen Mord zu begehen und dann zu fliehen —, vielmehr einen Mord zu begehen und zu tun, als ob sie beide ertrunken wären, während er, der wahre Mörder, sich ins Leben und ins Glück davonstahl? Empörender Plan! Was aber sonst?

Was tun? War er nicht zu diesem Zweck hierhergekommen? Und sollte er jetzt umkehren?

Roberta an seiner Seite dachte nur, daß sie ihrer Hochzeit entgegenging: ganz sicher würde sie morgen stattfinden und heute hatte sie die Freude, diesen schönen See zu sehen, von dem er gesprochen hatte, als wäre er herrlicher und genußreicher als alles andere, was sie bisher kannten.

Jetzt sprach ihn der Wagenlenker wieder an: „Vermutlich wollen Sie nicht über Nacht bleiben, nachdem Sie die Tasche der jungen Dame dort zurückgelassen haben?" Er zeigte in die Richtung von Gun Lodge.

„Nein, wir wollen um acht Uhr zehn wieder zurück. Fahren Sie zu diesem Zug hinunter?"

„Ja, bestimmt."

„Am Graß-Lake hat man es mir als sicher versprochen."

Warum hatte er nur den Graß-Lake erwähnt und dadurch gezeigt, daß er und Roberta von dort kamen. Dummer Kerl mit seiner Bemerkung über die Tasche der jungen Dame, die er in Gun Lodge zurückgelassen hatte! Zum Kuckuck, was kümmerte er sich um fremde Angelegenheiten! Warum vermutete er, daß Roberta und er nicht verheiratet waren? Oder tat er das nicht? Warum fragte er ihn überhaupt, wenn sie zwei Taschen mitgebracht hatten und er nur eine mitnahm? Sonderbar! So eine Frechheit! Wie konnte er es wissen oder erraten? Aber was schadete es schließlich? Wenn sie nicht gefunden wurde, würde „verheiratet oder unverheiratet" keinen Unterschied ausmachen, und wenn ja, würde es doch nur beweisen, daß sie in Begleitung gewesen war. Natürlich! Wozu sich also darüber Sorgen machen?

Nun fragte Roberta: „Gibt es noch andere Pensionen oder Hotels am See außer demjenigen, zu dem Sie uns führen?"

„Nicht ein einziges außer diesem, Fräulein. Gestern hat eine ganze Gesellschaft junger Burschen und Mädchen am Ostufer, ungefähr eine Meile von dem Gasthaus, kampiert, aber ich glaube, sie sind schon fort. Ich habe heute keine Spur von ihnen gesehen."

Eine ganze Gesellschaft junger Burschen und Mädchen! O Gott, die konnten alle auf dem See draußen sein und rudern oder segeln oder Gott weiß was tun! Und nun war er mit ihr hier. Vielleicht war jemand aus Twelfth-Lake dabei, Freunde der Cranstons, Harriets und Finchleys, die zum Vergnügen hergefahren waren, so wie er mit Sondra, Harley, Stuart und Bertine vor vierzehn Tagen hierhergekommen war. In diesem Falle aber mußte eine Straße von hier nach Osten führen, obwohl wiederum ihr Vorhandensein und die Anwesenheit jener Gesellschaft diesen Ausflug zu einem gänzlich nutzlosen machen konnten. Dummer, sinnloser Plan — er hätte sich doch mehr Zeit lassen und einen entfernteren See wählen sollen — aber er hatte in der letzten Zeit solche Qualen ausgestanden, daß er kaum denken, kaum überlegen konnte. Jetzt blieb ihm nichts übrig, als hinzufahren und die Sache anzusehen. Wenn es sehr belebt war, mußte er unter irgendeinem Vorwand eine wirklich einsame Stelle suchen oder zum Graß-Lake oder einem anderen See zurückkehren. Eben passierten sie einen langen grünen Hohlweg, an dessen unterem Ende er sich an einen Durchblick auf einen Rasenfleck und auf den See mit dem kleinen, knapp an dem tiefblauen Wasser des Big Bittern gelegenen Gasthaus und seiner pfeilergetragenen Veranda erinnerte. Rechts davon stand auch das kleine niedere Bootshaus mit dem roten Dach, das er damals gesehen hatte.

„Nein, wie himmlisch, wie hübsch — entzückend!" rief Roberta.

Clyde aber starrte auf die niedere dunkle Insel fern im Süden und sagte: „Hübsch, nicht wahr?" Er glaubte dabei zu ersticken.

Nun erschien der Wirt, ein mittelgroßer, breitschultriger Mann mit einem roten Gesicht und fragte neugierig: „Wollen Sie länger hier bleiben?"

Gereizt durch diese neue Wendung, erwiderte Clyde sehr kühl und ablehnend: „Nein, wir sind nur über den Tag hierhergekommen und fahren am Abend wieder zurück."

„Dann werden Sie jedenfalls zum Essen hier bleiben? Der Zug geht nicht vor neun."

„So? In diesem Fall bleiben wir natürlich." Denn Roberta würde auf ihrer Hochzeitsreise und am Tage vor ihrer Trauung natürlich mit einem Essen rechnen. So ein ekelhafter, dicker, roter Kerl!

„Wollen Sie mir Ihre Tasche geben und sich einstweilen melden, Ihre Frau wird sicher wünschen, ein wenig Toilette zu machen."

Er ging mit der Tasche voran, obwohl Clyde sie ihm für sein Leben gern entrissen hätte. Er hatte gar nicht vorgehabt, sich zu melden oder die Tasche hierzulassen, und wollte es auch jetzt nicht tun, sondern sie wieder zurückverlangen und ein Boot nehmen. Aber er mußte sich doch als Clifford Golden und Frau eintragen, bevor er sein Gepäck wieder bekam.

Zur Vermehrung seiner Sorgen wegen weiterer Erschwernisse und Leute, die ihm auf dem Weg zu dieser entscheidenden Tat begegnen konnten, teilte ihm Roberta mit, daß sie Hut und Mantel wegen der Hitze zurücklassen wollte, da sie zum Essen wiederkämen. Schon früher hatte er in dem Hut den Namen Braunstein aus Lycurgus gelesen und überlegt, ob es nicht vernünftiger wäre, ihn herauszutrennen. Dann

aber bedachte er, daß es nachher, falls er es wirklich tat, keinen Unterschied ausmachen würde. Wenn man sie fand, würde man sie wahrscheinlich auf alle Fälle erkennen, und wenn nicht, wer sollte dann wissen, wer sie war?

In stürmischer innerer Erregung, in der er kaum den Sinn eines einzelnen Gedankens, einer Bewegung oder Handlung erfaßte, ergriff er seine Tasche und schritt voraus, dem Bootshause zu. Dort stellte er seine Tasche auf den Boden des Kahnes und fragte den Bootsmann nach den schönsten Punkten, um sie zu photographieren. Nach diesem ganz belanglosen Gespräch und nachdem er Roberta geholfen hatte, die jetzt als nebelhafte Erscheinung ein schattenhaftes Ruderboot auf einem gänzlich unwirklichen See bestieg, folgte er ihr nach, setzte sich in die Mitte des Bootes und ergriff die Ruder.

Der ruhige, gläsern irisierende Spiegel dieses Sees erschien ihnen beiden jetzt nicht wie Wasser, sondern wie Öl oder wie eine riesige Menge geschmolzenen Glases, das in ungeheurer Menge auf der tief darunter befindlichen Erde ruhte. Hie und da ging ein leichter, kühler und einschläfernder Wind, der die Oberfläche kaum bewegte. Wie weich und dicht sahen die Tannen am Ufer aus — überall Tannen, hoch und schlank wie Speere, und darüber die welligen Rücken der dunklen, fernen Adirondacks. Ringsumher kein Mensch und kein Haus. Er suchte das Lager, von dem der Chauffeur gesprochen hatte, horchte nach den Stimmen seiner Bewohner, nach irgendwelchen Stimmen. Aber außer dem Plätschern seiner eigenen Ruder und den Stimmen des Bootsmannes und jenes Wagenlenkers, die zwei-, drei-, fünfhundert, ja selbst tausend Fuß weit hinten miteinander sprachen, war nichts zu hören.

„Ach, wie ist das still und friedlich!" Es war Robertas Stimme. „Hier könnte man sich wirklich ausruhen. Schön

ist es, viel schöner als an dem ersten See. Die Bäume sind so hoch und die Berge so blau. Während der ganzen Fahrt hierher mußte ich denken, wie kühl und still es ist, wenn die Straße auch ein bißchen holprig war."

„Hast du mit irgend jemandem in dem Gasthaus gesprochen?"

„Nein, aber warum fragst du?"

„Ach, du hättest jemandem in die Arme laufen können. Heute scheinen nicht viele Leute hier zu sein, nicht wahr?"

„Nein, auf dem Wasser ist niemand zu sehen. Im Billardzimmer saßen zwei Männer und im Schreibzimmer ein Mädchen, sonst niemand. Ach, wie kalt ist das Wasser!" Sie hielt ihre Hand in die schwärzlichblauen Wellen.

„So? Ich habe es noch nicht versucht."

Er ließ die Ruder hängen, tauchte die Hand ein und ruderte weiter. Er wollte nicht geradezu auf jene kleine Insel im Süden lossteuern. Sie war zu weit und es war noch zu früh. Es wäre ihr aufgefallen. Lieber noch etwas warten, noch ein wenig Zeit haben, um nachzudenken — eine kleine Frist, um sich umzusehen. Roberta würde frühstücken wollen (frühstücken!), und eine Meile weiter westlich schien ein reizender Aussichtspunkt zu liegen. Dort könnten sie hinfahren und essen — das heißt, sie könnte essen, er brachte heute bestimmt keinen Bissen hinunter. Und dann — und dann —

Sie blickte nach derselben Stelle wie er, einer gegen Süden gebogenen Landzunge, die weit ins Wasser hinausreichte und von hohen Tannen bestanden war. Dann sagte sie:

„Möchtest du nicht irgendwo aussteigen und essen, Liebster? Ich fange an, hungrig zu werden, du nicht auch?"

(Wenn sie ihn nur nicht „Liebster" nennen wollte!)

Das kleine Gasthaus und das Bootshaus im Norden wurden immer kleiner und kleiner und sahen jetzt aus wie

jenes andere Zelt und Bootshaus am Crum-Lake an dem Tage, da er zum erstenmal hinausgefahren war und von einem solchen See in den Adirondacks und einem Mädchen wie Roberta geträumt hatte. Und über seinem Haupte hingen dieselben runden, weißen Wolken, die an jenem verhängnisvollen Tage über seinem Haupte dahingesegelt waren.

Schauerliche Absicht!

Auch hier könnten sie nach Seerosen suchen, um die Zeit totzuschlagen, bevor — die Zeit totzuschlagen — totzuschlagen — O Gott, daran durfte er nicht denken, wenn er es überhaupt tun wollte. Jedenfalls mußte es jetzt noch nicht sein.

Sie landeten an der von Roberta bezeichneten Stelle, einer winzigen, gewundenen Bucht mit gelblichem Strand, die gegen alle Späheraugen aus dem Norden und Osten geschützt war. Nachdem Clyde den Proviant äußerst sorgfältig aus seiner Tasche genommen hatte, breitete ihn Roberta auf einem Zeitungspapier am Ufer aus, während er gezwungene, aber bewundernde Bemerkungen über die Schönheit der Gegend, die Tannen und die Lage dieser Bucht machte. Immer wieder und wieder mußte er an jene Insel und die dahinter liegende Bucht denken, wo er trotz seinem sinkenden Mute irgendwie und irgendwann die abscheuliche Tat begehen mußte, wenn er nicht die sorgfältig vorbereitete Gelegenheit ungenützt vorübergehen und alles verlieren sollte, woran sein Herz hing.

Ach, wie entsetzlich war diese Tat mit ihren Gefahren, nun sie so nahe bevorstand — auch wenn man an nichts Schlimmeres dachte, als an die Angst, irgendeinen Fehler zu begehen, das Boot nicht richtig zum Kentern zu bringen — oder — oder — o Gott! Und nachher wurde er vielleicht als das bezeichnet, was er war — als ein Mörder — wurde verhaftet und verurteilt! Nein, er konnte und wollte es nicht tun — nein, nein, nein!

Wie sie so vor ihm im Sande saß, fühlte sich Roberta anscheinend in voller Eintracht mit der Welt. Sie summte leise vor sich hin und stellte dann praktische Erwägungen über ihr künftiges gemeinsames Leben und ihre finanzielle Lage an. Wohin sollten sie von hier gehen? Wenn er nichts dagegen hätte, wäre ihr Syrakus am liebsten, denn sie hatte durch ihren Schwager Fred Gabel von einer neugegründeten und aufblühenden Wäschefabrik dort gehört. Vielleicht könnte Clyde dort einen Posten finden, wenn auch nicht auf die Dauer, und späterhin, wenn das Ärgste vorüber wäre, könnte auch sie in dieser oder in einer anderen Fabrik eine Anstellung finden. Da sie so wenig Geld hätten, müßten sie ein Zimmer in einer Familie nehmen oder, falls ihm das nicht recht wäre, da sie sich doch nicht mehr so nahestanden wie früher, könnten es ja auch zwei aneinanderstoßende, kleinere Zimmer sein. Trotz seiner augenblicklichen Höflichkeit und Aufmerksamkeit fühlte sie doch seinen ungebrochenen Widerstand.

Er aber dachte: „Was nützt es, jetzt darüber zu reden, ob ich einwillige oder nicht? Weder sie noch ich werden jemals in eine solche Lage kommen." O Gott, und dabei sprach er, als wäre sie morgen noch hier. Und sie würde es doch nicht sein!

Wenn seine Knie nur nicht so zittern wollten und seine Hände, sein Gesicht und sein Körper nicht fortwährend in Schweiß gebadet wären!

Dann fuhren sie am Westufer entlang jener Insel zu und Clyde blickte nervös und gespannt umher, um sich zu vergewissern, daß ihnen, weder vom Wasser noch vom Lande aus, jemand zusehen konnte — Gott sei Dank, hier war es still und einsam. Wenn er überhaupt den Mut dazu aufbrachte, so mußte es hier geschehen. Jetzt aber — hatte er ihn — noch nicht. Roberta hielt ihre Hand ins Wasser und fragte ihn, ob sie nicht

irgendwo Seerosen oder sonstige wildwachsende Blumen pflücken könnten. Seerosen — wilde Blumen! Er überzeugte sich indessen, daß es nirgends einen Weg, eine Hütte, ein Zelt, einen Pfad, irgendeine menschliche Behausung unter diesen hohen dichtgedrängten Tannen gab, keine Spur eines kleinen Fahrzeuges auf diesem wundervollen See an diesem wundervollen Tag. Aber konnte sich in diesen Wäldern und an diesen Ufern nicht irgendein einsamer Jäger, Fallensteller, Führer oder Fischer verbergen? War das nicht möglich? Und wenn so jemand ihnen jetzt zusähe? Verhängnis! Tod! Vernichtung! Ringsum kein Laut und kein Hauch: nichts, nichts als die schweigenden, dunkelgrünen, hochragenden Tannen, dazwischen hie und da ein dürrer Baum, der seine hageren, saftlosen Äste grau und drohend in die grelle Nachmittagssonne emporstreckte.

Tod!

Der schrille, metallische Ruf eines Nußhähers, der durch die tiefen Wälder strich, oder das einsame und geisterhafte Klopfen eines einzelnen Spechtes, zeitweise der rote Strich einer fliegenden Prachtmeise und der schwarzgelbe einer gelbschultrigen Amsel.

„Ach, wie scheint die Sonne hell in mein alt Kentucky Heim", sang Roberta fröhlich und tauchte ihre Hand in das tiefe, blaue Wasser. Und gleich darauf ein beliebtes Tanzlied: „Wenn du willst, so bin ich Sonntag da!"

Eine volle Stunde ruderten, grübelten und sangen sie, suchten in einer zurückweichenden Bucht nach Seerosen oder hielten an, um einen besonders schönen Ausblick zu bewundern. Schon sprach Roberta davon, daß sie auf die Uhr sehen müßten, um nicht zu lange auszubleiben, als sie in die Bucht südlich der Insel einbogen. Es war ein prachtvolles, aber traurig-düsteres tannenumkränztes Stück Welt, fast wie ein

besonderer kleinerer See, der durch einen Kanal mit dem größeren verbunden war, aber für sich selber ein ganz ansehnliches, fast kreisrundes Gewässer von ungefähr zwanzig Morgen Flächenmaß bildete. Gegen Osten, Norden, Süden und selbst gegen Westen, wo die Durchfahrt die nördlich davon liegende Insel vom Festland trennte, war dieser kleine See überall von Bäumen umgeben und hie und da blühten ein paar einsame Binsen und Seerosen. Der Ort war wie geschaffen für jemanden, der, des Lebens und seiner Sorgen müde, in stiller, aber trauriger Ergebung dem Kampf und Streit der Welt entfliehen wollte.

Nichts hatte Clyde in seinem Leben einen solchen Eindruck gemacht wie dieses stille, dunkle Wasser, über das sie dahinglitten. Hier schien ihn etwas anzulocken und mitzuziehen, und als ihn die stillen Ufer umschlossen hielten, trieb er weiter und weiter, in einen endlosen Raum, wo es nichts mehr gab — keine Vorsätze, keine Pläne und keinerlei zu lösende äußere Probleme — gar nichts. Unheimlich schön war dieser Ort, obgleich ihn das Fremdartige der Landschaft und das dunkle von jenen herrlich sanften Tannen umgebene Wasser nur zu höhnen schienen. Der See selbst war wie eine riesige schwarze Perle, die irgendeine mächtige Hand im Zorn oder im Spiel an den grünsamtenen Busen dieses Tales geworfen hatte, und schien bodenlos, wenn man hinuntersah.

Aber wovon sprach hier alles so laut, viel deutlicher als alles, was er bisher gekannt? Vom Tode! Vom Tode! Aber von einem stillen, ruhigen und kampflosen Tod, in den man, sei es aus freiem Willen oder aus unsagbarer Müdigkeit, gerne und freudig versinken möchte. So still — so schattig — so gelassen war es hier. Selbst Roberta fiel dies auf. Jetzt fühlte er, daß sich starke und dabei freundliche und teilnehmende Hände auf seine Schultern legten. Ach, was

gaben ihre Wärme und ihr Druck für Trost! Sie beruhigten ihn und er liebte sie, liebte ihre beruhigende und aufrichtende Kraft. Wenn sie nur nicht fortgenommen wurden, sondern immer dort blieben, die Hände dieses Freundes! Denn nie und nirgends in seinem Leben hatte er dieses tröstende und fast liebevolle Gefühl gekannt — es schien ihn so sehr zu beruhigen, daß er der Wirklichkeit entfloh.

Gewiß, dort saß Roberta, aber sie war jetzt nichts mehr als ein Schatten oder ein Gedanke — eine Form der Einbildung, die fast nicht mehr von dieser Welt war. Und wenn auch in Gestalt und Farbe etwas an ihr war, das von Wirklichkeit sprach, so war sie doch fast unkörperlich und wieder fühlte er sich sonderbar allein. Auch die Hände des Freundes mit dem festen Griff waren verschwunden. Und Clyde war allein, ganz allein und verloren in dieser düster-schönen Welt, in die er anscheinend geführt und in der er nun verlassen worden war. Es wurde ihm merkwürdig kalt — der Zauber dieser seltsamen Schönheit ließ ihn erschauern.

Weshalb war er nur hierhergekommen? Was sollte er tun?

Roberta umbringen? Ach nein!

Und wieder senkte er den Kopf und starrte in die lockenden und trügerischen Tiefen dieses zauberhaften bläulich-violetten Sees, der sich bei andauerndem Schauen kaleidoskopartig in eine große, durchsichtige Kugel zu verwandeln schien. Aber was war das, das sich in diesem Kristall bewegte? Eine Gestalt! Näher und näher kam sie und er erkannte Roberta, die um sich schlug und ihre dünnen, weißen Arme aus dem Wasser hob und ihm entgegenstreckte. O Gott, wie schaurig war der Ausdruck ihres Gesichtes! Woran dachte er denn, um Gottes willen? Tod! Mord!

Plötzlich fühlte er, daß sein Mut, auf den er während dieser

ganzen Zeit gebaut hatte, ihn verlassen wollte, und bewußt tauchte er in die Tiefen seiner Seele mit einem vergeblichen Versuch, ihn wiederzufinden.

Kit, kit, kit. Ka-a-a-a-ah!

Kit, kit, kit. Ka-a-a-a-ah!

Kit, kit, kit. Ka-a-a-a-ah!

Wieder der unheimliche, geisterhafte, eisige und schrille Ruf dieses unirdischen Vogels! Wieder einmal rief er seine Seele in die Wirklichkeit dieser wahren oder unwahren Schicksalsfrage zurück, die mit all ihren quälenden Stacheln unmittelbar vor ihm lag. Er mußte, mußte damit fertig werden.

Kit, kit, kit. Ka-a-a-ah!

Kit, kit, kit. Ka-a-a-ah!

Was war es? Eine Warnung — ein Widerstreben oder ein Todesurteil?

Derselbe Vogelschrei hatte das Entstehen dieses unglückseligen Planes begrüßt. Dort auf jenem abgestorbenen Baume saß er, der Unglücksvogel, jetzt flog er auf und ließ sich kreischend auf einem ebenso kahlen Baume tiefer im Walde nieder. Ach Gott!

Wider Willen mußte er nochmals landen, denn da er seine Tasche mitgebracht hatte, mußte er so tun, als ob er Aufnahmen von Roberta, vielleicht auch von sich selbst im Boote oder am Ufer machen wollte. So mußte sie wieder den Kahn besteigen, während seine Tasche trocken und sicher am Ufer verblieb. Dann tat er, als ob er nach besonderen Punkten suchte, und merkte sich unterdessen genau den Baum, an dessen Fuß er seine Tasche bis zu seiner Rückkehr hingestellt hatte. Bald mußte es geschehen. Sie würden nicht mehr gemeinsam ans Land gehen — nie, nie mehr! Roberta widerstrebte, denn sie wurde müde und fand, daß sie nun bald umkehren sollten. Es mußte doch schon fünf Uhr sein. Clyde versicherte

ihr, daß er nur mehr ein bis zwei Aufnahmen von ihr im Boot mit den herrlichen Bäumen, der Insel und dem dunklen Wasser als Hintergrund machen und dann sofort umkehren wollte.

Schweißbedeckt zitterten seine Hände und seine dunklen, feuchten, aufgeregten Augen blickten überall hin, nur nicht auf sie. Und wieder befanden sie sich im Boot, ungefähr fünfhundert Fuß vom Ufer entfernt, und während sie der Mitte des Sees zutrieben, spielte er planlos mit der kleinen, harten und schweren Kamera, die er in der Hand hielt. Dann sah er ängstlich um sich, denn jetzt — jetzt war gegen seinen Willen der lang gefürchtete und entscheidende Augenblick gekommen. Keine Stimme, kein Mensch und kein Laut, kein Weg, keine Hütte und kein Rauch am Ufer! Das war der Augenblick, den er oder eine andere Macht an seiner Statt geplant hatte und der jetzt über sein Schicksal entscheiden sollte: der entscheidende Augenblick der Tat! Er brauchte jetzt nichts weiter zu tun, als eine rasche und lebhafte Bewegung zu machen — auf die rechte oder linke Seite zu springen und das Boot umzuwerfen — oder es stark hin- und herzuschaukeln, und wenn Roberta sich zu sehr wehrte, ihr mit der Kamera oder einem der Ruder einen Schlag zu versetzen. Es ließ sich machen — es ließ sich sogar rasch und einfach machen, wenn er das Herz dazu hatte oder es vielmehr nicht hatte; dann aber mußte er schleunigst davonschwimmen, Sondra und der Freiheit, dem Erfolg und dem Glück entgegen — einem neuen, schöneren Leben, als er bis jetzt gekannt hatte.

Warum zögerte er noch immer? Was war mit ihm geschehen? Warum handelte er nicht?

An diesem Wendepunkte, angesichts der äußersten, dringendsten Notwendigkeit zur Tat, waren sein Wille und sein

Mut ebensowie der Haß und Zorn plötzlich wie gelähmt. Von ihrem Sitz am Steuer sah Roberta in sein gequältes Gesicht. Plötzlich verzerrten sich seine Züge, aber statt böse, wild und teuflich zu werden, stand nichts darin als Schwäche und sinnlose Verwirrung. Es war der Kampf zwischen der Angst und dem quälenden, rastlosen und wieder unterdrückten Wunsch zu handeln, zu handeln, trotz alledem zu handeln. Vorläufig aber war der Zwang, es zu tun oder es zu unterlassen, gleich mächtig.

Die Pupillen seiner Augen wurden unnatürlich groß und durchsichtig, Gesicht und Hände spannten sich krampfhaft, die Ruhe seiner Haltung und die schwebende Unbewegtheit seines Innern wurden mit jedem Augenblick unheimlicher und drohender. Dabei waren sie nicht der Ausdruck wilder ursprünglicher Zerstörungswut, vielmehr nur der einer zeitweiligen Besessenheit und Starre.

Diese plötzliche Entrücktheit, die seltsame Unentschlossenheit standen in scharfem und schmerzlichem Gegensatz zu dem äußeren Schauplatz und fielen selbst Roberta auf, so daß sie rief: „Clyde! Was ist dir? Was gibt es denn? Du siehst so — so seltsam aus, so — ich habe dich noch niemals so gesehen. Was ist geschehen?“ Rasch erhob sie sich, beugte sich vor und versuchte sich ihm kriechend zu nähern, denn er sah aus, als würde er im nächsten Augenblick vornüber sinken oder seitlich über Bord fallen. Clyde begriff die Größe seines Mißerfolges, seine Feigheit und Ungeeignetheit zu einer solchen Tat, und eine Welle unterirdischen Hasses stieg in ihm auf, nicht gegen sich selbst, sondern gegen Roberta und ihre Macht, gegen die Macht des Schicksals, ihn auf solche Weise zu hemmen. Dabei fürchtete er zu handeln —, er wollte es nicht — er wollte nur sagen, daß er sie nie, nie heiraten wollte — daß er niemals, auch wenn sie ihn bloß-

stellte, mit ihr verreisen würde, um sie zu heiraten — daß er nur Sondra liebte und sie allein etwas in seinem Leben bedeutete. Aber nicht einmal das brachte er heraus. Ein unheimlich düsterer Zorn glühte in ihm, und als sie in seine Nähe kam, um seine Hand zu ergreifen und die Kamera in das Boot zu legen, wehrte er ihr, auch jetzt nur in der Absicht, sich von ihr, ihrer Berührung, ihrer sanften bittenden Teilnahme und immerwährenden Gegenwart zu befreien. O Gott!

Aber unbewußt hielt er die Kamera noch immer fest und stieß Roberta mit solcher Gewalt von sich, daß er nicht nur ihre Lippen, ihre Nase und ihr Kinn damit traf, sondern sie nach hinten gegen die linke Seitenwand des Bootes schleuderte, wodurch sich dieses bis zur Höhe des Wasserspiegels umlegte. Auf ihren lauten Schrei, der ebensosehr dem Schwanken des Bootes als den Verletzungen an Mund und Nase galt, stand er auf, streckte die Hände aus, um ihr zu helfen oder sie aufzufangen und sie halb und halb wegen des unbeabsichtigten Stoßes um Verzeihung zu bitten. Dabei brachte er das Boot vollends zum Kentern und beide wurden in das Wasser geschleudert. Als Roberta nach dem Untersinken zum ersten Male wieder auftauchte und ihr verzerrtes, entgeistertes Gesicht auf Clyde richtete, der sich mittlerweile in Sicherheit gebracht hatte, traf sie die linke Wand des Bootes auf den Kopf. Sie war betäubt, entsetzt, wahnsinnig vor Angst und Schmerz — wozu noch ihre grauenhafte Furcht vor dem Wasser und dem Ertrinken kam und jener Schlag, den er ihr zufällig und unabsichtlich zugefügt hatte.

„Clyde, Clyde! Zu Hilfe! Zu Hilfe! O Gott, ich ertrinke! Zu Hilfe! Ach, du lieber Gott! Clyde, Clyde!"

Und dann die Stimme, die ihm zuflüsterte:

„Ist dies denn nicht, was du dir in deiner großen Not

überlegt und gewünscht hast? Und siehe! Trotz deiner Angst und deiner Feigheit ist dieses, gerade dieses für dich geschehen. Ein Unfall — ein bloßer Unfall, ein unbeabsichtigter Stoß enthebt dich der Mühe, zu tun, was du wolltest und wozu du doch nicht den Mut hattest! Und willst du sie jetzt retten, da du es nicht mußt, da es sich um einen Unfall handelt, dich nochmals in die Schrecken des Zwanges und Mißerfolges stürzen, die dich so gequält haben und wovon du jetzt befreit wirst? Es könnte dir gelingen, sie zu retten, oder auch nicht. Sieh nur, wie sie um sich schlägt. Sie ist betäubt, sie kann sich nicht selbst helfen und durch ziellose Bewegungen kann sie auch deinen Tod herbeiführen, wenn du dich in ihre Nähe begibst. Du aber willst doch leben, und ihr Leben würde das deine jetzt nicht lebenswert machen. Warte nur einen Augenblick, den Bruchteil einer Minute. Warte — warte — und höre nicht auf diesen herzzerreißenden Schrei! Und dann — dann — Sieh hin! Es ist vorüber, sie sinkt. Nie, nie wirst du sie lebend wiedersehen — nie mehr. Dort treibt dein eigener Hut auf dem Wasser, ganz wie du es gewollt hast, an der Rudergabel des Bootes hängt ihr Schleier. Laß ihn dort; er kann beweisen, daß es ein Unfall war."

Und weiter nichts — ein paar Wellen — und der Friede und die feiertägliche Stille dieser wundervollen Landschaft.

Kit, kit, kit. Ka=a=a=ah!

Kit, kit, kit. Ka=a=a=ah!

Kit, kit, kit. Ka=a=a=ah!

Noch einmal der Ruf des unheimlichen, höhnischen, teuflischen Vogels, des Eistauchers auf dem dünnen Ast.

Langsam und bedrückt schwamm Clyde ans Land. Noch hörte er Robertas Schreien und sah ihren letzten, entgeisterten und flehenden Blick. Eigentlich hatte er sie nicht umgebracht.

Nein, nein, Gott sei Dank, er hatte es nicht getan! Aber während er an das Ufer stieg und das Wasser von seinen Kleidern troff, überlegte er: Hatte er es getan oder nicht? Denn hatte er es nicht unterlassen, ihr zu Hilfe zu eilen, obwohl er sie hätte retten können? Und war sie nicht durch sein Verschulden ins Wasser gefallen, wenn es auch unbeabsichtigt geschehen war? Aber —

Abenddämmerung und Stille. An einer verborgenen Stelle in den Tiefen jener schützenden Wälder stand Clyde, naß und allein, mit seiner trockenen Reisetasche, und versuchte, sich durch Warten zu trocknen. Unterdessen löste er das unbenützte Stativ seiner Kamera von der Tasche und suchte tiefer im Walde nach einem Baumstumpf, um es darunter zu verbergen. Hatte ihn jemand gesehen? Dann kehrte er um und überlegte, welche Richtung er einschlagen sollte. Er mußte nach Westen und dann nach Süden gehen und durfte sich nicht irremachen lassen. Und wieder der schrille, markerschütternde Schrei jenes Vogels. Dann die Finsternis, trotz der sommerlichen Sterne. Und ein Jüngling, der durch einen unbewohnten Wald mit einem trockenen Strohhut auf dem Kopf und einer Tasche in der Hand rasch, aber vorsichtig nach Süden wanderte.

SCHEELE MEMORIAL LIBRARY
3 6655 00107971 3

PS 3507 .R55 A73 v. 2
Dreiser, Theodore,
1871-1945.
Eine amerikanische trag¨odie

DATE DUE

PS 3507 .R55 A73 v. 2
Dreiser, Theodore,
1871-1945.
Eine amerikanische trag¨odie

DATE DUE	BORROWER'S NAME

Concordia College Library
Bronxville, NY 10708